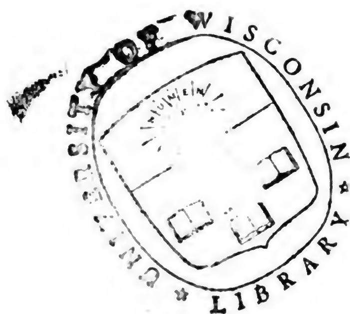
image
not
available



Der Kampf um den neuen Menschen

Neue Reden an das deutsche Volk

(18 Kapitel zu einer Geschichts-
Philosophie der Gegenwart)

von

Paul Friedrich



Straßburg im Elsaß 1904
J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel)

Meiner Ida.

Einsam bin ich zum Volk herabgestiegen,
Ich hörte dort der Menschheit Pulse klopfen;
Es blutete in stillem Leid verschwiegen,
Ich sah an seiner Brust viel rote Tropfen.

Du zeigtest mir der Sehnsucht Wunderzeichen,
Du dürstetest gleich ihm nach frischem Wasser,
Da mußt' ich Dir die müden Hände reichen
Und Liebe fühlt ich heiß, ich Menschenhasser.

Durch Dich, Du starkes Kind des Volks, Du treues,
Kam über mich ein neues Frühlingshoffen,
Ein Lebensziel erkannte ich, ein neues,
Und schönre Pfade stehn dem Glauben offen.

Den Brüdern, die gleich mir im Dunkel litten,
Darf dieses Buch die frohe Botschaft sagen,
Doch die Du treu mit mir den Weg geschritten —
Dein ist's und Deinen Namen soll es tragen.

Berlin, den 27. Juli 1903.

Motti:

Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben!
Bewahret sie!
Sie sinkt mit Euch, mit Euch wird sie sich heben.
Schiller.

Die Flamme reinigt sich vom Rauch,
So reinge sich unser Glauben;
Und nimmt man uns den alten Brauch:
Dein Licht, wer will es rauben!
Goethe.

Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen!
Beethoven.

Verlockend lautet des Versuchers Lehre,
Und immer größer wird der Narren Gilde,
Und in dem Chaos luftiger Gebilde
Versinken Manneswert und Mannesehre.
Dranmor.

Deutschland, Vaterland! Die Träne hängt
Mir an der Wimper, wenn ich Dein gedenke!
Grabbe.

Der Mensch von heute ist etwas, das überwunden werden muß.

Was groß ist am Menschen, das ist, daß er eine Brücke und kein Zweck ist; was geliebt werden kann am Menschen, das ist, daß er ein Uebergang und ein Untergang ist.

Nicht woher ihr kommt, mache euch fürderhin eine Ehre,
sondern wohin ihr geht! . . .

Vertriebne sollt ihr sein: diese Liebe sei euer neuer Adel — Das unentdeckte, im fernsten Meere! Nach ihm heiße ich euch eure Segel suchen und suchen!

Nietzsche. (Also sprach Zarathustra.)

In allen echten Gedanken sind die Keime idealer Taten.

Oskar Weißenfels.

O Gegenwart, Du „große Zeit“,
Zeit „namenloser Herrlichkeit“,
Dem starren, toten Winter gleich,
An Taten arm, an Worten reich!

Seid Wegweiser und nicht Götzenbilder!

Ein deutscher Tazitus zu sein, die schlechte Luft zu reinigen,
Wär heutzutage sehr am Platz. Mit Geißelhieben peinigen
Laßt uns die Menschheit unverzagt,
Wenn sie auch droht mit Steinigen!

Laßt uns neue Bahnen zeigen,
Vorwärts, immer vorwärts gehn,
Laßt uns ringen, laßt uns steigen,
Bis wir auf der Höhe stehn.

Paul Friedrich.

Ohne Gemeinsamkeit, ohne eine durch Liebe und Ehrfurcht belebte Gemeinsamkeit würde die menschliche Persönlichkeit nur ein sehr flüchtiges Bestandstück des Weltenganzen sein; wogegen die Betrachtung deutlich ersehener Persönlichkeiten in ihrer Wechselbeziehung und ihrem Wechselverhältnisse einer Ahnung des Weltsinnes zugeleitet.

Die Schranke des Individuellen, das schmerzlich Problematische in Welt und Leben, wird nur in der Liebe überwunden.

Heinrich von Stein.

Inhalt.

Seite

Vorwort.

Die Frage nach einer deutschen Kultur ist schon oft erhoben worden. Zu einer Hauptfrage unsres ganzen Lebens, soweit es auf idealer Grundlage ruht, wurde sie aber erst im verflossenen Jahrhundert. Nachdem der 30jährige Krieg um Leben und Tod religiöser Anschauungen Deutschland an den Rand des Verderbens gebracht hatte, dauerte es über hundert Jahre, bis sich die Nation wirtschaftlich und physisch soweit emporarbeitete, daß sich in ihr der Drang nach neuem geistigen Leben dürftig regen konnte. Daß sie es vermochte in kaum fünfzig Jahren in Kunst und Wissenschaft eine so beispiellose Höhe zu erklimmen, wie sie trotz alledem von unsern großen Dichtern der klassischen Zeit erreicht worden ist, beweist am evidentesten, welch ungeheure Lebenskraft in unsrem Volkstum verborgen ruht.

Aber die große künstlerische Blüte war auf Kosten mancher andern Seiten nationalen Lebens erreicht und das Werk Schillers und Goethes kein Ende, sondern nur ein Hinweis auf die vielen Tiefen der damaligen „Kultur". Der schöngeistige Schlendrian,

die satte Freude an dieser einen Errungenschaft rächten sich bitter, aber heilsam. Das lose Staatsgefüge zerbarst unter der Faust des korsischen Eroberers und wieder stand Deutschland vor'm Ruin.

Das öffnete endlich wenn auch anfangs noch wenigen Einsichtigern die Augen und sie erkannten, daß eine Nation ohne politisches Zusammengehörigkeitsbewußtsein ein nonsens ist.

Bei dieser Erkenntnis blieben sie nicht stehen. Johann Gottlieb Fichte, der deutschesten Deutschen einer, wagte nur im ganzen das auszusprechen, was viele schmerzlich fühlten. Er sagte unter den Augen französischer Spione seinem Volk die Wahrheit: unerschrocken nach außen, unerschrocken nach innen. Er zeigte ihnen ihren momentanen Zustand und deckte schonungslos seine Ursachen auf, aber er wies ihnen auch einen Ausweg — durch ihr Innerstes. Der Druck der Not kam ihm zu statten. Das Volk ging in sich. Aber das Wort allein hätte nichts vermocht, sonst hätte sicher Demosthenes das zerfleischte Hellas und mancher gottbegeisterte Prophet Israel erlöst. Die Männer des Schwertes suchten Mittel und Weg zur Tat und als der deutsche Frühling losbrach, da stimmten auch die Sänger ihre Leier, zu Sieg und Heldentod das Volk begeisternd.

Die Befreiung gelang. Aber die äußere politische Einheit blieb aus. Der Wiener Kongreß stellte in verändertem Maß den alten Staatenbund mit zwei Häuptern her. Damit war ein Riß in das Vaterland

gemacht und der Samen der Zwietracht gestreut. Aber umsomehr blieb der nationale Gedanke lebendig. Die Martyrien der Vaterlandsbefreier setzten sich in den Jahren der Demagogenhetze fort und trieben so zu einer schnellen Katastrophe. Aber auch das Jahr 1848 brachte die Erfüllung des Einheitstraums noch nicht. Und so vertiefte sich das geistige Leben in einer romantischen Kunst und Wissenschaft oder verausgabte sich in philosophischen Klopffechtereien. Aber wenn auch diese Zeit der Kunst nicht förderlich war, die Wissenschaft wurde kritischer und schärfer und erstarkte zu achtunggebietender Macht. Vor allem war es die Technik, die ihre Eroberungszüge antrat. Eine staunenswerte Erfindung des Menschengeistes stellte die andre in Schatten und vor den mächtigen Maschinen, die den Verkehr von Volk zu Volk erleichtern, flohen die bunten Träume in ihr Fabelreich. Die exakten Disziplinen, vor allem die so lang vernachlässigte Naturwissenschaft, zogen ihren Nutzen aus dieser Epoche erwachender Verstandeskräfte und das Maschinenzeitalter brach an.

Vor dieser kompakten Realität mußte alles Spekulative zurücktreten und so war es namentlich der Glaube, der ins Wanken geriet. Nur die politische Einheitssehnsucht wollte sich nicht ersticken lassen und endlich gelang durch das Zusammenwirken bedeutender Männer der Tat das kaum noch für möglich gehaltene.

Die größte Sehnsucht Deutschlands war gestillt.

Zugleich begann der gewaltige Aufschwung der Industrie . . . was besagte es wohl daneben, wenn Kunst und Religion verkümmerten. Die Tat und nicht Gebete hatten entschieden. — Aber bald zeigte sich die Folge dieser Verkümmerung. Die Milliarden, die an Deutschland fielen, kamen unter die Leute und eröffneten geschickten Spekulanten die Aussicht auf ein Leben voll materieller Genüsse. Die Blasiertheit war die Folge wilden Drauflosleben und dazu kam der Krach, der der Gründerperiode ein frühes Ende bereitet hatte. Da war es angenehm, einen Philosophen zu besitzen, der mit grämlichster Schadenfreude den Unwert des Lebens überhaupt predigte und dies „Alles ist ja nur Traum und Schatten" war der Trost für Menschen, die sich um ihr verödetes Innenleben zu kümmern nicht mehr den Mut und die Kraft besaßen.

Nicht, um der deutschen Einheit seine Ovationen darzubringen, hatte Richard Wagner in beispiellosem Kampf sich seine Werke abgerungen. Er hoffte, daß sich das neue Reich zur Grundlage einer periкleischen künstlerischen Kultur eignen werde. Doch diese Hoffnung war trügerisch. Denn zulang hatte die Kunst in Deutschland Aschenbrödeldienste getan, als daß jetzt die geblähten Chauvinisten und Bonvivants ihr die Herrschaft einzuräumen willens gewesen wären. Bayreuth, das er durch Glück und Ausdauer zur deutschen Kultstätte weihte, blieb seine Täuschung und die seiner Jünger bis auf diesen Tag.

Es galt jetzt, die müde Nation aus ihrem langen innerlichen Winterschlafe wachzurütteln, eine umso undankbarere Aufgabe, als die Männer jener Tage ja wirklich Großes und Schweres eben erst vollendet hatten.

So verhallte denn auch der erste Appell an die Einzelnen, daß eine Nation nur dann ein Volk sei, wenn sie nicht nur aus Nullen, sondern aus Zählern bestünde, beinah ungehört. Es war der Göttinger Professor Paul de Lagarde, der in seinen leider sehr stillosen „deutschen Schriften" dazu aufrief, mit dem Innersten ernst zu machen und eine wahre deutsche Religion zu schaffen. Erst jetzt wird ihm lange nach seinem Tod der verspätete Dank zu Teil.

Zwanzig Jahre später erschien ein Buch, das plötzlich großes Aufsehen machte. Der anonyme Verfasser besaß einen staunenswerten Blick für die zahllosen Schwächen des modernen Deutschlands. Aber es fehlte dem Buch „Rembrandt als Erzieher von einem Deutschen" die Schneidigkeit und die Force der Aggressive. Es waren geistreiche Aperçus, oft schlagend und treffend, aber der Mensch trat hinter dem Buch zurück.

Und das war es einzig und allein, was nötig war, um einen tieferen Eindruck auf die verseichteten „Bildungsphilister" zu machen.

Das Schauspiel blieb nicht aus. Als 1889 Friedrich Nietzsche wahnsinnig wurde, war kurz vorher sein verblüffendstes Werk, der „Zarathustra", er-

schienen. Beides zusammen bewirkte, daß mit einem Schlag die ganze gebildete Welt nach seinem Ausweis fragte und da ergab sich, daß dieser einsame Denker an der Barbarei und Unkultur zugrunde gegangen war. Vergebens hatte er schon in den 70er Jahren den Deutschen in seinen „zeitgemäß-unzeitgemäßen Betrachtungen" die bittersten Wahrheiten gesagt. Sie waren ebenso verhallt, wie Lagardes Ruf und Notschrei. Erst als der Mann im interessantesten Kostüm eines Antichrist und Uebermenschen erschien, fing man an, sich für ihn zu erwärmen und — zu begeistern.

So war es nur eine traurige Konsequenz, daß die Frage nach einer nationalen Kultur durch die Farçe des an Gott Gescheiterten gelöst erschien und die junge Generation posierte auf dem jenseits von Gut und Böse stehenden grand seigneur-Individualismus, der zuletzt in Dünkel, Größenwahn, Blasiertheit und Egoismus zur närrischsten Karikatur alles Menschlichen wird. Ja, man fängt sogar an unter Zusammenschweißung der Darwinschen Entwicklungshypothese mit dem Wolkenkukuksheimer Fetisch Nietzsches von einer Entwicklung zum Gottmenschen zu — phantasieren!

Daß dieses Abbiegen von der eigentlichen Zentrale des modernen Problems zu einer Modenarrheit eines falschen Aristokratentums gerade in einer Zeit, wo starke innere Feinde wie Demokratie, Jesuitismus und Materialismus im Bund mit einer meist semitischen reinen Geldwirtschaft am Werke

sind, unser gesamtes Leben zu zersetzen, besonders gefährlich ist, leuchtet ein. Es ist darum an der Zeit, das aufs eindringlichste zu sagen. Werdet Bürger, konnte Fichte rufen. Wir aber sagen: Bleibt Bürger, Bürgen für die Integrität des Landes, dessen Sprache ihr sprecht und dessen Zukunft die eure ist, aber werdet Menschen. Nicht Uebermenschen oder ähnliches Gesindel, das unter eigener Flagge segelnd die Ordnung der Dinge stört, ohne eine höhere zu begründen, sondern Menschen in Gott. Weder Sklaven noch Herren, freiwillige Diener des Besten in euch, das euch adelt und verpflichtet.

Wachsen sei eure Losung und Bauen. Aber von innen nach außen . . . nicht umgekehrt. Nur so wird eine deutsche Kultur[1] möglich.

Lindau im Bodensee, im August 1903.

Paul Friedrich.

---

[1] Vergl. hierzu meine früheren Aufsätze „Wiedergeburt“ (in der Broschüre: Akademische Bühnenspiele herausgegeben von Curt L. Walter im Selbstverlag) 1902, „Ausblick in die Zukunft“ deutsche Buchhandelsblätter, Erfurt, Ohlenroth (auch in Separatdruck erschienen) 1902, „Die Kunst im Kampf der Weltanschauungen“ Nord und Süd (Jan.) 1903, „Kulturgewissen“ und besonders „Philosophie der Erlösung“ (Heinrich von Steins „heroische Weltanschauung“) in „Hochland, Blätter für Höhenkunst und Geisteskultur“ Pierson, 1903.

I.

Einleitung: Das Zeitalter von 1850—70.

Wenn ein Jahrhundert zur Rüste geht und ein neues heraufsteigt, hat die Menschheit naturgemäß etwas auf dem Herzen: viel Freude über das Vergangene, schon weil es vergangen ist und gewisse bange Erwartungen für die Zukunft. Und so ist denn auch am Anfang des vorvorigen Jahres, verfrüht, wie das bei unserer schnelllebigen Zeit nicht Wunder nimmt, des Redens und Schreibens kein Ende gewesen. Beschönigende Flachheiten im Posaunenton über die errungene Höherentwickelung, stimmungsvolle, meist inhaltslose Phrasen für die Zukunft, sehr viel Druckerschwärze und sehr wenig Notwendiges.

Die illustrierten Bücher und Zeitschriften haben gewiß ihre Berechtigung: sie zeigen für wenig Geld in — zum Teil sehr guten — Reproduktionen die historischen Phasen und die Entwickelung einer hundertjährigen Kultur als Anschauungsunterricht; und trotzdem ist der Nachteil größer als der Vorteil. Erstens

sind sie schnell hingeworfen, meist, um ein momentanes Geldbedürfnis zu decken, zweitens überträgt sich die oberflächliche Betrachtungsweise auf den naiven Leser, der ob des Erstaunens über so viel Geist und Herrlichkeit an eigenem Dünkel nicht ärmer wird und drittens sagen sie einem Gebildeten nichts. Denn von dem, was bleibend ist, nämlich dem Essentiellen, wissen sie nichts. Für sie ist alles Faktum: ein Anderssein ist ihnen undenkbar: sie sind typische Reproduzenten der Historie im schlechtesten Sinne des Wortes: sie verstehen eben bloß Tatsachen. Bei einer solchen Betrachtung einen wirklichen Blick in den Geist der Zeit zu tun, ist unmöglich, und noch unmöglicher ein aktives Umwandeln des Materials als Waffe für die Zukunft, was eine Art lebendiger Betrachtung wäre, die für ein Kind seiner Zeit unstreitig den größten Wert hat.

Wir wollen nun hier nicht im entferntesten noch einmal aufzählen, was allzuoft schon gesagt ist; wir wollen hier nur die zweite Hälfte des soeben vergangenen Zeitraums uns noch einmal vergegenwärtigen und auch das nur als unumgänglich notwendige Einleitung in die Strömungen unserer Tage und der nächsten Zeit. Dabei legen wir auf abgeschlossene, zur Historie gewordene Fakta kein allzugroßes Gewicht, sondern vielmehr auf solche Ereignisse, die noch fortwirken am Kleide der Zeit. Es erhält dadurch diese Abhandlung eine Art von medizinischem Anstrich, da es sich um Metamorphosen handelt, die teils als

Absterbe-, teils als Weiterentwickelungssymptome in Frage kommen. Daß wir der Kunst neben dem Ethos den größten Raum einräumen, erscheint billig, weil wir mit ihnen am vertrautesten, notwendig, weil sie die trefflichsten Spiegel der Zeit sind: sie sind die Blüte des Menschlichen, und man ist ja, nicht ganz mit Unrecht, geneigt, die Vorbedingungen einer Blüte nur um ihres Daseins willen zu bewerten. —

Wie sieht jetzt die Zeit, möglichst unbefangen aber kritisch betrachtet, aus?

Es ist eine Uebergangszeit. Ohne Frage! Viel Faules, Ueberlebtes, viel Wertloses, Lebensunfähiges, einiges Zukunftverheißendes ist da; nichts an sich, nichts von dem man mit dem alten Berserker Friedrich Wilhelm I. sagen könnte: «comme un rocher de bronce». Mit der Philosophie der jüngsten Vergangenheit ist gebrochen, aber über die wenig Neues schaffende Orkanphilosophie Nietzsches ist noch nichts gekommen, und doch fühlen schon viele, daß auch sie unsrer Sehnsucht nichts mehr sein kann. Mit den orthodoxen Anschauungen der Kirche hat man ebenfalls gebrochen, aber noch ist keine Versöhnung des ewigen Kernes der christlichen Religion und der naturalistischen Wissenschaft geschlossen. In der Jurisprudenz und der Sittlichkeit ist eine humanistisch gefärbte Laxheit und Unsicherheit der vielleicht zu großen Strenge früherer Zeiten gefolgt und ein gesundes Mittelmaß noch nicht gefunden worden. In der Kindererziehung beginnt ein ästhetisierendes Spielen

an Stelle eines mit Recht unmöglich gewordenen Formeldrills zu treten, dem Weibe werden täglich neue Lebenswege geöffnet und der Kultur- und Bildungsdoktoreien am untersten Stande gibt es zahllose Variationen. Dem realistischen Kostüm der Kunst ist das romantische gefolgt: bleichsüchtige Jünglinge sind wieder literaturfähig und „Sehnsucht" heißt das Schlagwort der Zeit.

Vor 50 Jahren sah es allerdings ganz anders aus. Damals herrschte der Universitäts-Professor, der wissenschaftlich Gebildete. Aber nicht nur da, wo er zu Hause war, nämlich im stillen Kämmerlein bei treuer Arbeit, sondern unter dem Eindruck der Pariser Revolution auch da, wo er nichts sein konnte. Noch kurz vor 1850 saßen die Dahlmann und Uhland im Frankfurter Parlament, hielten die bestgedachten Reden und gaben dem Ideal jener vormärzlichen Tage, dem schöngeistigen Romantiker auf dem preussischen Thron an Redegewandtheit nichts nach. Aber das war harmlos, es war zwar eine Blamage, aber es war eine harmlose. Weniger harmlos war der Rationalismus der philosophischen Köpfe jener gärenden Zeit. Zwar war die kühle Verstandesschärfe Hegels und sein Panlogismus an sich betrachtet nicht ohne Größe, aber die öde Schematisierungssucht auf allen Gebieten mußte schon Reaktionen hervorrufen. Und eine der folgenreichsten, weil maßlosesten, war Straußens Angriff auf das übersinnliche Christentum. Strauß war der erste jener Revolutionäre,

die sich bald überall gegen die zur leeren Phrase gewordene Harmonie der Weltvernunft erhoben. In der Ethik rang damals zugleich mit dem kleinlichsten persönlichen Hohne der Pessimismus Schopenhauers gegen die seligen Idealisten. Und einsam, bloß vom kleinen Kreise der Berliner Wassertrinker bejubelt, schrieb Stirner in der Stille das radikalste aller Philosopheme, das einem Anarchismus das Wort redete, der in sein gerades Gegenteil umschlug. Noch einen schwereren Kampf kämpfte redlich Ludwig Feuerbach, bis er nach furchtbarem Streit dem Materialismus in die Arme sank. Und diesen höher zu züchten machten sich zugleich neben diesen ehrlichen Theoretikern ehrgeizige Praktiker zur Aufgabe, nämlich die politisch klarsten und zugleich verwegensten Köpfe der 48er Regierungsfeinde. Die Revolution hatte doch den Sauerteig mit der Hefe in Berührung gebracht, und es waren zunächst wieder wie heut vor 15 Jahren schwächliche Poeten, wenn auch nicht so schwächlich wie die jüngeren, die in Mitleid machten, jedenfalls mit mehr Talent wie die von 1885—90.

Aber neben diesen Sängern waren auch bedeutendere Menschen, die organisatorischen Blick hatten, so in erster Linie der Jude Ferdinand Lassalle, eine höchst interessante Persönlichkeit und neben ihn traten dann in erster Linie Marx mit seinen epochemachenden Schriften über das Kapital und weiter Engels und die andern Genossen in den

übrigen Kulturstaaten. Politisch war diese Zerfahrenheit und Zerrissenheit nicht zu verdammen: denn Preußen ging nach Olmütz und die jämmerliche Mißwirtschaft Habsburgs war unentwegt am Ruder.

Da gelang es im Stillen einer besseren Partei im Volke emporzukommen. Preußen feierte eine zweite Wiedergeburt und hier ist der Platz, den Namen von Roon mit nationaler Dankbarkeit zu nennen. Alles zersplitterte: Preußen konsolidierte sich, um nach zehn Jahren schwerer Kämpfe mit einer unerhörten Expansionskraft seine Machtsphäre über den deutschen Staatenbund auszudehnen.

Die Kunst war im Jahrzehnt von 1850—60 machtlos gewesen. Hebbels grüblerische Problemwälzerei entbehrte zu sehr der dichterischen Frische, um seine sozialen Dramen zu lebendigen Kulturfaktoren zu machen; noch unfruchtbarer war Otto Ludwigs Sysiphusqual, die diesen hohen Geist in Selbstkritik ersticken ließ; sonst war alles Epigonentum . . . .

Nur einer rang sich damals mit wahrhaft übermenschlicher Kraft durch jene unfruchtbaren Jahrzehnte: Richard Wagner, in dem die Sehnsucht jener Zeit Fleisch und Blut geworden. Ein ähnlich gearteter herrlicher Streiter für Größe und nationales Empfinden in der Kunst brach damals wie so viele hochbegabte Kämpen für Licht und Herrlichkeit wahnsinnig zusammen: Alfred Rethel, dessen „Totentanz“ das größte künstlerische Denkmal von 48 bleiben wird. Wagner jedoch war nicht nur

stärker, sondern auch glücklicher. Dort, wo der Tempel höchster Menschenfreundschaft steht, lebte ihm in den Jahren der größten Not der edelste Freund, und genau 50 Jahre, nachdem in Weimar Goethe und Schiller Hand in Hand gewandelt waren, führte Liszt mit eiserner Energie des Verbannten „Lohengrin" zum ersten Male dem Deutschland jener Tage vor. Und trotzdem Wagner die größten Hoffnungen nationaler Kunstsehnsucht übertroffen hat, dürfen wir doch nicht beim einseitigen Bewundern stehen bleiben, sondern müssen etwas beklagen, was im Zusammenhang mit der Kultur der 70er Jahre steht. —

II.

R. Wagner. Materialismus. Realismus. Darwin. Bismarck.

Es ist das französische Element, das dem musikalischen Reichtum Wagners schon früh einen Giftstoff beimischte, den er erst ganz spät in der letzten Periode seines Schaffens abzuschwächen vermochte. Wagners heiße fast romanische Sinnlichkeit ließ ihn den Venusberg so einzigartig vor uns auftun, aber der Pariser Aufenthalt seiner Jugend war seiner ganzen Kunst ungünstig. Von Heine, dem frivolen Spötter und Kosmopoliten, empfing er wie Hebbel erste, entscheidende Anregung. Von ihm kam er zum Tannhäuser, durch ihn zum Holländer. Und später, als er mit gewaltiger Kraft den Kampf seines dualistischen Wesens siegreich für sein Deutschtum durchgerungen hatte, erhielt seine nach Gesundheit und Urkraft strebende Kunst einen mystisch-ekstatischen Zug, indem das zu stark betonte erotische Moment nun zum Zentralpunkt seiner Mythen- und

Sagenschöpfung wurde: hier fand er sich mit Schopenhauer und sang in „Tristan und Isolde" das Hohelied des Pessimismus. So mußten seine Götter vergehen und von all dem Riesenhaften, was er gestaltete, blieb bloß ein negatives Fazit übrig. Darum hat sich auch die Gunst der Kenner mehr und mehr zwei Werken zugewandt, die dieses Gift des erotisch-mystischen Pessimismus nicht enthalten oder es überwinden. Als heitres Sonnenbild gesunden nationalen Herzschlags gab er uns das Hohelied von deutscher Arbeit in den „Meistersingern"; als ideales Weihefestspiel den „Parsifal", der allein in einer anders gearteten Zeit zeigte, daß Kunst und Religion als Kinder der Sehnsucht, des Besten im Menschen, unvergänglich sind. Im „Parsifal" liegt Wagners Triumph: in dieser altruistischen Demut das Wahrzeichen höchster männlicher Kraft. Wir betonen das umsomehr, als Nietzsche grade von diesem Punkt aus, wo er ja seinen Abfall von Wagner dokumentierte, objektiv zu beurteilen sein wird.

Wie gesagt: Wagners Bestrebungen wurden deshalb das grandiose Gesamtkunstwerk ihrer Zeit, weil sie 1. zeitgemäß, aber zugleich, 2. jener Epoche diametral entgegengesetzt waren. Sie werden weniger unantastbar bleiben als Beethovens Werk, weil sie zuviel vorübergehende Strömungen in sich ziemlich unvereinbart zeigen.

Aber was für ein Kampf war es auch, den echte

Kunst damals zu führen hatte! Damals, als Büchner aus Charles Darwins großem biologischen Gesetz seine materialistischen Konsequenzen zog und mit seinem „Kraft und Stoff" das Christentum und die Teleologie vernichtet zu haben glaubte. Allem Transzendentalen, Spekulativen wurde man abgeneigt und so kam denn die so nötige Uebergangsepoche des reinen Realismus.

Dem materialistischen Extrem gegenüber blieb die Kunst auf halbem Wege stehen. Sie wollte bloß Einfachheit und Gesundheit und suchte mit Gustav Freytag das Volk bei der Arbeit. Der Bürgerstand mit seinen Leiden und Freuden wurde herrschend: Bauernfelds Lustspiele und Freytags „Journalisten" sowie Spielhagens erste Romane sind bezeichnend für diese Zeit.

Daneben kam dann auch das Popularisieren der Geschichte auf. Was von den großen Historikern des ersten halben Jahrhunderts ans Tageslicht gefördert war, wurde nun, seicht und angenehm gemacht, in Romanen dargeboten. Und die Tragödie suchte sich — ein erstes Symptom der Décadence — statt der Helden die großen Verbrecher aus und versuchte sie zu retten.

Darwins Tat war für die Wissenschaft von größter Bedeutung. Sie wies streng und folgerichtig im Rahmen seiner Theorie den Konnex aller Lebewesen nach und nahm dem Menschen mit vollem Recht physiologisch seine Ausnahmestellung. Zahllose Konse-

quenzen waren zu ziehen und wurden gezogen. Man begann sich wieder mehr mit dem der Menschheit näher gerückten Tier- und Pflanzenreich zu beschäftigen und fand, was auch heute noch eine ungelöste Frage ist, daß man neben einem ungeheuern Ballast geistigen Wissens doch von den einfachsten Naturvorgängen gar nichts oder nur wenig wußte. Die Naturwissenschaften kamen hoch als Reaktion gegen die einseitige konstruktive Naturphilosophie Schellings und seiner Schule. Ihre fundamentalen realistischen, von Goethe bereits vorausgeahnten Erfolge kamen auch der Technik und Industrie zu statten, sodaß nach und nach der Chemiker, der Ingenieur und der Arzt die erste Stelle einnahmen.

Aber wie alles sein Gutes hat, hat es auch sein Schlechtes. Und so fing der Mensch an, immer mehr dem Tage zu dienen, sich forschend in Kleines und Kleinstes zu vertiefen, und darüber das All zu vergessen, das ἐν καὶ πᾶν.

Wie eine Welt für sich ging neben diesen Zeitströmungen die Politik ihre eignen Wege. Und kraft der Suprematie Preußens und Bismarcks gelang Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre der glorreiche Abschluß der alldeutschen Träume, die Gründung eines freilich noch sehr gegliederten Reiches.

III.

Die Gründerjahre. Italien. Französische Einflüsse. Aufschwung der Industrie.

Physisch hatte Deutschland Frankreich besiegt; es hatte die Scharte ausgewetzt, die ihm einst Napoleon geschlagen hatte. Es hatte ohne Beteiligung der andern Mächte, geleitet von dem Genie eiserner Männer der Pflicht und der nationalen Treue, das noch kurz vorher für unmöglich Gehaltene vollbracht. Auf den blutgetränkten Feldern von Sédan und Orléans ward das alte Bruderband zwischen Nord und Süd wieder geschmiedet. — Zur selben Zeit vollzog sich in Rom die Einheitsbewegung und die Schöpfung Italiens, wo ebenso alte Hoffnungen erfüllt wurden und ebenso wie in Deutschland blieb ein Rest, der sich dem Ganzen widersetzte, aber gefährlicher war als die Bundesstaaten: die Kurie.

Von Frankreich und Rom aus hatte Deutschland die nächsten Jahre schwere Anfechtungen zu bestehn. Aber während es dem sichtbaren Feind ultramontes

Auge in Auge blickend widerstand, erlag es, und zwar gründlich, dem schleichenden Gift des bezwungenen Erbfeindes. Dem Dogma von der Infallibilität des Papstes folgte der Streit zwischen Alt- und Jungkatholiken, in dem sich der bayrische Professor Ignaz v. Döllinger als unerschrockener Kämpfer gegen das Papsttum einen Namen machte, und für Preußen dann der unerquickliche Kulturkampf, wie ihn Virchow nannte, der bei der zähen Macht des konservativen Klerikalismus noch lange nicht beendet ist. Man sah aus dieser theologischen Bewegung, was trotz Materialismus und Atheismus die Kirche noch für eine Macht war, aber gerade in jenem Kampf trat schon das deutlich hervor, daß die modernen Evangelischen hier bloß eine durch Tradition zur Macht versteinerte Lüge zu bekämpfen meinten und die lebendige Wirkung des religiösen Moments in der katholischen Kirche nicht genügend erkannten. Wenig sympathisch erscheint der künstlerische Kampf Wilhelm Buschs gegen die Kurie, der mit ideallosem, durchaus pessimistischem Humor die Kirche verhöhnte, so vor allem im „Heiligen Antonius".

Aber ganz anders war der Sieg des gebrochenen Frankreichs.

Schon die ganze Folge permanenter Krisen, die Reihe unfähiger Menschen, die dem großen Abenteurer gefolgt waren, hatten Frankreich heruntergebracht. Scheinheiligkeit und Jesuitismus auf der einen, Liberalismus und Sozialismus auf der andern Seite

hatten das ihrige getan. Der Bürgerstand zu den Zeiten des Staatsstreichs Napoleons III. war ebenso ruiniert, wie der Adel vor der Revolution.

Während Hugos männliche, nur leider zu bombastische Natur unentwegt seinem Volke Ideale vor Augen zu führen sich bestrebte, gewannen vielleicht größere Talente, aber unbedingt minderwertigere Persönlichkeiten bald den größten Ruhm. Man hatte sich für die Bohème begeistert und von ihrem Wirken kann neben Murgers weltberühmtem Buch die größte Frau jener Tage, die herzlose George Sand, Zeugnis ablegen. Sie kokettierte mit Liszt, sie verließ Chopin, sie ruinierte Alfred de Musset.

Um den Abgrund von Genußsucht und Weltekel zu ermessen, braucht man nicht zu Lord Byron zurückzugehen, wer Mussets „Rolla“ gelesen hat, weiß, daß diese Gestalt Frankreich bedeutete. In solchen Zeiten hatte denn auch die beißende Satire des gemeinen Balzac Aufsehen erregt; seine Abhandlung über die Ehe kann als Normalkodex eines lebensunwerten Zeitalters genannt werden. Und nun, als die Montijo Kaiserin wurde und ihre hohen Stiefelchen, ihre Krinolinen das höchste Gesetz eines Volkes wurden, als der schwächliche Kaiser geschickte Intriguenspiele zu spielen verstand, war Paris wieder «tout le monde». Ein grauenhafteres Bild jener Zeit als Baudelaires «Fleurs du mal» und Rops' satanische Zeichnungen kann es nicht geben. Einige von Baudelaires Gedichten mußten gelegent-

lich unterdrückt werden. Der opiumsüchtige Infernaliker starb kurz nach dem Zusammenbruch des empire an Gehirnerweichung. —

Und gerade dies Gift, das Frankreich nach Sédan brachte, ergoß sich nun nach Deutschland; Berlin als junge Kaiserstadt blieb nicht lange in seinem nationalen Taumel. Das geschmacklose Gretchenkleid von 1870 kam bald wieder ab und Deutschlands Frauen küßten ihrer Päpstin Eugenie den Fuß.

Kleists Hermannsschlacht wurde nicht oft auf dem Theater wiederholt .... die junge Weltstadt hatte jetzt andere Fragen zu beantworten. Es wurde gebaut, fieberhaft gebaut, der Turmbau von Babel ist ein gutes Bild dafür. Strousberg war der Entrepreneur und die Milliarden kamen unter die Leute. Tausende verspekulierten und fanden einen gewaltsamen Tod, nachdem sie sich kurze Zeit auf dem Lotterbett gewälzt hatten. Natürlich war Schopenhauer nun der Modephilosoph, aber das Positive, was er lehrte, fand keinen Boden. Und die neue Zeit fand auch ihren Dichter: Grisebach heißt er, Tannhäuser nannte er sich mit Recht: eine wahnwitzige Glut lodert aus seinen Gedichten; aber sie ist überhitzt und zeigt schon starke Perversität. Und ihm folgte dann, um das Maß an Dekadenz voll zu machen, Sacher-Masoch, dessen geschlechtliche Monstrosität sich in der medizinischen Forschung über das Geschlechtsleben einen bleibenden Namen gemacht hat.

Man sieht: tiefer konnte die Zeit kaum sinken:

sie ist, zu unsrer Schande müssen wir es gestehen, noch tiefer gesunken, vom Bordell bis zum Irrenhaus.

In der bildenden Kunst herrschte süßliche Linienzeichnung nackter Schönheiten ohne Modelle, oder ödeste genre-Malerei ohne Farbenempfindung und Naturstudium, in der Dichtung nichts als Pessimismus, zu dem von edlerer Seite das ergreifende Requiem des unglücklichen Schweizers Dranmor nebst seinem glutvollen „Dämonenwalzer" zu rechnen ist, im Leben industrielle Spekulation, Schwindler- und Jobbertum, Geldgier und wüsteste Sinnlichkeit — und in dieser Zeit rief Wagner Deutschland von Bayreuth aus zu: „Wenn Sie nur wollen, dann haben wir eine deutsche Kunst."

Aber keiner wollte: keiner. Demgemäß gingen sodann wieder viele ernstere Geister zugrunde: So starb der seelenvolle Heinrich Leuthold 1879 in Geistesumnachtung, so ebenfalls der historische Tragödiendichter Albert Lindner 1888, so ebenfalls der Dichter des 1883 berühmt gewordenen Lutherfestspiels Hans Herrig 1892 in Weimar. Wer sein beißendes Gedicht „Die Schweine" gelesen hat, wird eine Vorstellung von jener Zeit bekommen. Die Wissenschaft wurde immer dünkelhafter. Gewiß hatte sie, was die Naturwissenschaften und die Industrie betrifft, in jenen Jahren Großes und Größtes geleistet.

Wir haben in dieser Zeit alles zu Wege gebracht, was jetzt auf der Pariser Weltausstellung dem Volk

der Dichter und Denker die technische Superiorität über alle Völker gab. Wenn wir Namen wie Gruson, Borsig, Krupp, von Siemens, Henckels-Solingen, v. Stumm-Hallberg nennen, so ist damit bloß ein winziger Prozentsatz dieses großen Kontingents von technischen und industriellen Größen genannt. Maschinen, Telegraphen, Kabel und Dampfschiffe waren der Erfolg jenes Jahrzehnts.

Unter dem Druck dieser maschinellen Eroberungen konnte der edle Idealist Robert Hamerling in seinem „Schwanenlied der Romantik" singen:

Ihr scheltet, Du klebst am Moder nur der Vergangenheit,
Wir aber hoffen und heischen Neues von neuer Zeit:
Begrüßen wir erst erneuten Lebens Dämmerung,
Verjüngt wohl auch das Herz sich, nimmt wohl die Dichtung neuen Schwung!
O, süßer Wahn, wie gerne schwelgt' ich in Deinem Glück!
Doch unerbittlich steht es vor meines Geistes Blick:
Je mehr des Geistes Leben sich auf sich selbst besinnt,
So ärmer wird der Bronnen, aus dem der Quell der Dichtung rinnt.
Es altet die holde Tochter des Himmels, die Phantasie;
Verstandes Hauch durchkältet die Kunst, die Poesie:
Vor seinem Zepter schwindet, wie vor dem Tag die Nacht,
Des Herzens unbewußte, schöpferische Zaubermacht!
Im Hintergrund der Zeiten, seh ich ihn grüßend stehn,
Das arme Leben versteinernd, mit seines Mundes Wehn:
Ich seh ihn, den jetzt, o Menschheit, Du Deine Leuchte nennst,
Als drohend aufgerecktes, gorgonenhaftes Weltgespenst! —
Ihr sagt: Mag schwinden der Künste, der Dichtung spielende Lust,
Aufstehn zu neuem Leben die Völker, selbstbewußt;
Der Staaten Macht und Ordnung, der Stämme Kräftigung,

Ist aller Ziele Höchstes und macht die Menschheit wieder jung!
Ich aber sag Euch: Herrlich sind Einheit, Größe, Macht
Den Völkern; doch vergebens entfalten sie ihre Pracht,
Wenn ihr den Götterfunken nicht in der Seele hegt,
Wenn inneren Verderbens Keim sich in den Herzen regt!
Wollt ihr euch nah betrachten solch Musterbild der Zeit?
Am Strand der Seine blühet seine Herrlichkeit.
Da lebt ein Volk, das einig und stark und ruhmberauscht
Und dessen Lebenspulsen die halbe Welt in Spannung lauscht.
Wie muß der Menschheit Blume gedeihn zu hohem Ruhm
In solchem Lande! Wär es nicht alles Schönen Heiligtum?
Und doch — da klingt die Parole: Gold und Genuß!
Und nach des Lebens Früchten greift wild die Gier des Tantalus.
Ein hohes Ziel nur gibt es: das ist die — Million!
Und wer es kühn errungen, als neuer Salomon —
Ruft er: Die Welt ist eitel und alles ist ein Traum —
Außer Phrynenbusen und zischendem Champagnerschaum!
Im goldgeschmückten Prunksaal schlägt ihr Pfauenrad
Blitzäugig die schimmernde Hoffart; die Dirne geht im Staat,
Keine Mutter gibt es; in Prunkgemächern, schwül
Und üppig bläht die Schande sich buhlerisch auf sammtnem Pfühl.
Um schimmernde Juwelen verschreibt das schönste Weib
Einem grauen Buhlen freudig ihren Leib
Und ihre Seele der Hölle. Die Frechheit blickt mit Spott
Ins Angesicht der Tugend, bis dies vor Scham wird blutigrot.
Doch rühmend hör ich nennen als höchsten Völkerhort
Die Freiheit . . . Heilige Freiheit, das goldene Zauberwort,
Wer pries es nicht? Doch wollt ihr sehn, wie wunderbar.
Freiheit allein die Völker zum Ziele bringt. Ich zeig es klar.
Stolz auf sein Sternenbanner, auf seines Goldes Macht,
Blüht in der Welle des Westens in weit gerühmter Pracht
Kolumbia. Sie sagen, die Freiheit blühe dort:
Europa lauscht und Scharen hinüberlockt das Zauberwort.
O ziehet hin und schauet dies gepriesne Land,
Atlantis, wo sich dehnt ein weithin offner Strand,
Der Völkerwogen aufnimmt und einet, gastlich frei,

In — einem Riesenpfuhle moderner Lebensbarbarei.
An der Natur noch reichem, fast unberührtem Tisch
Sitzt ein Geschlecht, das nennt ihr kraftvoll und lebensfrisch:
Dem starret voll der Säckel, dem glänzt die Backe wohl;
Doch an des Herzens Stelle klafft eine Lücke, schaurig hohl!
Ware dort ist alles: auch der Mensch. Es schafft
Geltung sich die Klugheit, der Reichtum und die Kraft.
Aber der Charis Kränze vergilben im Kohlendunst,
Die Muse schweigt und einsam im leeren Tempel steht die Kunst.
Seht, das ist das Leben, wenn der milde Glanz
Des Schönen weggestorben, wenn der Blütenkranz
Des Herzens liegt entblättert, wenn wir abgetan
Den welken Schmuck des Alten, und wandeln stolz auf neuer [Bahn.
Sehet, solches wirken Freiheit, Größe, Macht,
Sehet, so entfalten sie allein die Pracht
Eines Völkerlebens, wenn der goldne Traum
Des Ideals dem Menschen zerronnen ist wie eitel Schaum!

IV.

Die 80er Jahre. Soziale Frage. Regierungsantritt Wilhelms II. Kolonialpolitik.

Durch alle diese Faktoren, besonders durch die kolossalen Errungenschaften auf industriellem Gebiet, die einen Wald von Fabrikessen aus der Erde trieben, kam es dahin, daß bei der Leistung, die die Dampfkraft bewältigt, Menschenwert und Einzelarbeit sanken. Dazu kam die Genußsucht der Gründerjahre und das Ausbleiben einer großen nationalgeistigen Kultur. Auf der Bühne herrschten die gelehrigen Schüler des verfranzösierten Heinrich Laube, Paul Lindau und etwas seichter noch Adolf l'Arronge, auch Oskar Blumenthal begann damals schon der großen Kunst, für die er sich durch seine Ausgabe Grabbes verdient gemacht hatte, Valet zu sagen, um den schlüpfrigen Boden des Saisontums zu betreten. Geld war die Losung und die Bourgeoisie sah bald in Trüffelpasteten ihr Höchstes. Aber nun gab es in Deutschland wie aller-

wärts der Enterbten genug, sie wurden durch den Kontrast zu ihren luxuriösen Arbeitgebern und durch die ausschließliche Beschäftigung des neuen Reichs mit der Kurie in eine unnatürliche Lage gebracht und waren mit Recht über das Ausbleiben heilsamer Reformen erbittert. Diese Erbitterung richtete sich gegen das monarchische Prinzip überhaupt und so kam es zu den Attentaten Nobilings und Hödels auf den herzensguten alten Kaiser. Die Folge war zunächst ein Schritt, der viel Unheil hervorrief: Der Erlaß des Sozialistengesetzes (1878), der Bismarck als unverbesserlichen Reaktionär und Krautjunker bei den Demokraten in Verruf brachte, und ihre Erbitterung steigerte. Ihre Erlasse wurden immer drohender, Attentate auf gekrönte Häupter waren als anarchistische Folgen keine Seltenheit mehr, überall witterte man den Umsturz. Gut malt der Vers eines noch lebenden aber längst vergessenen jungdeutschen Dichters die Schwüle jener Zeit:

Die Männer aus Genieland schwinden
Und einsam wird es um den Thron
Und drohende Gewitter künden
Die nahende Revolution.

Und solche Ansichten schienen gerechtfertigt, als es sich zeigte, daß nach Aufhebung des Sozialistengesetzes (Oktober 1889) bei den Reichstagswahlen am 20. Februar 1890 die Stimmen jener Partei von 774189 des Jahres 1887 auf 1341587 angewachsen waren. Wenn man bedenkt, daß 1881—87 viele Städte in

kleinen Belagerungszustand versetzt wurden, daß 1887—89 unzählige Prozesse wegen Majestätsbeleidigung folgten, daß Anhänger des Anarchisten Most versucht hatten, bei der Enthüllung des Niederwalddenkmals die deutschen Fürsten in die Luft zu sprengen, daß 1885 der Polizeirat Rumpf in Frankfurt a. M. ermordet worden war, so wird man verstehen, daß die Regierung andre Wege einschlagen mußte, wenn sie zum Frieden kommen wollte. Die kaiserlichen Botschaften von 1881 und 1883 waren das erste Zeichen, daß die Regierung etwas tun wolle, und so kamen die Unfall- und Krankenversicherungsgesetze zustande, denen dann der jugendliche, zunächst für Sozialreform ehrlich begeisterte Kaiser Wilhelm II. das Gesetz über Arbeiterschutz folgen ließ. Der Achtstundentag und die Sonntagsruhe, neuerdings auch der Neunuhrladenschluß sind Beispiele von dem fortgesetzten Entgegenkommen, das auch durch eine weniger feindselige Stellung in der Sozialdemokratie zwar nicht bewußt angedeutet, aber unbewußt ausgedrückt wurde. Denn die Partei, die zwar noch immer, wenn auch Liebknecht dahin ist, unter Bebels Leitung recht floriert, wie ja die letzten Reichstagswahlen beweisen, hat schon und gerade in letzter Zeit Spaltungen erfahren, die ihr nicht günstig sein werden. Wenn sie auch durch Widerspruch gegen jedes rücksichtsvolle Benehmen von höherer Seite existieren muß, weil sie nur so leben kann, so ist doch noch dazu durch das

kolossale Anwachsen der Zentrumspartei, mit der sich die Demokraten nicht, wir dürfen wohl sagen, nie finden werden, eine momentane Gefahr beseitigt und wir glauben, daß das drohende Gespenst der sozialen Frage bald ganz auf friedlichem Wege verschwunden sein wird. —

Auf politischem Gebiet haben wir den Tod Kaiser Wilhelms I. und seines unglücklichen Sohnes zu beklagen, aber wir dürfen doch sagen, daß es für die gedeihliche Entwickelung Deutschlands ein Segen war, daß nicht Friedrich III., sondern Wilhelm II. dazu berufen war, das Reich in einer Zeit zu leiten, die eine völlig gesunde und starke Persönlichkeit verlangte. Denn Deutschland war nicht mehr das von 1878, wo der glänzende Berliner Kongreß die Balkanfrage schlichtete. Es galt, das Reich entweder auf der Höhe einer nahezu ersten Weltmacht zu erhalten, oder es anständig in gemessenem Tempo von seiner Höhenstellung bergabzuführen. Deshalb begrüßten auch soviele gedruckte Broschüren und Artikel den Regierungsantritt Wilhelms II., weil man sich vor einem Wendepunkt sah. Und dieser Wendepunkt trat ein. Alte und neue Zeit standen sich Auge in Auge gegenüber: hier der große, im Dienst des Vaterlandes ergraute Baumeister des neuen Kaiserreichs, dort ein jugendlich hochstrebender Mann, dessen Herz für die Armen und Bedrückten schlug, die Bismarck als Genie verachtete. Und so kam es zum Bruch wegen der Stellungnahme zum Sozialismus. Bismarck mußte gehen. Eine tiefe

Erregung ging damals durch alle Gemüter und es ist ein Zeichen von einer großen Persönlichkeit, wenn acht Jahre später (1898) das deutsche Volk beim zehnjährigen Regierungsjubiläum Wilhelms II. mit Stolz und Bewunderung auf seinen reifen Herrscher sah, der doch nachträglich in manchen Stücken Bismarck Recht geben mußte und schon durch sein energisches Eintreten für eine immer bessere In-Standsetzung der Armee in ihr ein Gegengewicht gegen die Sozialdemokratie schuf.

Noch mehr als einmal drohte auch nach außen hin ein neuer und von allen gefürchteter Krieg zu entbrennen. Doch erwies sich unter andern Boulanger als zu schwach, um an Deutschland blutige Revanche zu nehmen.

Dagegen ergaben sich nun ganz naturgemäß für Deutschland weitere Fragen, wie es seine Machtsphäre ausdehnen könne und so trat es ohne große Krisen in die Aera der Kolonialpolitik.

Schon seit den 60er Jahren hatten sich deutsche Gelehrte an der Durchforschung Afrikas beteiligt. So Gerhard Rohlfs, so Karl Mauch, so Gustav Nachtigall. Vor allem aber machte sich Dr. Eduard Schnitzer als Durchquerer der Aequatorialprovinz und durch den Aufstand des Mahdi, bei dem Gordon in Chartum fiel, unter dem Namen Emin Pascha berühmt. Aus dem Fallit eines Hamburger Hauses entstand eine deutsche Seehandels-Gesellschaft. Aus diesen Anfängen erwuchs

dann die bedeutende Terraingewinnung in Afrika, die in erster Linie mit dem durch seinen schmählichen Prozeß aus Deutschland herausgeekelten Dr. Karl Peters verbunden bleiben wird.

So sehr nun auch der Ruf „Zur See", die Schaffung einer großen deutschen Flotte und die Eroberung ferner Länder als Hinauswachsen über das enge Schollenkleben und den inneren Parteihader zu begrüßen ist, so sind doch auch hier Grenzen zu ziehen und die Parole: Vergeßt das Herz nicht über Armen und Beinen des Staatskörpers immer und immer wieder zu erlassen. Denn die Hauptsache ist ein innerer kultureller Ausbau eines harmonisch in sich geeinigten Vaterlandes und das scheint mir die nahezu einzige Hauptaufgabe der Zukunft. Denn in dieser Beziehung ist noch wenig Gutes geschehn. Dagegen nahm nun endlich das geistige Leben einen Anlauf, der aber nicht zu einem Aufschwung, sondern zunächst zu einer völligen inneren Auflösung und Zersetzung führte.

V.

Die Wissenschaften. Die Analytiker und Ankläger der Bourgeoisie: Zola, Ibsen, Tolstoi.

Die Wissenschaft triumphierte. Es war die Zeit der „exakten Forschung". Vor allem war es der Umschwung, den Darwins Zuchtwahlgesetz herbeiführte und durch den der Theologie, natürlich der protestantischen, ein großes Gebiet entrissen wurde. Zwar gab es noch bedeutend angelegte Männer, die in Schrift und Wort das Christentum zu heben und zu erneuern suchten. Aber diese Männer wurden leicht als zu orthodox verschrien. Man wollte gelindere Herren, die dann auch bald in Hülle und Fülle kamen, so daß eine Zeitlang der Beruf eines Pfarrers nichts weiter als ein durch großen Andrang ausgezeichnetes gut gehendes Geschäft war. Daher kam es, daß der Glaube vor allem in den 70er und 80er Jahren ganz zurückging, bis Stöcker durch Gründung der christlich-sozialen Agitation wieder eine temporäre Steigerung des religiösen Bedürfnisses brachte.

Zunächst war die Medizin und die Naturwissenschaft obenauf. Um weniger von vielen zu gedenken, sei an Pasteur in Frankreich und bei uns an Robert Koch und seine Impfungen gegen Tuberkulose, sowie an Billroth, den Bekämpfer des Krebses, erinnert. Sodann sei Hermann von Helmholtz, der Erfinder des Augenspiegels, hier mit Ehren genannt.

Auch eine neue Wissenschaft entstand: die Archäologie. Ihr gewaltigster Vorkämpfer war H. Schliemann, der uns in Verbindung mit Dörpfeld das alte Pergamon entdeckte. Rudolf Virchows Name ist mit dieser Wissenschaft unzertrennlich verknüpft.

Auf naturwissenschaftlichem Gebiet kamen nun die großen Verarbeiter auf, an deren Spitze der in der Spezialforschung bedeutende, als Philosoph und Hypothetiker aber gänzlich unfähige Ernst Häckel aus Jena steht. Das waren die Zeiten der „Bildungsphilisterei“, die 70er Jahre, die Jahre der Jugendschriftsteller und der Familienblätter, der Parteigründungen und der Butzenscheibenpoesie. Julius Wolff, ein Fabrikant, eroberte sich mit seinem glatten Singsang von trauten Waldvögelein und Edelfräuleins die Herzen der „sinnigen“ Frauenwelt, und starke Talente wie Hans Hopfen gingen nach Paris. München war damals der Parnaß und der elende Liederfabrikant Emanuel Geibel und der Schöngeist Paul Heyse waren seine amt-

lichen Beherrscher. Wer ahnte damals, daß ein junger Basler Professor, der zuerst mit einer höchst unreifen und hysterisch-ekstatischen Huldigung an Wagner herangetreten war, mit der: „Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik", einen entsetzlichen Kampf in sich kämpfte, als er die „Zeitgemäß-Unzeitgemäßen" Betrachtungen schrieb. Daß er nach zwei Dezennien eines geradezu einzigartigen Martyriums epochemachend als Führer einer neuen Jugend wie ein Orkan, allerdings nur vorübergehend, all das „edle Schöntuertum", das im Grunde elendes, impotentes Stagnieren war, in Trümmer reißen würde. Wer wußte damals etwas von Emile Zola oder von Ibsen oder Tolstoi? Und doch waren alle diese Männer schon weit über die Jahre der jugendfrischen Begeisterung hinaus und hatten schon mit ihren unerbittlich scharfen Augen die innere Fäule und Lebensunfähigkeit einer überlebten Bourgeoisie erkannt. Auch die soziale Frage hat ihren unsterblichen Schilderer gefunden. Und das war der einzige wirkliche Realist, den es damals gab, man kann beinahe sagen: Naturalist: Emile Zola.

Zola war in den besten Jahren (geb. 1840) als das ihm als Sohn eines Provinzialen verhaßte Empire zusammenbrach. Und wenn er auch ein ausgezeichneter Patriot war (s. die «soirées de Meudon» 1880: «L'assaut du moulin»), so war ihm doch der innere Feind, die totgeweihte, verfaulte und degenerierte

Gesellschaft weit verhaßter als die Preußen. Und so unternahm er es, in den 70 er Jahren eine Art Pyramide über den Trümmern des Kaiserreichs mit seinem Riesenzyklus «Les Rougon Macquarts» zu türmen, die erst dann von der Sonne der Gunst von Pöbels Gnaden beschienen wurde, als die Stoffe aus dem untersten Lasterleben der Großstadt genommen wurden. Schon die kühle Beobachtung der Durchschnittsmenschen war aller Bewunderung wert, aber vor allem mußte man staunen, mit welcher einzigen, objektiven Ruhe die heikelsten Probleme und Situationen von diesem willensstarken Mann geschildert wurden: Der Roman der Grubenarbeiter «Germinal» und die riesige Schilderung der Schnapshöhle im «l'assommoir» sind wohl die Höhepunkte nicht nur von dieser Romanreihe, sondern von Zolas Werken überhaupt. Er schaffte zwar noch bis zu seinem vor kurzem erfolgten tragischen Tod, aber jetzt, wenn auch mit dem wundervollsten Bestreben, positiv zu wirken, so in „Fruchtbarkeit" oder «Travail», doch schon als alternder Illusionist, wie denn in ihm stets ein fast noch größerer Symbolist steckte als in Ibsen. Jedenfalls wird seine klare und unerbittliche Analyse, seine äußerste, fühlbare Lebenswahrheit (S. Anfang von «Le ventre de Paris») und seine wie in Erz meißelnde Symbolik voll michelangelesker Größe eins der unvergänglichsten Kulturdenkmäler des 19. Jahrhunderts bilden. — Viel weniger groß als Künstler, als als Denker sind

die beiden andern Schriftsteller Europas, die nun die führenden Geister zu werden mitbestimmt waren. Neben den größten Romanzier Zola trat ein großer, aber doch weit überschätzter Dramatiker und ein Mann, halb Künstler, halb Moralprediger. Henrik Ibsen (geb. 1828) zeigt alle Eigentümlichkeiten von Norwegens tiefblauen Fjorden und nebelumhüllten Tälern, wo die Menschen grübeln, grübeln, grübeln und nie zum Handeln kommen. Anfangs war er Historiker, so in seinen starken „Kronprätendenten", so in der wundervollen „nordischen Heerfahrt". Dann wurde er Philosoph in „Kaiser og Galilaer", wo er schon das dritte Reich, ein Reich jenseits der Antike und des Christentums — bis heute noch ein „Utopia", prophezeit, vor allem aber in „Peer Gynth", der Schilderung einer ziel- und ruhelosen Zeit im Symbol eines Menschen, die nur erlöst wird durch die „große Liebe". Den faustischen Erkenntnisdrang gab er ergreifend im „Brand" und seiner Eiskirche. Aber dann kam der Umschwung. Die Fernen hatte er durcheilt, die Höhen mühselig erklommen, ohne das Letzte zu finden: Frieden. Jetzt stieg er, von der Einsamkeit enttäuscht, hinab in die Gesellschaft und — benörgelte sie. Seine Gesellschaftsdramen, mit denen er in Deutschland das Erbe Hebbels antrat, sind fein aber kühl kombinierte Dialoge, die teils die Vererbung (Gespenster), teils die Ehe (Klein Eyolf, Die Frau vom Meere, Hedda Gabler, vor allem „Nora") teils die Schäden der Bourgeoisie

im Großen („Volksfeind", „Baumeister Solneß", „John Gabriel Borkmann") schildern. Seine einseitig nur kranke und lebensunfähige Menschen mit grämlichem Pessimismus schildernde Kunst, die gern bejahen wollte und nur verneinen konnte, hat zeithistorisch, allein schon wegen dem Bild der „Nora", wovon noch die Rede sein wird, einen kolossalen Wert, für die Zukunft ist das alles nicht und Ibsen wird, des bin ich sicher, in einem Jahrhundert so gut wie vergessen sein trotz aller Kunst. Ihm fehlt die freie Objektivität eines Zola oder der Schwung eines Wagner. Neben den großen Romanen und den Germanen trat nun der slavische Sonderling, der Volksgraf Tolstoi (geb. 1828). Er war in Luxus und Bequemlichkeit als Kind dieser satten Bourgeoisie aufgewachsen, hatte mit prächtigen Kriegsbildern und Novellen sich als Schriftsteller bekannt gemacht und schuf in seinem großen historischen Gemälde: „Krieg und Frieden" und in seinem Seelenroman: „Anna Karenina" zwei Kunstwerke von bedeutendem Wert. Plötzlich erkannte er um sein 50. Jahr herum sein Leben als eine große Verirrung und glaubte es durch die völlige Rückkehr zum barbarischsten „Urchristentum" sühnen zu müssen. Er begann als Bauer unter seinen früheren Leibeigenen zu leben und ihnen die Wunderworte von dem Zimmermannssohn aus Nazareth zu lehren. Leider bewahrte ihn diese persönlich zwar sonderbar anmutende aber doch sehr große καθάρσις nicht vor theoretischem Fanatismus. Zwar war alles, was er

lehrte, edel und moralisch gut, aber die Welt kann nun einmal nicht mir nichts dir nichts nach fast 2000jähriger Kultur umgemodelt und moralisch in einen Himmel verwandelt werden. Erfuhr er so in seines Sohnes feinem „Präludium Chopins" eine Widerlegung seiner in die Askese verbohrten „Kreuzersonate", so zog ihm seine Gegnerschaft zur modernen Justiz und Ausübung christlicher Vorschriften die menschlich empörende Ausstoßung aus der griechisch-katholischen Kirche seitens des hochmütigen „heiligen Synods" zu. Seine Schrift „über die moderne Kunst" geht in ihrer Rigorosität gegen alles, was nur dem „Körperlich-Schönen" zu nahe kommt, viel zu weit und hat seinem Künstlerruf ebenso geschadet, wie sein letzter, als große Leistung ausgeschrieener, viel zu abstrakt kalkulierter Tendenzroman: „Auferstehung" (1900).

Diese drei immerhin recht imposanten Erscheinungen wurden um den Anfang und die Mitte der 80er Jahre nun in Deutschland bekannt und die unreife Jugend, die kurz vorher eine wenig sagende „literarische Revolution" gemacht hatte, bekam durch sie eine Erweiterung ihres Stoffgebiets. Sie entdeckte die — Großstadt.

VI.

Berlin als Großstadt. Revolution der Literatur. Die Literatur im Zeichen des Sozialismus.

Die junge Weltstadt hatte schon seit den 70er Jahren eine Menge Männer von Talent und Ehrgeiz in ihre Mauern gelockt. Zu diesen gehörte neben dem Altmeister Fontane, dem noch ein schöner Nachsommer beschieden war, unter den Mitgliedern der jüngeren Generation in erster Linie ein Mann aus Schillers Schule mit starkem, ehrlichem Pathos und großer nationaler Begeisterung, und endlich öffneten sich dem 39jährigen Juristen Ernst von Wildenbruch, d. h. seinen jambendonnernden „Karolingern“ die Pforten eines Berliner Theaters. Nach dem beispiellosen Erfolg dieses national gefühlten Dramas überschwemmten bald seine Stücke alle Bühnen. Er entwickelte sich dann eine Zeitlang bedenklich zum Hohenzollernschen Hausdichter. Bis anläßlich der geplanten aber verbotenen Aufführung seines „Generalfeldoberst“ im kritischen Jahre 1890 ein Um-

+1909

schlag eintrat. Die nächsten Jahre experimentierte er mit sozialen Dramen, die ihm absolut mißlangen. In Anlehnung an Ibsens Einfluß nannte er ein Stück nach Analogie der „Wildente“ die „Haubenlerche“. Dann hat er sich wieder oft kolossal verhauen, aber er schrieb weiter und gab 1896 in seinem Doppeldrama: „Heinrich und Heinrichs Geschlecht“ und 1900 in seiner hinreißenden „Tochter des Erasmus“ sein Bestes. Um ein großer nationaler Dichter zu werden, dazu fehlten ihm die großen Gedanken, er war schwungvoll aber flach, wirkungsvoll aber äußerlich. Aber immerhin hat er dem großen Einheitsbau von 1870 seinen ehrlichen, künstlerischen Tribut gezahlt.

1885 erschien eine lyrische Anthologie von jugendlichen, meist nicht aus Berlin stammenden Studenten und Literaten, die versprach, statt des bisherigen Epigonentums in der Poesie die große, gigantische Kunst zu geben. Ein trauriger Erstling schwächlicher und von den Sünden der Großstadt mehr als gestreifter unreifer Jünglinge. Von den zirka 15 Mitarbeitern, die soziale Psalmen donnerten, oder von „weißen Dirnenleibern“ ächzten oder in greulichem Epigonenstil und in holperigen Versen das Lied vom „jungen deutschen Reich“ schmetterten, waren nur drei bis vier später stark genug, noch eine kleine Rolle zu spielen. Denn in dem wüsten Hermann Conradi einen großen Märtyrer zu erblicken, der 1890 als Student in Würzburg starb, liegt mir völlig fern. Von

den dreien ging Karl Henckell schließlich als blutroter Demokrat in die Schweiz und hat nichts bemerkenswertes mehr zu leisten vermocht, trotz aller Unmassen neuer Gedichte, die er im Selbstverlag herausschleuderte; Arno Holz, ein sehr, ja allzuflüssiger „Tom der Reimer“, erschien im selben Jahr mit einem über 500 Seiten starken, zwar modern sein sollenden und im Grund doch total Freiligrath, Herwegh, Geibel u. a. imitierenden Epigonenkonvolut; später schrieb er mit Johannes Schlaf, einem minimalen Künstler, der eine Duodezweltanschauung zurechtschneidert, die exakt realistischen „Novellen“: „Papa Hamlet“, die einfach lächerliche mißglückte Versuche waren, das Leben mit all seinen Wahrheiten zu photographieren, ferner mit demselben eine elende Busch-Imitation: „Der geschundene Pegasus“; (der Titel enthält zugleich die Kritik!) und dann vier Jahre später ein Stück, das ausgezischt wurde. In letzter Zeit hat er, angeekelt von seiner früheren Reimseligkeit, ungereimte „Korkziehergedichte“ losgelassen, die manchmal recht „herbe“ sind. Der dritte von ihnen ist der talentierteste. Otto Erich Hartleben fehlt zwar alles zu einem Dichter größeren Stils, aber er hat neben anmutigen Großstadtgedichten stilistisch feine, leider etwas sehr pikante Verulkungen in Novellenform losgelassen. Als Dramatiker hat er neuerdings große, aber keine reinen Erfolge. — Doch können wir das alles übergehen.

Als es so nicht gehen wollte, ging ein Zetermor-

dio über die Alten los, die als überlebte Mummelgreise von Karl Bleibtreu in einer höchst lächerlichen Broschüre abgeschlachtet wurden. Bleibtreu, im Grunde ein Idealist, der viele und originelle Gedanken hatte, hat sowohl im Drama, wie auch im Roman, wo er realistisch kommen wollte, gänzlich versagt, weil seine Selbstkritik sehr bald durch ein stark überhitztes Selbstbewußtsein ertötet war; als kleiner Schlachtenschilderer hat er dagegen zweifelsohne manches Talentvolle geleistet, vor allem sind seine „Dies irae-Memoiren eines französischen Offiziers an Sédan“ sehr gelungen. Geradezu rührend sind seine Bemühungen um Napoleon und Lord Byron, den großen Militär und den großen, selbstherrlichen Pessimistenlord, die ihm nach dem Bekanntwerden Nietzsches und seiner Lehre vom „Uebermenschen“, als die wahren Vertreter dieser Spezies erschienen und die er in zahllosen spurlos vorübergehenden Werken feierte. Neuerdings hat er resigniert und ist vom „Robespierre zum Buddha“ geworden, dessen Weltverneinung sein jüngstes Drama „Karma“ verherrlicht. — Nun begannen auch die anarchistischen Doktrinen in einigen Köpfen zu spuken und John Henry Mackay, ein Deutsch-Schotte schrieb 1890 sein Kulturgemälde „Die Anarchisten“ und verherrlichte später den lange verkannten Max Stirner. Dann versuchten einige einen modernen realistischen Roman zu schaffen, aber weder Bleibtreu noch Alberti noch Walloth

gelang es. Erst Max Kretzer (geb. 1854), ein Mann aus dem Volke, der eine schwere Jugend durchgemacht hatte, war dazu berufen, den sozialen Großstadtroman für Berlin zu schaffen. Sein „Meister Timpe", der den Kampf des Handwerks mit den Großindustriellen schildert, ist unstreitig ein großes und erschütterndes Zeitgemälde. Unterdessen hatten die jungen Leute auch Dramen geschrieben und gründeten, da ihnen sich die Theater Berlins verschlossen, eine freie Bühne. Diese wurde nun ganz der sozialen Frage untergeordnet, hatte aber längere Zeit keinen wirklichen Könner. Da kam 1889 angeregt von A. Holz's Ideen von einer naturalistischen, vollkommen treuen Wiedergabe der Wirklichkeit im Gegensatz zu den erlogenen Historien, Gerhart Hauptmann nach langem Irrlichterieren zwischen bildender Kunst und Dichtung zu einem neuen Stil und schrieb sein berüchtigtes Erstlingsdrama: „Vor Sonnenaufgang". Es wurde in jener denkwürdigen Erstaufführung zum Teil bejubelt, zum Teil ausgezischt und verulkt. Aber es war doch etwas unbedingt Neues da. Und mit diesem Dichter eine Weiterentwicklung des Dramas möglich.

Nach und nach folgte durch Wolfgang Kirchbachs volles Eintreten für die „Moderne" auch München nach, und nach nicht allzulanger Zeit kapitulierte auch Wien vor der neuen Kunst.

Aber schon kurz nach 1890 trat bereits die soziale Frage etwas in den Hintergrund; wieviel unzählig ver-

fehlte Gedichte und Romane waren darüber geschrieben worden und die Kunst der Jungen hatte, da sie keine Persönlichkeiten waren, mit diesem Wegfall einer ethischen Strömung ihren Hauptinhalt verloren. Sie mußte sich neue Stoffe suchen; zu diesen gehörte für sie natürlich das sexuelle Problem und das wurde dem ganzen Charakter der Großstadtmenschen gemäß natürlich nach den Frauenkreisen, die dort dem Jüngling als erste Typen des vollen Lebens entgegentraten, behandelt. Die erotische pariser Sinnlichkeit und Lüsternheit gewann mit Hermann Bahr und Heinz Tovote vorübergehend die Modeherrschaft. Solchem Geschreibsel gegenüber war es wohltuend zu sehen, wie Gerhart Hauptmann in ehrlicher Einfachheit und mit heiligem Ernst der Ueberzeugung seine sozialen Tendenzen unentwegt weiter verfocht. Sein „Friedensfest“ war zwar völlig verfehlt, auch seine „Einsamen Menschen“, die sehr nach Ibsen rochen, können nicht als bedeutende Leistung gelten, aber seine „Weber“ hatten trotz aller Anlehnung an den ihm weit überlegenen Zola die höchste Wirkung der Zeit. Und daneben wirkte trotz dem gänzlich verfehlten und überdies wieder nach Kleist schielenden „Biberpelz“ seine flott nach dem Leben entworfene Tragikomödie „College Crompton“ äußerst überzeugend und durch den innerlich verklärenden deutschen Humor recht verheißungsvoll.

Aber neben den weichmütigen, mit großer Liebe

zu den Armen sich einseitig herabneigenden Hauptmann, dem es an allem gebrach, wenn er die oberen Stände schildern sollte, trat schon 1889 ein zweiter Dramatiker, der gerade das konnte, was Hauptmann versagt war: Hermann Sudermann.

Sudermann war zweifelsohne ein ebenso vielseitigeres, technisch ausgezeichneteres Talent als Hauptmann, wie dieser ihm an dichterischer Tiefe, Feinheit und — Keuschheit der Schilderung überlegen war. Sudermann hatte anknüpfend an die guten Tendenzen des realistischen Romans von Freytag in seinem „Frau Sorge" sein erstes und bestes Werk bereits geschrieben, das nur durch manche große romanhafte Unwahrscheinlichkeit und Phrasenhaftigkeit störte. Auch seine Erzählung: „Der Katzensteg" war, wenn auch schon ziemlich heikel, doch noch recht gut. Aber die Novelletten: „Im Zwielicht" zeugten bereits von starken pariser erotischen Einwirkungen und sein späterer Roman „Es war" krankt an dieser ungesunden Sinnlichkeit ebenso wie Sudermanns ganze spätere Dramen, die erst wie die „Ehre" im Anklageton gegen die Bourgeoisie geschrieben waren, bald aber dem Charakter des elenden Schwächlings Willy Janikow in dem grauenhaften „Sodoms Ende" ähnelten. Weitaus das Beste von allen bisherigen Sudermannschen Dramen ist das „Glück im Winkel", in dem noch einmal viel Heimatstärke war. Aber „Heimat" selbst ist ein greuliches Schundstück, in dem die marktschreie-

risch nach „Nora" gezeichnete, romanhaft-hysterische „Magda" natürlich allen Demi-vierges ungeheuer gefiel. „Morituri" war totaler Unsinn, auch das einaktige Drama daraus: „Fritzchen" ist abstoßend und ekelhaft. Eine spätere Tragödie „Johannes", die viel von der unbestimmten, ziellosen Zeitstimmung hatte, sonst aber ein Armseligkeitskram sondergleichen war, ist von törichten Theologen mehrfach ernst genommen worden. Was war da doch bei aller Unmöglichkeit der Bühnentechnik Elise Schmidts aus innerster leidenschaftlicher, sinnlich glühender Seele geschriebener „Judas Ischariot" dagegen, das einzige bedeutende Drama einer Frau, das 1850—60 viel von sich reden machte und dann mit Unrecht vergessen worden ist! Wir werden Sudermann noch einmal begegnen.

Bis 1890 war im Roman außer Kretzer, im Drama außer Hauptmann kein verheißungsvolles Talent aufgestanden. Dagegen hatte die Lyrik endlich nach unendlichem Marasmus ein wirklich großes Talent hervorgebracht, das völlig ebenbürtig neben Hauptmann, den primus inter pares, treten konnte. Das war der noch von keiner literarischen Strömung besudelte, kräftig-gesunde, männlich-starke, ursprüngliche holstische Baron Detlev von Liliencron. Er hat schon deshalb unendlich viel vor allen bisher Genannten voraus, weil er nicht die Kunst zur Magd irgend einer ethischen oder ästhetischen Tendenz erniedrigte, sondern eben nichts weiter sein

wollte als ein Dichter, allerdings ein deutscher Dichter. Wer aber die glühende Vaterlands- und Preußenliebe Liliencrons von seiner Kunst trennen will, der soll alles andere werden, nur nicht Kunstkritiker. Nun haben zwar die größten Dichter aller Zeiten, zu denen auch nicht einer aller bisher Genannten zu zählen ist, immer mehr als Wiedergabe des alltäglichen Lebens mit seiner Liebe und mit seinem Leid geben wollen, aber das „mehr" war nie eine Tendenz der Zeit, sondern eine aus den tiefsten Tiefen der eigenen Persönlichkeit entspringende philosophisch, ethisch und religiös vertiefte, einheitliche und individuelle Weltanschauung.

Die hatte zwar Liliencron nicht, es sei denn, daß man in einem goethischen Sichausleben, in einem starken, ursprünglichen Freiheitsgefühl, das nur vor der Soldatenpflicht verstummt, im unmittelbaren Erfassen des Augenblicks so etwas sehen will. Aber dafür war dieser Natursänger, der gegen sein 40. Jahr zufällig sein erstes Gedicht schrieb, der geborene Lyriker, uneingezwängt von literarischer Zünftelei, frei und weit wie seine erikarote Heide und sein fesselloses und einsames Meer. So brachten die „Adjutantenritte" dieses Stimmungszaubers und durchaus eigenständigen Mannes die erquickende Frische von Busch und Knick in die verstimmte Tendenzliteratur. Nichts ist beklagenswerter, als daß dieses so große Talent später durch die Einflüsse O. J. Bierbaums und Richard Dehmels in die schmutzige

Großstadtatmosphäre gezogen wurde, sodaß die späteren Gedichte immer brutaler und selbstbewußt-zynischer wurden, bis Liliencron mit seinem kunterbunten Epos „Poggfred“ in das gelobte Land des oft nicht einmal „höheren Blödsinns“ aufflog. Auch Liliencron werden wir noch begegnen. —

Neben Liliencron und nach ihm tauchten noch manche Lyriker auf, aber was haben bei allem Talent Julius Hart, Maurice Reinhold von Stern, der mit Henckell eine Zeitlang Demokrat war, was haben sie zuwege gebracht? Zwei bis drei Lyriker, die direkt in Beziehung zu Liliencron standen, haben sich dann — 1895 in die Literatur eingeführt. Gustav Falke, den Liliencron selbst lanzierte, und dem noch vor Liliencrons Ehrensold durch den Kaiser die Hamburger einen solchen aussetzten (1903), ist durch und durch Eklektiker, ein matter, weicher Poet in sehr überkommenen Tönen, einer von der Reihe Carl Busse (geb. 1872), Ludwig Jacobowski (gest. 1900), Richard Zoozmann und Hugo Salus, die mehr oder weniger frisch und unverdorben die alten Formen mit neuem Inhalt zu erfüllen suchten. Falke macht in feierlicher, langweiliger Pose oder in graziöser Bonbonreimerei, Busse kam neckisch oder als flotter, recht flacher Optimist, Jacobowski hat am meisten mit sich gerungen und in seinem Abschiedsbuch „Leuchtende Tage“, mit dem er ein Jahr vor seinem frühen Tod seine Entwickelung

beendete, wirklich Eigenes und Schönes neben sehr viel Schlechtem geboten. Salus endlich ist durch und durch Schönheitsphilister und Wasserpoet. — Unbegreiflich ist es, daß ein Talent wie Liliencron den „Naturburschen“ und öden, lächerlichen, gespreizt manierierten Otto Julius Bierbaum literaturfähig machen konnte, einen Poeten, der haltlos zwischen bäurisch-bayrischem Gejuhahuchze und schmachtendem „Mondscheinliebeszuckerwasser“ hin und her leiert, einen Mann ohne die geringste Spur von Kritik, dessen törichte Studentenhumoresken ebenso knotig als unnütz sind. Seine „launenhaften und verliebten Gedichte“, um die sich bisher kein Mensch bekümmert hat, sind jetzt durch einen Buchhändlertrik „gemacht“ worden. Kaum zehn mittelmäßige Sächelchen finden sich in dem faden Buch von vielen 100 Seiten. — Mit viel mehr wirklicher Absonderlichkeit veranlagt trat schließlich der innerlich durch und durch kranke und abnorme Richard Dehmel auf den Plan. Vieles mag ja aus nichts als Originalitätssucht und Größenwahn entstanden sein, manches ist doch recht „echt“. Man glaubt es gern, daß dieser Dichter ein Meister der schwülen, tierischen, oft auch leider recht gemeinen Sinnlichkeit ist, wenn man sein Gedicht gelesen hat, wo Mann und Weib vorm Schlangenkäfig stehen: „Hitze schwingt“ . . . . Da ist wirklich ein Triumphlied der Degeneration angestimmt und keiner wie dieser Mystiker, Faun und Mönch zeigt so deutlich die große, seelische Erkrankung der Großstadtmenschen und den

furchtbaren Ruin, den Luxus und Materialismus angerichtet haben, wie Richard Dehmel. Neuerdings hat er auch tolle, im Gedanken gute, in der Form oft unglaublich blödsinnige Kinderlieder unter dem schönen Titel „Fitzebutze“ geschrieben, die vielleicht für Babys der Plutokratie, jedenfalls aber nicht für normale deutsche Kinder geeignet sind. Dehmel wird, wenn auch zu krank zu einem lebendigen Weiterleben, doch in den Blättern der Kulturgeschichte dieser Zeit stehen bleiben.

Bis dahin hatte sich die Literatur wesentlich aus jungen Leuten rekrutiert, die ohne Familienanschluß und ohne genügende Bildung die Großstadt überflutet hatten, um irgendwo im Norden oder Nordosten in ärmlichsten Verhältnissen zu wohnen und sich ab und an in öden Spelunken und kleinen, unbekannten Lokalen zu sammeln. Die Folge für sie, denen wir, soweit sie es taten, unsere ehrliche Bewunderung für ihren immer noch von Idealen geleiteten Existenzkampf nicht versagen können, war ein einseitiges sich Beschäftigen mit den Verkommenen und Enterbten . . .

Ihr Mitleid mit den Proleten fand Nahrung an ihrem Mitleid mit sich selbst und da sie sich und jenen nicht helfen konnten, so klagten sie an oder schilderten so schwarz, daß man es kaum noch lesen konnte. Die Folge aber für die Kultur war, daß die satte und faule Bourgeoisie ebensowenig wie der stolze und auch schon hie und da stark degenerierte Adel sowie die lichthungrige Plebs eine starke und wert-

volle Geistesnahrung erhielt, und daß Berlin sich immer mehr in eine „Welt, in der man sich langweilt oder amüsiert, Geld ausgibt, gut ißt oder arbeitet und verhungert" verwandelte. Diese Folgen waren nur abzuschwächen, wenn endlich wieder das Licht einer neuen Schönheit oder irgend eines Ideals den Menschen und nicht dem oder jenem Stand gebracht wurde. Aber auch das erwies sich zunächst als eine unerfüllbare Forderung.

VII.

Die Literatur im Zeichen der Romantik. Feminismus. Stilverwirrung.

Wenn man augenblicklich hört, daß der Realismus überwunden ist, und man der ganzen ebengeschilderten Kunstbewegung von vielen Seiten nur noch ein Lächeln abgewinnt, so kann das, so undankbar es auch ist, kein Wunder nehmen; denn solch einseitige Doktrinen, denen das Leben der großen Persönlichkeit fehlt, herrschen nie lange. Andererseits aber kann von einer endgültigen Ueberwindung des Realismus vielleicht momentan, im Ernst aber nie die Rede sein, weil die Kunst als Grundlage für ihre Märchenbauten nichts andres hat als dieselbe Erde, auf der der Bauer pflügt, der Städter nach Erwerb jagt, der Soldat marschiert, das Weib liebt. Darüber hinauszukommen ist eine von den vielen überspannten Theorien der „Seelennervenakrobaten", die außer ihrem Geist nur noch einen ausschließlich sexuellen Konnex mit dem Leben haben. Und so hat denn auch neben allen bisherigen Versuchen, den Naturalismus, besser gesagt:

den „Realismus" zu überwinden, dieser ruhig weiter geblüht. Einen großen Erfolg verschaffte ihm 1893 das Liebesdrama „Jugend" von Max Halbe, ein wirklich bei aller sexuellen Bruthitze doch stimmungsvolles Werk. Der Dichter dieses Stückes, der schon vorher oft versagt hatte, ist später bei seinem ganz geringen Talent und dem Ehrgeiz, als bejubelter Dichter höher zu kommen, einen traurigen Bergabweg gegangen. Von Jahr zu Jahr wurden alle seine Stücke bis auf ein ähnliches „Mutter Erde" durchgehechelt, bis man seinen „Eroberer" einfach auslachte. Ein Schüler erstand Hauptmann in dem ideallosen Bühnenspekulanten Georg Hirschfeld (geb. 1873), dem alle Kraft zu einem Dramatiker gebrach, der heut ein jüdisches „Frauenleben in lebenden Bildern" mit Mondscheinsonate schrieb „Von der Wiege bis zum Grabe" — pardon — „Agnes Jordan" und morgen eine Dienstbotenkomödie verbrach. Ferner kam aus Wien ein Tendenzschriftsteller auf die Bühne: Arthur Schnitzler mit „Feiwild", „Liebelei" und andern harmlosen Sachen, der sich in letzter Zeit besseren Stoffen zugewendet hat.

Diesen Männern war eine Zeitlang anzureihen Ludwig Fulda, der in den 80er Jahren kleine Lustspiele fabrizierte und dann glaubte, sozial werden zu müssen. Damit war es aber nichts, denn ihm fehlte alle Kenntnis dazu und so gewann er als Gegner des Naturalismus mit seinem Andersen „entnommenen" glatten „Talisman" 1892 einen großen Erfolg,

der ihn dazu verleitete, sich für einen Dichter zu halten und mehr solche Kindereien zu fabrizieren. Als Uebersetzer französischer Stücke kann man ihn gelten lassen.

Dieser Talisman, der mit einem altindischen Drama „Vasantasena“ damals siegreich war, hat nur Wert als Symbol dafür, daß neben der nackten, trostlosen Wirklichkeit die Menschen wieder etwas Besseres, Höheres verlangten. Und so kam als nötiger Gegensatz die — Romantik auf. —

Zu dieser bekannte sich auch trotz seiner bisherigen sozialistischen Realistik, was Tieferſehenden kein Rätsel war — der weiche, verträumte Hauptmann in dem etwas zu rührseligen „Hannele“, einer erbärmlichen Synthese aus beiden Ingredienzen.

Als es mit dem Märchendrama nicht gleich gehen wollte, wollte er uns einmal historisch kommen und machte nun das umgekehrte Experiment wie Wildenbruch mit demselben Mißerfolg in seinem törichten Bauerndrama „Florian Geyer“, das schlankweg durchfiel. Da kehrte er wieder zum Märchendrama zurück und schrieb seine leider noch immer nicht „versunkene Glocke“. Ein Ausstattungsunsinn mit Barrisonelfenballet, Böcklinschem Waldschratt, Nietzscheschem Uebermenschenschwächling, Anklängen an das mittelalterliche Nürnberg, an den Sommernachtstraum, an „Faust“, ans deutsche Märchen: das lächerlichste, albernste Zeug von der Welt, das als erstes, neueres Versstück von einem bekannten

Versfeind natürlich das liebe Publikum entzückte. Er muß wohl selbst eingesehen haben, daß es damit nichts war, denn darauf brachte er sein waschechtes, sehr gut beobachtetes, auch technisch geschicktes, sonst aber jammervolles Lebensbild „Fuhrmann Henschel" auf die Bühne; der Held natürlich wie alle Männer, die seit Ibsen die Bühne betraten, der große Waschlappen, den seine starke Frau bis zum Strick treibt. Auf diese Umdrehung der Geschlechtsverhältnisse gehen wir noch ein.

1899 wagte er nach diesem „Triumph" ein nach Shakespeare greulich gezimmertes, nahezu blödsinniges Schelmenspiel „Schluck und Jau" zu bringen, das ausgelacht wurde und dann kam er mit einer ganz undramatischen Moralpredigt: „Michael Cramer", die am Schluß des Dichters eigenes Nicht-mehrweiter-wissen, seinen völligen Bankerott zum Ausdruck bringt. 1901 bescheerte er uns den „Roten Hahn", einen matten Theeaufguß des „Biberpelz" von anno 1893. Damit wird er weit kommen! Der „arme Heinrich" ist undramatisch, schwächlich und kränkelnd.

Vorübergehend hatten sich religiöse Stimmungen gezeigt, die ja bei dem schwächlichen Mitleidsdusel dieser „konsequenten Realisten" zwar ehrlich, aber nicht im mindesten zukunftverheißend waren.

Da brach in diese überlebte soziale Mache endlich ein langersehnter Sturm, der all diese nichtssagenden Bestrebungen niederbrach. Zwar war der Mann, dem

dieser ewige Ruhm gebührt, nicht stark genug, aus sich selbst heraus die Welt zu erlösen, oder ihr in Wahrheit der Messias zu werden, der er schließlich im beginnenden Wahnsinn zu sein glaubte, aber er besaß doch bei aller Schwächlichkeit seines Wesens etwas, wozu diese Jammermenschen allesamt keine Kraft hatten: den Fanatismus, mit dem er, ein aristokratischer Anarchist, wie mit einem Hammer all diesen Plunder in Grund und Boden philosophierte. Das war der einzige geniale Mann, den uns die neuere Zeit bescheerte: Friedrich Nietzsche.

VIII.

Friedrich Nietzsche, der Dichterphilosoph.

Wir wollen im folgenden Nietzsche nicht als Denker in erster Linie sondern als Dichter und zwar als Lyriker betrachten. Erstens gibt es genug orientierende Schriften über seine Philosophie (vor allem verwiesen sei auf Gallwitz). Zweitens ist Nietzsche kein klarer Geist, dessen ganze proteisch gearteten Aphorismen hier darzulegen nicht der Raum ist. Drittens ist seine Philosophie wesentlich Niederschlag eines Gefühls und in ihren Höhenpunkten Dichtung und viertens kommen wir von dieser neuen Seite aus Nietzsche am menschlichsten nahe, woraus sich dann auch der Wandel seiner philosophischen Anschauungen ergibt, über die ein letztes Urteil an sich noch nicht möglich ist.

Nachdem wir vorhin an andrer Stelle mit dem hellen lebensvollen und energischen Taggeiste eines unsrer besten modernen Lyriker, Detlev von Liliencrons, bekannt geworden sind, soll es die unendlich schwierigere Aufgabe dieses Kapitels

sein, in die dunkeln Abgründe des letzten großen Geistes, den unsre geistig nichts bedeutende Epoche gezeitigt hat, hinabzuführen. Unendlich schwieriger ist diese Aufgabe gewiß in mehr als einer Beziehung. Das Physiologische, das in der robusten Mannheit Liliencrons ohne Frage vorherrscht, verbindet alles Lebende und somit auch alle Menschen unauflöslich. Es gibt wohl niemand, der wenn er auch nicht die Gewährung der Liebe gefunden hat, sich nicht nach ihrem Glück gesehnt hätte; es sind wohl nur wenige so stumpf, daß die Natur mit ihren augenfälligen Wundern und bunten Launen niemals, sei es in Wonne oder in Schrecken von ihnen empfunden wäre. Aber das trennende ist der Geist. Nicht allein, daß es tausend Abstufungen von Kretin bis zum leuchtenden Genius gibt, auch die Varietät der normalen Geister ist nach Erziehung und Anlage unendlich groß. Es gibt, um nur zwei krasse Beispiele zu kontrastieren, wohl kaum einen schärferen Gegensatz, als den hochbegabten aktiven Mann der Tat, der jede objektive Tatsache mit Ableraugen verfolgt, zunächst unter Hintansetzung aller persönlichen Kritik, und den passiven träumenden Künstler, der auf die innerlichsten Einflüsterungen seines Dämons lauschend, achtlos die äußere Welt vorüberläßt und darum so oft wie Goethens Tasso über das kleinste Hindernis der kalten Realität zu Falle kommt. So kann ich auch nicht hoffen, bei der nieaufhörenden kaleidoskopartigen Verschiedenheit

menschlichen Denkens und Empfindens, mit dem Nietzsche, wie er sich mir nach langen Studien darstellt, allen gerecht zu werden. Ich muß mir daran genügen lassen, was ja schließlich auch der Zweck dieser Arbeit sein soll, zum Nachdenken anzuregen und daß mir dies gelingen möge, hoffe ich bei der einzigartigen Größe meines Stoffs.

Man würde aber enttäuscht sein, wenn man glaubte, daß ich ein umfassendes Bild von Nietzsche, dem Philosophen entwerfen wollte. Das halte ich erstens für augenblicklich ganz unmöglich, da erst ein kommendes Jahrhundert den richtigen Abstand gewonnen haben wird, und zweitens würde sich auch eine vorläufige Skizzierung dieses ungeheuren Materials kaum im Rahmen eines Kapitels vollziehen lassen. Glücklicherweise ist uns von Nietzsches Lyrik ein so charakteristischer Band erhalten, daß wir aus ihm wie aus jeder ursprünglichen Lyrik nicht nur ein Bild seiner inneren Entwickelung, sondern auch ein ebenso interessantes von der Verfeinerung seines Stils und der Entstehung einer durchaus eigenartigen Form gewinnen. Bevor wir den Weg von den ersten erhaltenen Versuchen bis zu den rauschgeborenen Dionysos-Dithyramben durchmessen, wollen wir uns über das Wesen dieses Mannes Klarheit verschaffen.

Friedrich Nietzsche wurde am 15. Oktober 1844 in Röcken bei Lützen, unweit Weißenfels geboren. Sein Vater und seine Großväter sind Pfarrer gewesen. Väterlicherseits stammte er von Polen ab. Seine Vor-

fahren hießen Nietzky. Also ein Kind des Herbstes war er, jener wunderbaren Jahreszeit, wo die sommermüde Natur sich noch einmal vor'm Sterben in ein buntes überreifes Gewand von leuchtendem Rot und sattem Gelb kleidet, in ein Gewand hochzeitlicher Lust, um in ihrer satten Farbenfeier schwelgend in Flammenpracht zu verlodern. Wenn die Oktobernebel steigen und die Landschaft in träumerischer Weichheit der blauen Fernen unter der Mittagssonne erwacht, dann zeigt sie sich in dem dionysischen Kleid, sorglos in den Tod eingehend in dem heimlichen Gefühl, daß das, was heut in bunter Fülle niedersinkt, immer und ewig wiederkehrt. Es liegt, so wenig nahe diese Assoziation liegen mag, ein unendlicher symbolischer Reiz in diesem Vergleich und wie dem tieferen Sinn die ganze Fülle des Seienden Geheimnis ist, so ist auch „alles Vergängliche nur Gleichnis", dessen eigentlichen Hintergrund zu entdecken sich das metaphysische Bedürfnis des Menschen sehnt und sehnen wird, solang es Menschen gibt. Von ungleich größerer Bedeutung sind die beiden andern Argumente. Zweifellos floß Nietzsche polnisches Blut in den Adern. Die leicht erregbare, unendliche Phantasie, der aristokratische ritterliche Stolz, die den großen Denker auszeichneten, stammen von da und auch die Vorliebe für das südliche, romanische Element, das tiefe Verständnis für die Grazie des Stils, dessen unerreichtes Muster ihm mit Recht der französische war, das revolutionäre Feuer, das ihn unvermittelt von einem Gegensatz zum

andern trieb und das sich am besten ausspricht in dem Vers: „Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt,“ die Rastlosigkeit, die ihn nie ruhen ließ, sind zweifellos aus seiner Abkunft zu erklären. Daß sich all die verheerende Lavaglut, die in dieser Seele lag, nicht äußerlich im politischen Leben, in Abenteuern und Imitationen der Renaissance oder des Uebermenschen Napoleon verausgabte, danken wir dem für ihn umso verhängnisvolleren Umstand, daß er als Pastorssohn von früh auf in mehr oder weniger spekulativen Ideen aufwuchs, daß er zum Geistesmenschen bestimmt war. Er, der die Tat als das Befreiende und Erlösende feierte, den „der Wille zur Macht“, der innerste Drang zum Herrschen durchglühte, er war nicht dazu ausersehn, ein kurzes Heldenleben zu durchmessen und mit dem herrlichen Tod auf dem Schlachtfeld zu besiegeln. So suchten sich die Flammen einen andern Weg, und gewißlich einen nicht minder ehrenvollen. Er schlug seine Schlachten auf dem Papier. Heroisch wie der größten Feldherrn einer, nur tausendmal unglücklicher. Denn er kämpfte nicht Auge in Auge mit sichtbaren Feinden. Er focht wider zwei unsichtbare Feinde von furchtbarer Realität: gegen die öffentliche Meinung mit ihren Millionen Anhängern und gegen — Gott.

Der Kampf gegen den erstgenannten Feind spiegelt sich, was selbstverständlich ist, in seiner reinen Lyrik nicht ab. Er fand seinen unvergänglichen Ausdruck in seinen reinwissenschaftlichen Arbeiten und in dem

mystisch-visionären Hauptwerk: „Also sprach Zarathustra“. Er führte diesen Kampf mit furchtbarer Erbitterung und wenn er auch bei Lebzeiten den Sieg nicht lächelnd auf sich zuschreiten sah: gesiegt hat er doch — soweit man siegen kann. Die Besten unsres Volkes, auf deren Schultern die Zukunft ruht, sind durch ihn aufgestachelt und verwandelt worden. Und einen solchen Niederschlag des Materialismus und Pessimismus, wie ihn das 19. Jahrhundert zurückließ, haben wir vorläufig Gottlob nicht mehr zu erwarten. Im Kampfe mit der andern Macht, die wir nennen mögen, wie wir wollen, Gott, Schicksal oder Zufall . . . die nur die abgeschmacktesten Seichtlinge mit bornierten Mienen übersehen — wollen, mußte er unterliegen. Aber er unterlag so groß, so gewaltig, wie einst Prometheus und die himmelstürmenden Giganten.

Nicht frömmelnd und bigott sank er vor dem Unfaßlichen in der Gestalt des Heilands nieder. Er konnte noch 1884 lächelnd dem das Jahr vorher verschiednen einstigen Idol Richard Wagner, dem Großen und dennoch heut weit Ueberschätzten nachrufen: Weh! daß auch Du am Kreuze niedersankst! Auch Du! Auch Du — ein Ueberwundener! Und weiter konnte er mit kühnen Worten malen: Vor diesem Schauspiel steh ich lang, Gefängnis atmend, Gram und Groll und Gruft, dazwischen Weihrauch-Wolken, Kirchen-Duft, Mir fremd, mir schauerlich und bang. Die Narrenkappe werf' ich tanzend in die Luft, denn ich

entsprang, denn in diesem dunkelsten Punkt seines Lebens hat er ebensowenig Kompromisse mit der Moral der Durchschnittsseelen wie mit der — Gesundheit geschlossen. Er ist dem fürchterlichen Martyrium, das diese allerkläglichste Epoche der neueren Zeit ihm auferlegte, nicht ausgewichen. Im Glauben an seinen tragischen Beruf ist er sich selber treu gestorben. Wie seine Gottsehnsucht zum Gotteshaß werden mußte, wird sich im folgenden zeigen. Nietzsche war ein Charakter. Trotz seines Schwankens zwischen ästhetischem Weltgenuß und ethischem Pessimismus, der sich nach jener großen, niegefundenen Lebensfreude sehnte, war er immer er selbst. Er diente mit all seinem Leben Höherem. Er war durchaus Priester und Wegweiser. Da galt es sich beschränken. Alles unnütze Wissen und Hoffen bei Seite lassen und mit Mut und Schärfe den steilen Weg zur Wahrheit emporklimmen. Man fühlt es ungesagt, daß er Asket sein mußte. So hat er denn nach zuverlässigen Aussagen nie ein Weib berührt. Wie kraß der Gegensatz zu Liliencron und seiner frischen Sinnlichkeit. Nietzsche suchte sie unter Bücherweisheit und dunklen Grübeleien zu ersticken — aber kein faustischer Mensch vermag das — und so brach sie sich Bahn. Sie kündete sich schon in dem orgiastischen Taumel der Erstlingsschrift „Die Wiedergeburt der Tragödie aus dem Geist der Musik“ verheißungsvoll an, um nach zehnjähriger Unterdrückung sich im Zarathustra in einem einzigartigen Feuer-

regen blendender Träume und Visionen zu entladen. Die Dionysos-Dithyramben bilden den Höhepunkt und zugleich die Grenze, wo Kunst und Manier zusammenstoßen. Philisterweisheit wird gern bekennen, daß Nietzsche ein Weib nehmen und durch Liebe selig hätte werden sollen. Und trotz aller Banalität steckt auch in diesem Einwurf ein wahrer Kern. Ja er hätte. — Aber wo hätte dieser tiefe, über Menschliches faustisch sich emporsehnende Geist auf dieser Zentralsonne der Mittelmäßigkeit ein seiner würdiges, ein ihm gleiches Weib finden sollen. Stellt er doch wie an sich so auch an die Welt die allergrößten — wir dürfen sagen allzugroße Anforderungen: Idealist vom Scheitel bis zur Sohle. Nichts geringeres als die Ewigkeit fordert er sich zum Weib: „Nie noch fand ich das Weib von dem ich Kinder mochte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe: denn ich liebe Dich, o Ewigkeit"! Trösten wir uns. Soweit sich Ewigkeit mit Menschen gattet, soweit war und ist sie sein. Verhängnisvoller ward für ihn die Freundschaft, von der ein ähnlicher in seinen eignen Feuern verbrannter Stürmer aus dem Anfang des Jahrhunderts, Christian Dietrich Grabbe so schön sagt:

„Nur Freundschaft, die die Geister bindet
Ist ewig wie der Geist, aus dem sie stammt".

In ihr zeigt sich die weiblich geartete Natur Nietzsches am deutlichsten. Er wollte hinaufblicken, er wollte verehren, anbeten. Anbeten war das tiefste

Bedürfnis seiner Seele. Zwei Sonnen brannten zu seiner Zeit, die Künstlersonne Wagners und die dunkelrote zornige Sonne Schopenhauers, des Frankfurter Philosophen und Einsiedlers. Er ließ sich von beiden durchglühen. Unter ihren sengenden Strahlen erwachte seine Persönlichkeit. Beide haben ihn gleich befruchtet, beide hat er gleich verehrt — Wagner ja, wie bekannt lange im persönlichen Verkehr — verehrt, wie man im Genius den Gott verehrt. Und beide stellten ihn — das ist das unerbittliche Gesetz der Kultur — vor die Aufgabe, sie zu überwinden. Aber nicht leicht sollte ihm diese Ueberwindung werden. Die Schopenhauers war ihm, dem unsäglich liebenden Geist noch verhältnismäßig leicht, weil sie rein theoretisch war, die Wagners hat ihm, wir dürfen es sagen, mit das Herz zerbrochen. Er hatte ihn als das Idol seiner kühnsten Vollkommenheit über sich gestellt. Er jauchzte dem Geschicke zu, daß es ihm vergönnt hatte, die, wie er extstatisch meinte, größten Geister der Welt gegenwärtig wirkend zu erleben, als sein Rausch später verschwand, als er in seinen Herzensgöttern Männer mit menschlichen Kleinheiten und Schwächen erkannte, da ward ihm sein Freund Wagner zum Todfeind und in ihm haßte er nun auch den Gott, dem jener im Parsifal Weihrauch streute. Es ist bekannt, daß seine letzte Arbeit vor Ausbruch der Geisteskrankheit betitelt ist „Nietzsche contra Wagner". In einem Brief an den dänischen Literaturhistoriker Brandes

vom 13. September 1888 sagt er mit verbittertster Genugtuung: „Der Fall Wagner. Ein Musikantenproblem“. Böse Zungen wollen lesen: „Der Fall Wagners“ . . . .

Es kann nicht unsre Aufgabe sein, den Fall hier kritisch zu entscheiden. Mir persönlich erscheint trotz unendlich vieler Punkte, wo Nietzsches Haß klarer sah, als die noch immer übermäßige Liebe der Wagnerianer — diese Schrift einen unsichtbaren Titel zu tragen: Der Fall Nietzsches. Auf jeden Fall waren diese beiden Erlebnisse für den zarten, feinbesaiteten Geist Nietzsches von folgenschwerster Bedeutung. Nie wieder hat er ähnliche „Freunde“ gefunden und wären sie gekommen, er hätte ihnen nicht mehr geglaubt. Von nun ab steht er einsam da. Nur noch auf sein Inneres lauschend, nur noch sich selbst vertrauend, schwand ihm der sichere Maßstab aus den Händen. Jetzt sollte nur noch Wahrheit sein, was seine Träume mit blutender Seele suchten. Und als sie ihm endlich einen Freund schufen: Zarathustra und er den Schatten für Wahrheit nahm, da trat er in das schauerliche dritte Reich, aus dem ihn nach fürchterlicher Qual der Tod erlöste.

Werfen wir zum Schluß unsrer einleitenden Betrachtung noch einen Blick auf literarische Einflüsse, die sich in seinen Werken wiederspiegeln, so zeigt sich im Anfang der Einfluß Goethes, sowohl in seiner Lyrik, wie im Faust. Auch Volksliedmäßiges ist da. Doch alles noch uneigen, angelernt. Später wird

für kurze Zeit von Heines freien Rhythmen eine Anregung versucht mit der eigenen Persönlichkeit zu verbinden und Rousseau und Voltaire streiten sich um die Vorherrschaft in den Prosawerken seiner skeptischen Epoche. Die Natur, die den Dichter von je entzückte, leiht ihm Stimmung und bewahrt ihn vor Abstraktion. Ein eigentlicher Einfluß, der sich auch auf seine späteste und bedeutendste Dichtung ausgedehnt hat, ist neben dem Stil der Offenbarung Johannis und des Hohenliedes nur von einem Dichter festzustellen, der trübe gleich ihm, nur nicht wie er Zukunft suchend, sondern Vergangenheit, die ersten 40 Jahre des 19. Jahrhunderts im Wahnsinn schmachtete . . eine Seele, so groß, so rein, so weltenfern wie seine: Friedrich Hölderlin. Ueber der ganzen deutschen Dichtung des 19. Jahrhunderts, soweit sie tiefen Geistes war, steht als schauerliches Epitaph Hölderlins von Brahms vertontes, von Max Klinger radiertes Schicksalslied:

Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, selige Genien!
Glänzende Götterlüfte
Rühren euch leicht,
Wie die Finger der Künstlerin
Heilige Saiten.
Schicksallos wie der schlafende
Säugling, atmen die Himmlischen;
Keuschbewahrt,
In bescheidener Knospe,
Blühet Ihnen
Ewig der Geist,

Und die seligen Augen
Blicken in stiller,
Ewiger Klarheit.
Doch uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruh'n.
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen,
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewisse hinab.

Aus den Göttern wird ein Gott, aus der Resignation wird nach Sehnsucht und Liebe, Wut und Kampf: Entthronung der Gottheit und Vergöttlichung des Menschen in übermenschlicher Freude, das ist das ersehnte und nicht erreichte Ziel Friedrich Nietzsches!

In dem äußerst feinen und unaufdringlichen Vorwort zu der zweiten Auflage der „Gedichte und Sprüche" von Friedrich Nietzsche (Leipzig, 1898 Verlag von C. G. Naumann) sagt Frau Dr. Elsbeth Förster-Nietzsche folgendes über die Lyrik ihres Bruders:

„Diese Sammlung Gedichte und Sprüche zeigt die ganze dichterische Entwicklung meines Bruders während eines Zeitraums von dreißig Jahren. Sie beginnt zu einer Zeit, wo das erste Stammeln poetischen Ausdrucks überwunden ist und endet mit jener höchsten Erhebung des dichtenden Geistes, der um Worte zu finden, nur noch in Dithyramben reden kann.

Mein Bruder hat schon in sehr früher Zeit, im 10. und 11. Lebensjahr zu dichten angefangen, aber in so unvollkommener Weise, daß es nicht rätlich war, ein Beispiel dieser ersten nur komisch wirkenden Versuche zu geben. Erst in seinem 14. Lebensjahr bildeten sich die Gedichte in einer Form, die den Druck ermöglichen. Allerdings befand er sich damals schon, wie er selbst in seiner kindlichen Lebensbeschreibung 1858 sagt, in seiner dritten dichterischen Periode. Ueber die zwei ersten Perioden schreibt er in den ebengenannten Aufzeichnungen: „War meine erste an Poesie unbeholfen und schwer, so versuchte ich in der zweiten in geschmückter und strahlender Sprache zu reden. Aber aus der Zierlichkeit wurde Ziererei und die schillernde Sprache zu phrasenartiger Verblümung. Und bei diesem Allen fehlte auch die Hauptsache: die Gedanken." Die dritte Periode seiner Gedichte ist als der eigentliche Anfang seiner dichterischen Entwicklung zu betrachten und deshalb soll sie auch mit den eigenen kindlich-altklugen Worten des 13jährigen Knaben eingeführt werden:

„In der dritten Periode meiner Gedichte versuchte ich die erste und zweite zu verbinden, d. h. Lieblichkeit und Kraft zu vereinen. Inwieweit mir dies gelungen ist, weiß ich selbst noch nicht zu bestimmen. Diese dritte Periode begann am 2. Februar 1858. An diesem Tage ist nämlich meiner lieben Mutter Geburtstag. Gewöhnlich pflegte ich ihr eine kleine Sammlung Gedichte zu überreichen. Von da

an nahm ich mir vor, mich ein wenig mehr in der Poesie zu üben und wenn es geht, womöglich jeden Abend ein Gedicht zu machen. Dieses führte ich ein paar Wochen hindurch aus, und jedesmal gewährte es mir große Freude, wenn ich wieder ein neues Geistesprodukt vor mir liegen sah. Auch versuchte ich einmal mich so einfach wie möglich auszudrücken, aber bald ließ ich es sein. Denn ein Gedicht, das vollendet sein soll, muß allerdings so einfach als möglich sein, aber dennoch muß die wahre Poesie auf jedem Worte liegen. Ein gedankenleeres Gedicht, das mit Phrasen, Bildern überdeckt ist, gleicht einem rotwangigen Apfel, der im Innern den Wurm hat. Redensarten müssen in einer Dichtung vollständig fehlen; denn der häufige Gebrauch von Phrasen zeugt von einem Kopfe, der nicht fähig ist, selbst etwas zu schaffen. Man muß überhaupt beim Schreiben eines Werkes vorzüglich die Gedanken berücksichtigen; eine Nachlässigkeit im Stil verzeiht man eher, als eine verwirrte Idee. Ein Muster hiervon sind die Goetheschen Gedichte, in ihren goldklaren, tiefen Gedanken —.""

Wir ersehen aus dieser naivgehaltenen Selbstbetrachtung, wie frühreif, ja altklug Nietzsche schon in jenen Jahren war. Er war alles andere, als ein naiver Mensch. Wie Klopstock Pforta verließ mit der berühmten Abschiedsrede, in der er im gesteigertsten Selbstbewußtsein der Mit- und Nachwelt das größte deutsche Epos aus seiner Feder verhieß, so doziert

auch hier der Knabe in einer merkwürdig klaren und wirklich einsichtsvollen Abhandlung sich selbst, wie weit er sei und was er von Lyrik verlange. Die möglichste Einfachheit des Stils hat er später allzusehr außer Acht gelassen, ebenso wie seine lyrischen Nachfolger in Deutschland, die Dichter um Stephan George die Form bedeutend höher stellten als den Inhalt, der ja von Gedanklichem möglichst frei sein sollte. Ihm lag die Bevorzugung des Inhalts vor der Form erstens durch Tradition nahe und zweitens auch als tieferem Geiste. Die erste, von ihm pomphaft dritte genannte Periode von Nietzsches Gedichten, (die sich zwanglos und ohne Schematismus in drei resp. vier Perioden gliedern lassen), die uns zunächst beschäftigt, umfaßt die Jahre 1858—64, also das 14.—20. Lebensjahr.

Im Jahre 1858 tritt das erste äußere Erlebnis im Leben dieses mädchenhaft zartempfindenden Knaben ein. Er erhält in der altberühmten Pforta bei Naumburg eine Freistelle und bleibt in dieser Anstalt bis zum Jahre 1864, wo er die Reifeprüfung bestand. Der neuen Heimat weiht er denn auch sein erstes gedrucktes Gedicht:

Bei Naumburg im freundlichen Tale,
Da liegt manch reizender Ort,
Der schönste doch aber von allen,
Das ist mir die Pforte dort.

Dieser Erstling ist noch recht poesieschwach. Wie wenig er mit diesem Lied wirklich ausdrückte, sagt der komische Schluß:

Ich kann ihn nun nie vergessen
Den Eindruck so wunderbar:
Es zieht mich an selbige Stätte,
Warum? das wird mir nicht klar.

Aeußerlich, dichterisch konnte ihm die neue Heimat nicht viel bieten, umsomehr wurde sie dem früh vaterlosen Knaben zu innrem Segen. Dort härtete er seinen Körper ab, dort lernte er, der von Natur so weiche, Selbstzucht und Energie, die ihn das ganze Leben über auszeichneten. Die Stoffe, die er für seine heimliche Liebhaberei suchte, mußte er aus seinem Innern nehmen. So kommen denn zunächst nahezu ausschließlich Heimweh und Trennungsleid zu nicht unpoetischem aber noch kindlichem Ausdruck. Aber auch die Freude des Wiedersehns seiner Lieben und die Freude an der lieblichen Natur werden besungen. Auch die übliche Hexameterepistel an den fernen Freund und irgend eine romanzenhafte Einkleidung seines Heimwehs wird verfertigt.

Die erste bedeutendere, auch für den späteren Mann bezeichnende Dichtung stammt aus dem Anfang des 18. Lebensjahres und heißt „Rein zur Höh, rein zu Tal“. Im selben Jahre beginnt ihn Geschichte anzuregen und zwar, was nicht uncharakteristisch ist, die französische Revolution, die er in drei wenig bedeutenden Gedichten verherrlicht. Aber auch eine zarte, platonische Neigung überkommt den Frühreifen und sie entlockt ihm wenige Liebeslieder, die aber von innerlichstem Erleben Zeugnis tragen und von denen

einige recht gelungen sind. Im folgenden Jahre nimmt ihn die Gestalt Napoleons in leiser Vorausnahme seines späteren Uebermenschen gefangen, aber noch kindlich glaubt er ihn vom patriotischen Standpunkt richten zu müssen. In „Nachtgedanken" träumt er noch einmal von einer treulosen Liebe, um sich dann plötzlich der großen geistigen Kräfte, die ihm verliehen sind, bewußt zu werden. Er ruft sich auf zu neuem Kampf:

Wach auf, mein Herz, steig aus der Gruft heraus
Und bade Dich in neuer Morgenluft.
Noch ist Dein Geistesöl nicht ausgebrannt,
Noch kannst Du weithin helle Funken werfen,
Verrostet ruht Dein Eisenschwert im Sand,
Nimm Felsen, Blitze, Donner, es zu schärfen!

Wohl hebt er es noch nicht gegen Gott, den er in tiefer Einsamkeit sich nahe fühlt. Aber er will schon mehr, als ihm glauben, er will ihn kennen. Der Denker und Zweifler erhebt sein Haupt.

Dem unbekannten Gott.

Noch einmal eh ich weiter ziehe
Und meine Blicke vorwärts sende,
Heb' ich vereinsamt meine Hände
Zu dir empor, zu dem ich fliehe,
Dem ich in tiefster Herzenstiefe
Altäre feierlich geweiht,
Daß allezeit
Mich deine Stimme wieder riefe.
Darauf erglüht tiefeingeschrieben
Das Wort: dem unbekannten Gotte;

Sein bin ich, ob ich in der Frevler Rotte
Auch bis zur Stunde bin geblieben:
Sein bin ich — und ich fühl' die Schlingen,
Die mich im Kampf darniederziehn
Und, mag ich fliehn,
Mich doch zu seinem Dienste zwingen.
Ich will dich kennen, Unbekannter,
Du tief in meine Seele Greifender,
Mein Leben wie ein Sturm Durchschweifender,
Du Unfaßbarer mir Verwandter!
Ich will dich kennen, selbst dir dienen.
(p. 40.) (1863—64.)

— Wir wenden uns der zweiten Epoche im dichterischen Entwicklungsgange des Philosophen zu. Er tritt nun heraus aus der aufgedrungenen Abhängigkeit und Einsamkeit in das „frische", fröhliche Studentenleben. Er wird Korpsstudent in Bonn. Mit Leib und Seele ist er nicht dabei. Aber er will auch diese Seite des Menschlichen erleben. Allzubald, wie es uns nicht Wunder nehmen kann, wird er des Kneipens, Rauchens und Zeittotschlagens müde. Er hat in der freiesten Freiheit der Masse die deutsche Philistrosität kennen gelernt. Aber er ist selbst von dem damaligen Drang nach Bildung, nach Wissenschaft infiziert und unter seinem Einfluß verliert er wie soviel Tausende den Glauben. Er faßt 1865 sein vorläufiges Ergebnis in den Satz zusammen: „Willst Du Seelenruhe und Glück erstreben, nun so glaube, willst Du ein Jünger der Wahrheit sein, so forsche. Dazwischen gibt es eine Menge halber Standpunkte. Es kommt aber auf das Hauptziel an."

Er vertauschte nun als Gläubiger der Wissenschaft Bonn mit Leipzig. Von dem Gros der Masse angewidert, verfiel er pessimistischen Stimmungen und in diese Zeit fiel seine Bekanntschaft mit Schopenhauers Werken. Wie mußte dieser trübe Geist auf ihn wirken. Er wurde nervös und zeigte krankhafte Züge von Selbstquälerei. Als er sich in philologische Studien warf, besserte sich seine Stimmung. Er schwärmte für Musik, die er leidenschaftlich betrieb, für Schopenhauers „unvernünftige Weltordnung", für Griechentum und -Bildung. Ganz unmerklich gerät er in ein ästhetisches Genußleben hinein, das zugleich verfeinert und nervös war. Er schreibt „Mir behagt an Wagner, was mir an Schopenhauer behagt, die ethische Luft, der faustische Duft, Kreuz, Tod und Gruft." 1868 lernte er in einem für sein Leben so folgenschweren Moment den Dämon Richard Wagner persönlich kennen und bald darauf wurde er ohne vorherige Promotion — eine einzigartige Ehrung, zum Professor der klassischen Philologie in Basel ernannt. Von dort aus trat er in innigsten Verkehr mit Wagner, der damals in Triebschen am Vierwaldstättersee hauste. Zugleich empfing er gewaltige Anregungen durch den vortrefflichen Kenner der Renaissance, Jakob Burkhardt. Mit Wagner zusammen erstrebte er damals eine Wiedergeburt deutscher Kultur nach Vorbild des antiken Geisteslebens.

Da brach der Krieg von 1870 aus, den Nietzsche als Leiter von Krankentransporten unter heroischer Aufopferung mitmachte. Holte er sich auch nicht

wie Liliencron aus blutigen Attacken Wunden, so trug er doch auch sein Teil persönlichen Leidens; er bekam zugleich Brechruhr und schwere Diphtherie, die seinen nicht allzukräftigen Organismus für immer erschütterten. Er wurde noch reizbarer und nervöser. Dünkel und Hochmut, die sich nach 1871 aufblähten widerten ihn ebenso an als ein Gelehrtentum, das seine ernste Aufgabe als bessres Handwerk betrachtete. So geriet er immer mehr in Zwiespalt mit seiner Zeit, der er das epitheton ornans der „Bildungsphilisterei" anhängte. Er wird Eiferer und Reformer. Doch zog er sich bald die Feindschaft namentlich der Philologen zu, die ihn als Schwärmer und Freigeist mieden. 1876—77 mußte er sein Amt vorübergehend aufgeben, aber schon zwei Jahre später entsagte er ihm, da er Pension erhielt, leichten Herzens für immer. Er wußte nicht, was dieser Schritt für ihn, den schon immer einsamen Mann, bedeutete. Nun stand er ganz allein. Losgelöst vom Glauben seiner Kindheit und vom Glauben an die allein seligmachende Bildung. Jetzt mußte er sich selber eine Welt schaffen, die ihm lebenswert schien. Ich mußte des längeren bei diesen Tatsachen verweilen, da sie uns den nötigen Kommentar zu den wenigen erhaltenen schwermütigen Gedichten der 70er Jahre bieten. — Hören wir, was Frau Dr. Förster-Nietzsche über diese Zeit inbezug auf Nietzsche, den Lyriker sagt:

„Aeußerlich scheint zwischen den Jahren 1864 und 1871 ein langer undichterischer Zwischenraum zu liegen,

aber das Fehlen aller Gedichte erklärt sich aus einem anderen Grund. Mein Bruder lebte während dieser Zeit zum größten Teil fern von zuhause und veranstaltete vor jeder Ferienreise nach der Heimat, wie er mir selbst erzählte, „ein großes Brandfest"; ein besonders umfangreiches im Jahre 1866, unter dem Einfluß des Schopenhauerschen Pessimismus. Er schreibt darüber im Sommer 1867: „ich pflegte die Zeit der Selbsterkenntnis von da an bei einem Jünglinge zu datieren, wo er seine Dichtungen in den Ofen steckt und habe es dieser meiner Anschauung gemäß in Leipzig gemacht." Aber auch nach diesem großen Autodafé hat er wieder von neuem zu dichten begonnen, z. B. Ostern 1867 und Sommer 1868. Er sprach damals viel in Knittelversen und diese Lust am Reim war bei ihm immer ein Anzeichen, daß er auch sonst dichterisch produktiv war. Mein Bruder betrachtete das Dichten von der Mitte der sechziger Jahre an bis Anfang der achtziger nur als ein Mittel, sich gelegentlich heiter oder sentimental zu äußern. Er sah dichterische Versuche mit sanftem Spott als reine Allotria an." Dies von einem so urdichterischen Geiste wie Nietzsche zu hören, ist doppelt befremdend. Es beweist nur, in welch unmöglichen Kontrast ihn seine vorübergehende wissenschaftliche Neigung zu seinem innersten Menschen gebracht hatte. Aber das Dichten läßt sich nun einmal nicht „abgewöhnen"; sagt er doch selbst in einem wenig glücklich heinisierenden Gedicht vom Anfang der achtziger Jahre: „Dichters Berufung":

„Ja, mein Herr, Sie sind ein Dichter
Achselzuckt der Vogel Specht."

Nur fünf Gedichte sind aus der Zeit von 1864—80 erhalten. Alle fünf gleich pessimistisch, nur die beiden vom Jahre 1871 mit Wollust sich der Grausamkeit der sinnlosen Natur hingebend, die letzten drei von 1876 und 1877 voll tiefer persönlicher Resignation über die Vergänglichkeit. In den drei letztgenannten bricht zum erstenmal Nietzsches Eigenart auch formell durch . . . es ist naturphilosophischer Impressionismus von wunderbarer Leuchtkraft . . . der südliche Zauber hat seine Anschaulichkeit entwickelt . . . er weiß durch Personifizierungen und Metaphern die abstraktesten Begriffe in Sinnlich-Angeschautes zu verwandeln. Der Wanderer, ein entzückendes, den naiven Ton treffendes „Junggesellenlied" voll tiefer Melancholie und „Am Gletscher" sind besonders bezeichnend. — Die Todesahnungen, die er hier virtuos der Natur selbst entlockt — in der Uebertragung persönlicher Trauer auf die Natur Lenau, dem Unglücklichen, nah verwandt, nehmen im letzten Gedicht dieser Zeit feste Gewißheitsform an:

Dies ist der Herbst — der bricht Dir noch das Herz.
Flieg fort! Flieg fort!

Bevor wir uns dem Höhepunkt in Nietzsches Lyrik und zugleich dem Ueberreifwerden seiner Seele zuwenden, müssen wir zunächst rückschauend die eigentliche Tragödie seines Lebens aufrollen. 1872 hatte

Nietzsche in der Zeit vorherrschender ästhetischer Genußsucht sein orgiastisches Werk „Die Wiedergeburt der Tragödie aus dem Geist der Musik" Wagners Genius gewidmet. Er feiert, ein neuer Rousseau schopenhauerischer Observanz, den dionysischen Rausch der ekstatischen wollüstigen Freude, aus dem der Priapusdienst und die grausam-sinnlichen orientalischen Kulte herstammen als das primärste Lebensgefühl, während er in dem apollinischen Kunsttrieb nur eine Versteinerung und Dogmatisierung erblickt. Der Hauptfehler dieser den heißen Atem der Trunkenheit hauchenden Schrift ist die strenge Trennung der beiden Begriffe, der Hang, einen schroffen Dualismus zu schaffen, um eine Form des Lebens auf Kosten der anderen ganz zu verurteilen. Diesem Erstlingswerk folgten 1874/76 die „zeitgemäß-unzeitgemäßen Betrachtungen" deren erste gegen David Friedrich Strauß den „Bekenner" das Anathem der Bildungsphilisterei schleuderte, während die zweite das ganze Bildungselend in dem unverarbeiteten Aufnehmen geschichtlichen Wustes sieht und „vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben" zu einem damals berechtigten, im ganzen aber grundfalschen Verdikt über historische Bildung wird. Die dritte Betrachtung „feiert den Ethiker und Pessimisten Schopenhauer", die letzte endlich „Wagner in Baireuth" ist der Festhymnus, den Nietzsche in überschwänglicher Illusion am Vorabend der Erstaufführung der Tetralogie anstimmte.

Und dann kam die Krisis: Er erlebte die nerven-

zerrüttende, raffiniert-dekadente Musik Wagners als seine eigenste Tragödie. Der Eindruck, den diese feminine Auflösung sowohl als das Publikum jener Gründerjahre, das in diesen Tönen Selbstvergessen suchte und fand, auf seinen tiefen ethischen Sinn machte, war ungeheuer, war nahezu vernichtend. Schwerkrank kehrte er nach Basel zurück. Also die Kunst und speziell diese Musik vermochte auch nichts mehr über die entnervte Welt, als höchstens ihren Launen zu schmeicheln. Wieder zerbrach ihm ein Ideal. Nun kam der heilsame Umschwung, den lange Jahre fortwährenden Krankseins in ihm hervorbrachten. Er fand sich endlich selbst. Aber auch dieses Sichfinden konnte nur durch Schmerzen möglich sein. Zeugnis seiner furchtbaren Verzweiflung an Allem ist „Menschliches, Allzumenschliches", wo zum erstenmal die nervös-überreizte Form des blendenden Aphorismus auftaucht. Nach und nach aber überwindet Nietzsche diesen schwarzen Pessimismus und nun geht er daran, allein ohne Gott und Freund die Weltverneinung zu überwinden und das Dasein optimistisch zu bejahen. Er, der Kranke, überreizte Einsamste der Einsamen will aus seiner enttäuschten Seele die Freude in Tanzen und Singen gebären. Das war übermenschlich, unmöglich. Den Versuch, diese Gedanken wissenschaftlich zu formulieren, machte Nietzsche in der „Morgenröte" und der „fröhlichen Wissenschaft". In den letztgenannten Arbeiten hat auch Nietzsche sich noch einmal aufs schroffste gegen die Möglichkeit der Existenz einer Gott-

heit ausgesprochen. Er glaubte damit Gott getötet und sich endgültig von allen Hindernissen befreit zu haben, die es für eine freudige Weltanschauung geben könnte.

Und nun wandte er sich dem Hauptwerk seines Lebens zu, seine neue Erkenntnis in einer großen antibiblischen Mythologie künstlerisch zu gestalten. Sie feiert in einer den Stil der Offenbarung nachahmenden, visionären, poetischen Prosa, deren Bilderfülle orientalisch-üppig ist, den Grundgedanken, der ihn 1881 mit hellseherischer Gewalt im Engadin überfiel: Daß alles Gleiche ewig wiederkehrt. Damit hebt er gefühlsmäßig, nur gefühlsmäßig wie die Neopantheisten in etwas abweichender Gestalt den Tod auf: „Nun sterbe und schwinde ich, würdest Du sprechen, und im Nu bin ich ein Nichts. Die Seelen sind so sterblich wie die Leiber. — Aber der Knoten der Ursachen kehrt wieder, in den ich verschlungen bin, — der wird mich wieder schaffen! Ich selber gehöre zu den Ursachen der ewigen Wiederkunft. — Ich komme wieder mit dieser Schlange — nicht zu einem neuen Leben oder bessern Leben oder ähnlichen Leben: Ich komme ewig wieder zu diesem gleichen und selbigen Leben, im Größten und auch im Kleinsten, daß ich wieder aller Dinge ewige Wiederkunft lehre, daß ich wieder das Wort spreche vom großen Erden- und Menschen-Mittage, daß ich wieder den Menschen den Uebermenschen künde."

Man sieht schon aus diesem hohenpriesterlichen Pathos, das er zur Verkündung der „letzten Dinge" anwendet, daß er sich selbst, wie er es ja auch in der

Unterschrift seines letzten schon im Irrsinn verfaßten Schreibens bekundet, für den neuen Messias, den Antichrist hält. Und doch war diese Lehre von der „ewigen Wiederkunft alles Gleichen" so fremd sie uns anmutet, ein Erbteil frühester griechischer Spekulation.

Wie viel verständlicher mutet uns, soweit wir von der Unmöglichkeit eines persönlichen Weiterlebens überzeugt sind, eine ähnlich prachtvolle Stelle aus dem „Hyperion" des ihm jetzt seelisch in mancher Beziehung so nahestehenden Hölderlin an, wo Hyperion, von den Menschen genau so in seinen Hoffnungen getäuscht wie Nietzsche, sich der Natur als letzter Freundin in die Arme wirft:

„O Du — mit Deinen Göttern, Natur! ich hab' ihn ausgeträumt von Menschendingen den Traum und sage, nur Du lebst; — — — Es fallen die Menschen wie faule Früchte von Dir, o laß sie untergehen, so kehren sie zu Deiner Wurzel wieder; und ich, o Baum des Lebens, daß ich wieder grüne mit Dir und Deine Gipfel umatme mit all Deinen knospenden Zweigen! friedlich und innig, denn alle wuchsen wir aus dem goldenen Samenkorn herauf!

O Seele, Seele! Schönheit der Welt! Du unzerstörbare! Du entzückende! mit Deiner ewigen Jugend! Du bist; was ist denn der Tod und alles Weh der Menschen? — — —

Wie der Zwist der Liebenden sind die Dissonanzen der Welt: Versöhnung ist mitten im Streit, und alles Getrennte findet sich wieder.

Es scheiden und kehren im Herzen die Adern, und einiges, ewiges, glühendes Leben ist alles!"

Diese friedliche Todesweihe war Nietzsche zunächst noch nicht beschieden. Denn er fühlte sich einsam, furchtbar einsam.

Am erschütterndsten gibt dies Gefühl das folgende Gedicht vom Herbst 1884 wieder.

Vereinsamt.

Die Krähen schrein
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein —
Wohl dem, der jetzt noch Heimat hat!
Nun stehst Du starr,
Schaust rückwärts, ach, wie lange schon.
Was bist Du Narr
Vor Winters in die Welt entflohn?
Die Welt — ein Tor
Zu tausend Wüsten stumm und kalt!
Wer das verlor,
Was Du verlorst, macht nirgends Halt.
Nun stehst Du bleich,
Zur Winter-Wanderschaft verflucht,
Dem Rauche gleich,
Der stets nach kältern Himmeln sucht.
Flieg, Vogel, schnarr
Dein Lied im Wüsten-Vogel-Ton! —
Versteck, Du Narr,
Dein blutend Herz in Eis und Hohn!
Die Krähen schrein
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein,
Weh dem, der keine Heimat hat!

(p. 119.)

Ja, die Sternen-Moral, die er sich 1882 in der „Fröhlichen Wissenschaft" auferlegte, war schwer, fürchterlich schwer.

Aber trotzdem waren ihm ab und an glücklichere Stunden beschieden, wo ihm die fürchterliche Einsamkeit beinah liebenswert erschien. So in „mein Glück", vermutlich Frühling 1884 in Venedig entstanden: Ja, dann kehrte ab und zu die alte Begeisterung wieder und die Hoffnung wies noch einmal in die unendlich scheinende Zukunft. Für diese Stimmung fand Nietzsche den echten dionysischen Ausdruck in dem Tanz- und Sturmlied „An den Mistral". Ja, graziöse Tändelei überkommt 1882 längere Zeit den Dichter, der um diese Zeit endlich nicht zum Schaden der Nachwelt die Notwendigkeit seiner Poesie ehren lernte und es entstanden eine Reihe von Gedichten, die damals in Schmeitzners „Internationaler Monatsschrift" erschienen, von denen das satirische Mädchenlied besonders beflügelt klingt.

Aber diese glückliche Zeit verrann schnell, um den Stürmen Platz zu machen, aus denen der Zarathustra geboren ward. Ein süßer, elegischer Sehnsuchtsklang zittert aus dem farbengetränkten Impressionismus des Gedichts „Venedig".

Venedig.

An der Brücke stand
jüngst ich in brauner Nacht.
Fernher kam Gesang:
goldner Tropfen quoll's

über die zitternde Fläche weg.
Gondeln, Lichter, Musik —
trunken schwamm's in die Dämmrung hinaus . . .
Meine Seele, ein Saitenspiel,
sang sich, unsichtbar berührt,
heimlich ein Gondellied dazu,
Zitternd vor bunter Seligkeit.
— Hörte jemand ihr zu? . . . .

(p. 120.)

Obgleich dies Lied 1888 entstanden sein soll, hat es doch den Ton eines Vorklangs. Das braucht nicht zu entfremden, rekapituliert doch der Künstlergeist oft nach vollendeter Geburt eines großen Werkes die glücklichen Stunden der Befruchtung gern.

Zu den letzten Gesängen, dem hymnisch-dithyrambischen Ausklang leitet über das gewaltige „trunkene Lied".

Und in dieser Extase schuf der Freundlose sich ein Wesen nach seinem Bilde — ach nur seinen eignen Schatten: Zarathustra.

So sehr ich die Leser bereits durch Proben dieser so schweren Speise vielleicht übersättigt habe, ich kann ihnen das größte Nietzsche sche Gedicht, vielleicht das erschütterndste lyrische Bekenntnis der Weltliteratur nicht vorenthalten.

Aus hohen Bergen.

O Lebens Mittag! Feierliche Zeit!
O Sommergarten!
Unruhig Glück im Stehn und Spähn und Warten: —
Der Freunde harr' ich, Tag und Nacht bereit.
Wo bleibt ihr Freunde? Kommt! 's ist Zeit! 's ist Zeit!

War's nicht für euch, daß sich des Gletschers Grau
  Heut schmückt mit Rosen?
Euch sucht der Bach, sehnsüchtig drängen stoßen
Sich Wind und Wolke höher heut ins Blau,
Nach euch zu spähn aus fernster Vogel-Schau.

Im Höchsten ward für euch mein Tisch gedeckt:
  Wer wohnt den Sternen
So nahe, wer des Abgrunds grausten Fernen?
Mein Reich — welch Reich hat weiter sich gereckt?
Und meinen Honig — wer hat ihn geschmeckt?

— Da seid ihr, Freunde! — Weh, doch ich bin's nicht,
  Zu dem ihr wolltet?
Ihr zögert, staunt — ach daß ihr lieber grolltet!
Ich — bin's nicht mehr? Vertauscht Hand, Schritt, Gesicht?
Und was ich bin, euch Freunden — bin ich's nicht?

Ein andrer ward ich? Und mir selber fremd?
  Mir selbst entsprungen?
Ein Ringer, der zu oft sich selbst bezwungen?
Zu oft sich gegen eigne Kraft gestemmt,
Durch eignen Sieg verwundet und gehemmt?

Ich suchte, wo der Wind am schärfsten weht?
  Ich lernte wohnen,
Wo niemand wohnt, in öden Eisbär-Zonen,
Verlernte Mensch und Gott, Fluch und Gebet?
Ward zum Gespenst, das über Gletscher geht?

— Ihr alten Freunde! Seht! Nun blickt ihr bleich,
  Voll Lieb' und Grausen!
Nein geht! Zürnt nicht! Hier — könntet ihr nicht hausen:
Hier zwischen fernstem Eis und Felsenreich —
Hier muß man Jäger sein und gemsengleich.

Ein schlimmer Jäger ward ich! — Seht, wie steil
  Gespannt mein Bogen!

Der Stärkste war's, der solchen Zug gezogen.
Doch wehe nun! Gefährlich ist der Pfeil,
Wie kein Pfeil, — fort von hier! Zu eurem Heil! . . . .

Ihr wendet euch? — O Herz, du trugst genung,
  Stark blieb dein Hoffen:
Halt neuen Freunden deine Türen offen!
Die alten laß! Laß die Erinnerung!
Warst einst du jung, jetzt — bist du besser jung!

Was je uns knüpfte, Einer Hoffnung Band, —
  Wer liest die Zeichen,
Die Liebe einst hineinschrieb, noch, die bleichen?
Dem Pergament vergleich ich's, das die Hand
Zu fassen scheut, — ihm gleich verbräunt, verbrannt.

Nicht Freunde mehr, das sind — wie nenn ich's doch?
  Nur Freunds-Gespenster!
Das klopft mir wohl noch Nachts an Herz und Fenster,
Das sieht mich an und spricht: „wir waren's doch?"
— O welkes Wort, das einst wie Rosen roch!

O Jugend-Sehnen, das sich mißverstand!
  Die ich ersehnte,
Die ich mir selbst verwandt-verwandelt wähnte,
Daß alt sie wurden, hat sie weggebannt:
Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt.

O Lebens-Mittag! Zweite Jugendzeit!
  O Sommergarten!
Unruhig Glück, im Stehn und Spähn und Warten!
Der Freunde harr ich, Tag und Nacht bereit,
Der neuen Freunde! Kommt! 's ist Zeit! 's ist Zeit!

* * *

Dies Lied ist aus, — der Sehnsucht süßer Schrei
  Erstarb im Munde:
Ein Zaubrer tat's, der Freund zur rechten Stunde,

Der Mittags-Freund — nein! fragt nicht, wer er sei —
Um Mittag war's, da wurde Eins zu Zwei . . . .

Nun feiern wir, vereinten Siegs gewiß,
Das Fest der Feste:
Freund Zarathustra kam, der Gast der Gäste,
Nun lacht die Welt, der grause Vorhang riß,
Die Hochzeit kam für Licht und Finsternis . . . . .

(p. 125—28.)

Jawohl! Die Hochzeit kam für Licht und Finsternis! Aber der neue Schattenfreund konnte ihn aus seiner Einsamkeit zwischen Himmel und Erde, losgelöst von den Menschen — nicht aber von Gott — nicht erlösen. Im Gegenteil schien er nur geschaffen, seinen eignen Schöpfer zu quälen. Seine Ohnmacht reizt den Philosophen und nun hebt in ihm der letzte fürchterliche Kampf an, der Kampf gegen den Gott, den er getötet zu haben glaubte. In der „Klage der Ariadne", einem Gedicht, das schon der mächtige Flügel des Wahnsinns beschattet, bäumt sich in ihm sein ganzer gebrochner Stolz auf: „Unnennbarer. Verhüllter! Entsetzlicher!

Du Jäger hinter Wolken!
Darniedergeblitzt von Dir,
Du höhnisch Auge, das mich aus Dunklem anblickt!
So liege ich,
Biege mich, winde mich, gequält
Von allen ewigen Martern,
Getroffen,
Von Dir, graumsamster Jäger,
Du unbekannter . . . . Gott . . . .

Wir entsinnen uns des Abschiedsgedichtes aus Pforta wieder. Dies fürchterliche, zerhackte, wie ein Verzweiflungsschrei gellende Vernichtungslied ist die strenge Konsequenz des Wortes

Ich will Dich kennen, Unbekannter!

Doch wollen wir über diesen letzten Fieberphantasieen den Vorhang fallen lassen. Absichtlich habe ich die himmlisch-selige Trilogie aus den Dionysos-Dithyramben zum Schlusse aufgespart. Ueber ihr liegt ein Hauch aus einer andern Welt.

Die Sonne sinkt.

3.

Heiterkeit, güldene, komm!
du des Todes
heimlichster, süßester Vorgenuß!
— Lief ich zu rasch meines Wegs?
Jetzt erst, wo der Fuß müde ward,
holt dein Blick mich noch ein,
holt dein Glück mich noch ein.

Rings nur Welle und Spiel.
Was je schwer war,
sank in blaue Vergessenheit,
müßig steht nun mein Kahn!
Sturm und Fahrt — wie verlernt er das!
Wunsch und Hoffen ertrank,
glatt liegt Seele und Meer.

Siebente[1] Einsamkeit!
Nie empfand ich

---

[1] „Siebente“: nach meiner Vermutung sieben Jahre nach dem Bruch mit Wagner.

näher mir süße Sicherheit,
wärmer der Sonne Blick,
— Glüht nicht das Eis meiner Gipfel noch?
Silbern, leicht, ein Fisch,
schwimmt nun mein Nachen hinaus . . .

(p. 153—54.)

Reif, ihres Todes gewiß, wirft die sterbende Seele des gequälten Denkers all ihre drückende Last von sich und sinkt langsam der glühenden Sonne nach in blaue Vergessenheit.

Wir sind am Ende. Wir haben ohne auf die Philosophie Nietzsches näher einzugehen ein Bild, wenn auch kein vollständiges, von dieser erhabendsten Tragödie, die in unsrer erbärmlichen Zeit erlebt wurde, gewonnen. Wir wollen hier nicht mehr als erkennen und genießen. Beides glaube ich, haben wir getan. Ueber die zeitliche Bedeutung Nietzsches noch ein Wort zu sagen, wäre zuviel, über seine künftige möge die Nachwelt richten, nicht wir! Nur eins steht heut schon fest: wir müssen ihn überwinden.

Das ist das Grundgesetz des Lebens, das Nietzsche selbst formuliert hat. Aber außer dieser haben wir auch die Aufgabe, uns selbst zu überwinden. Nicht Bildungsphilister noch Uebermenschen: Vollmenschen zu sein ist unser Beruf. Nur so können wir die echte Lebensfreude gewinnen, nach der sich Nietzsche so vergeblich sehnte. Nietzsche ist in seinem Kampfe unterlegen, aber gestorben ist er wie ein Held. Nur hüten

wir uns vor Ueberschätzung. So möge denn folgender Schlußvers meines Gedichtes auf Friedrich Nietzsches Tod aus meiner im Jahre 1901 bei Grote erschienenen Gedichtsammlung „Im Lebenssturm" den Schluß dieser Betrachtung bilden:

„Eine Sintflut bist Du nicht gewesen,
Doch Du warst ein flammendes Gewitter,
Wenn die Regenfluten sich verlaufen,
Wird uns heller nur die Sonne sein!"

IX.

Einflüsse Nietzsches. Die Literatur im Zeichen des ästhetischen Individualismus. Die Frauenfrage. Bebel. Emanzipation der Frau.

Der Einfluß dieses gewaltigen, einsamen Denkers, der bis zu seiner Geistesumnachtung gänzlich unbeachtet blieb und der erst durch die rastlosen Bemühungen seiner treuen Schwester, die in Weimar ein „Nietzsche-Archiv" nach berühmtem Muster gründete, in weitere Kreise drang, war ganz plötzlich ein ungeheuerer. Zwar betrachteten ihn die Philologen und Philosophen von der Zunft als einen nicht ernst zu nehmenden Verrückten, dagegen erfuhr er gerade von theologischer Seite eine ganz überraschend „gute Behandlung". Herr Superintendent Gallwitz hat über ihn ein Werk geschrieben, das allen Freunden dieser Materie zur Einführung in ein Nietzschestudium empfohlen werden kann. Auch die Frauen, die bei ihm so schlecht davongekommen waren („Wenn Du zum Weibe gehst, vergiß die Peitsche nicht!") haben vieles Verständige über ihn gesagt. Sein Einfluß äußerte

sich zunächst besonders in der Literatur. Die jungen Männer, die so um das Jahr 1870 geboren wurden und die schon das ewige nackte Schildern der Wirklichkeit satt hatten, wandten sich ihm zu und taten dies wie immer in sehr wenig anmutender Weise. Die meisten begriffen seine Tiefe nicht, aber das Schlagwort Uebermensch, mit dem sich jede Flegelei und Roheit rechtfertigen ließ, war eine praktische Sache. Dazu kam, daß gerade diese Generation unter den jungen „Künstlern" sich meist aus Söhnen wohlhabender Eltern rekrutierte, die schon sowieso dem Elend der unteren Klassen verständnislos gegenüberstanden. Sie spielten sich als Feudalaristrokraten aus, trugen hohe Kragen, tadellose Kleidung, benahmen sich wie junge Geheimeräte, lachten über alles Elend und trafen sich z. B. in Nachtkaffees, um mit bleichen, übernächtigen Mienen noch rasch bei einem Glas Absynth die wichtigsten Probleme zu erledigen. Sie waren entweder kolossal sexuell, d. h. im raffiniertesten, müdesten Paschasinn, oder selbst zu „differenziert", sich mit etwas so Körperlichem, so Wirklichem, wie es das Weib leider ist, abzugeben. Dann berauschten sie sich an Gedanken, an Phantasieen von seligem, starkem Menschentum, an Raubtierschönheit und träumten von großen Werken, die zu schreiben ihnen eine Profanierung schien. Sie schwelgten in matten Farben, in seltenen Wortklängen und richteten sich ihre Zimmer, soweit dies möglich war, mit recht stilvollen, schwindsüchtigen Möbeln und weichen Teppichen ein,

brannten, wenn's ging, eine blaue Ampel an und glaubten nun das Leben, das draußen ringt und singt, endgültig überwunden zu haben! Das war die Wirkung dieses einsamen, unglücklichen Mannes, der vor den Menschen floh, weil er sie zu sehr geliebt hatte. Im gemäßigten Sinn und ganz ansprechend hatte schon Franz Evers, ein bleicher Lyriker, diese mystische Romantik vertönt. In kleinen, anfangs sehr eigenartigen, später zur Manier gewordenen Kinderleibern tat es Fidus, ins wienerisch-dekadente zog es der müde, müde Richard Schaukal, der sich in ein Rokoko-Schäferkostüm steckte und auf einen überreifen Marquis posierte.

Aber weder sie noch der dem Meister treuergebene Paul Mongré, noch der stark sein wollende, an der Trunksucht gestorbene Viktor von Andrejanoff, der das Epos vom „Uebermenschen" im „Weltgericht" mit großer Virtuosität und Kraft schrieb, verhalfen diesem Geist zum Siege, sondern wiederum eine Clique: eine Herde „Uebermenschen": ästhetische Uebermenschen. Der Leithammel dieser Wiener Herrchen, die unter „Ausschluß der Oeffentlichkeit" sich gegenseitig mit tönendem, „verseelischtem" Wortgeklingel, bei dem der Sinn nahezu verboten war, narkotisierten, ist Stephan George aus Bingen (geb. 1868). Seine Bände sind grün eingebunden und haben ein Melchior Lechtersches Emblem, einen recht „stackigen" gotischen Dom. Innen ist alles klein gedruckt; die Herren sind Germanisten. Georges Lieder sind „Teppiche

des Lebens, gewebt aus Traum und Tod" oder „hängende Gärten" oder „Jahre der Seele".

In einem vornehm-kühlen, auf die Dauer wundervoll einschläfernden Rhythmus werden dann diese Heiligkeiten nach einem in blau oder rot gehaltenen „Abendmahl" bei ähnlicher Beleuchtung im Ton einer chinesischen Gebetmaschine gemurmelt. Manches Schöne ist darunter. Das Ganze ist lebensunfähige, dekadente Albernheit, eine Narrenspoſſe einiger weniger „Uebermenschen", die Geld und Zeit zu solchen amusements haben.

Viel besser als dieser Gebetpriester ist der auch recht dunkel sein wollende Hugo von Hofmannsthal, der neben einem eigenartigen „Der Tor und der Tod" und einem „Tod des Tizian" eine Zeitlang Sachen schrieb, die kein Schwein — pardon, kein Mensch verstehen konnte. Diese ganze Strömung erinnert schon bedenklich ans Narrenhaus.

Neben diesen Sehnsuchtskandidaten, diesen bleichen Ueberschwächlingen, herrschten am Jahrhundertende die Männer? O keineswegs — die gab es unter den Literaten nicht mehr — nein, die Frauen. —

Wir kommen nun, wir dürfen wohl sagen, zu den Hauptausführungen dieser ganzen Arbeit, die noch mehr als die bisherige Darstellung den aufmerksamen Leser gebieterisch in den Gedankenkreis hinüberleiten werden, der dann am Schluß, nachdem wir gleichsam lang in einem dunkel-morastigen Wald durch Dornen und Spinnweben gegangen sind, seine große Per-

spektive eröffnen soll. Doch müssen wir zunächst noch den Mut finden, in den schlimmsten Teil dieser Zeitverwilderung zu schreiten. —

Wenn man gegen abend sich heut, von dem brausenden Dampfroß getragen, aus der friedlichen Langeweile und Philistrosität der so stark vernachlässigten und darum zurückgebliebenen deutschen Kleinstädte mit ihrem Zopf und mit ihrer Verknöcherung, ihren Vorurteilen und ihrem Eintagsdasein dem Rayon der Weltstadt Berlin nähert, so wird man schon in weiter Entfernung an das Dasein des Riesenkörpers durch eiuen starkleuchtenden Dunstschein gemahnt, eine Aureole aus Gas, Hitze und menschlichen, oft nicht allzureinen Ausdünstungen. Und läuft dann der Zug in den Bahnhof mit seiner feenhaften Helle und seiner großen Perrongeräumigkeit ein, so ist der Ankömmling zunächst wie geblendet. Tritt er hinaus, wir wollen einen vergrauenden, nebeligen Oktoberabend nehmen, so ist er zunächst durch die Stimmung, die sich aus dem Dunst, den tausend unbewegten oder bewegten elektrischen, Auer-, Gas- oder Petroleumflammen, dem Donnern der Bahnen, der Höhe der Mietskasernen, dem bunten Durcheinander von Droschken, Lastfuhrwerken und Menschen zusammensetzt, fasziniert. Es überkommt ihn momentan ein Gefühl seiner Kleinheit neben diesen unnatürlichen Dimensionen, die hier das treibende, rastlose Leben angenommen hat. Und in begreiflicher Sentimentalität entringt sich ihm ein bewunderndes: Ah! Aber dieses Ah! erhält schon einen

wesentlich anderen Klang, wenn er von der Teuerkeit der Wohnungen und den Preisen der Lebensmittel hört.

Es wird dies Ueberwältigende mit dem Ah! der Ergebung in unvermeidliche Zustände ausgedrückt. Wie klingt dann aber das Ah, was dem Fremdling die „Rückseite der Medaille" entlockt, wenn er von den Verbrechen der dunkeln Viertel, dem schamlosen Treiben der Prostitution, den Selbstmordstatistiken und andern schönen Dingen erfährt. Aber es ist immer noch ein Ah der philiströsesten Sentimentalität. Wir dürfen hoffen, daß die, für die diese Zeilen geschrieben sind, aus den Banden der gröbsten Bigotterie und anderer mehr oder weniger vorsündflutlicher Vorurteile soweit befreit sind, um alles, aber auch alles, richtig zu nehmen.

Daß es Arm und Reich auf dieser keineswegs besten, wie die Optimisten und keineswegs schlechtesten Welt, wie die Pessimisten behaupten, ewig gegeben hat und ewig geben wird, ist eine traurige, aber nicht wegzuleugnende Tatsache. Sie kann manchen zu der Konsequenz führen, daß auch hierin eine ewige Gerechtigkeit walte, indem der Arme zwar kein „Johann, der muntere Seifensieder", doch ebenso der Freuden, als auch der Sorgen, die der Reichtum mit sich führt, ermangle. Denn der Sozialismus, der vom „glücklichen Reichen" spricht, ist ebenso unsinnig wie seine kommunistischen Träume, die nur dann mehr als der Zustand vorübergehender Anarchie sein wer-

den, wenn aus Menschen Engel oder — Schafsköpfe geworden sein sollten. Das erstere wird in dieser Form nie, das andere hoffentlich nicht der Fall werden. Daß nun die Ungleichheit zwischen dem Mann, der nimmt, und dem Mann, der gibt, zwar im Grunde nicht so bedeutend ist, wie der Oberflächliche dies glaubt (s. Schopenhauer, „Welt als Wille und Vorstellung", 4. Buch) ist vielen unbekannt. Daß er aber doch realiter groß genug ist, um zur Unzufriedenheit des einen Teils zu führen, ist sonnenklar. Ein despotisch regiertes Zarenreich ebenso wie eine despotische Herrschaft der amerikanischen Plutodemokratie erzeugen mit derselben inneren Notwendigkeit die Anarchie, wie Staaten mit gemäßigter Monarchie die Sozialdemokratie. Den Pisistratiden traten wie allen Tyrannen ein Harmodius und Aristogeiton entgegen (hier sei reifen Menschen die „Bürgschaft" von Schiller zum Nachdenken empfohlen), dem Regiment der patrizischen Gentilverfassung wie dem modernen Neu-Patriziat des dritten Standes die geschlossene Masse der Plebs oder dem Adel des Mittelalters die Bauernschaft. Aber ebenso wie zu den Zeiten der Gracchen oder zu den Zeiten der Revolution, wo Mirabeau einen neuen Gracchus tragierte, bis er sah, daß er sich selbst den Ast, auf dem er saß, zersägt hatte, war nicht die Katastrophe das wahrhaft Entscheidende, sondern der friedliche Verschmelzungs- und Neuwerdungsprozeß. Darum konnte vor zehn Jahren ebenso wie in Zukunft eine neue Revolution möglich sein, ein dauerndes

Eintreten in das Paradies der Sozialdemokraten aber nie.

Ein noch tausendmal fundamentalerer Gegensatz wurde am Ende des 19. Jahrhunderts durch das schnelle Aufblühn der Riesenstädte Kampfobjekt: der Gegensatz zwischen Mann und Frau. Auch die Frauenemanzipation ist keine Sache von heute. Der Gebildete, der Aristophanes kennt, kennt auch seine köstliche Weibervolksversammlung, seinen Areopag der Klatschsucht und des Plapperns in den „Ekklesiazzusen". Aber war in Griechenland dies Element auch schon vorhanden, so kamen doch in dieser naiven Jugend der Menschheit die Keime noch nicht zur Entwickelung. Das Aufkommen der Maschinen und der Industrie mit ihrem kolossalen Verbrauch von Menschenkräften brachte erst diese Frage ins Rollen. Ein Denkmal der Erregung, mit der sich anfangs der achtziger Jahre die Sozialdemokratie der „geknechteten und geknebelten Frau" annahm, ist August Bebels in den eingestandenen Grenzen einer großen Einseitigkeit natürlich! vorzügliches Buch: „Die Frau und der Sozialismus," das allen Herrn der vornehmen Gesellschaft zur nachdenklichsten Sonntagslektüre empfohlen sei. Es muß zugegeben werden, daß ohne den kolossalen Energiezuwachs, den die sozialdemokratische Partei brachte, sobald auf diesem Gebiet noch keine so raschen und großen Veränderungen vorgegangen wären. Dem Werk von Bebel ist die große Anschaulichkeit, die nur aus persönlichen Erfahrungen gewonnen werden kann,

nachzurühmen. Unstreitig aber ist bei aller Wissenschaftlichkeit der Darstellung auch diese Tendenzschrift verfälscht. Man lese nur seine „goldnen Kindheitsträume" der Menschheit, wenn er von den Zeiten des Mutterrechts spricht, von seiner Schlußapotheose der freien Ehe im kommunistischen Lügenmärchen ganz zu schweigen. Aber neben den Stellen, wo man abweisend bleiben muß, finden sich noch bedeutend mehr, wo dem Verfasser jeder Freidenkende unbedingt zustimmen wird.

So sagt er zunächst am Anfang seiner Einleitung. „Nichtsdestoweniger scheint es notwendig, die Frauenfrage auch speziell zu behandeln, weil die Frage nach der Stellung der Frau für jetzt und künftig eine Frage ist, die wenigstens in Europa die größere Hälfte der menschlichen Gesellschaft auf das direkteste berührt, denn in Europa bildet das weibliche Geschlecht die größere Hälfte der Bevölkerung. Nun gibt es in der Frauenfrage wie in der sozialen Frage verschiedene Parteien, die von ihrem jeweiligen sozialen und politischen Standpunkte die Frage ansehen und beurteilen und demnach wie von der sozialen Frage, welche vorzugsweise die Arbeitermassen in Bewegung setzt, sagen, daß es keine Frauenfrage gebe, denn die Stellung, welche die Frau jetzt und in Zukunft einzunehmen habe, sei durch ihren Naturberuf, der sie zur Gattin und Mutter bestimme und auf den Kreis der Häuslichkeit beschränke, vorgezeichnet. Was jenseits ihrer vier Pfähle oder Pflichten vorgehe, das gehe sie nichts an.

Die Anhänger dieser Ansicht sind, wie man sieht, rasch mit der Antwort bei der Hand, und glauben die Sache damit abgetan. Daß aber heute Millionen Frauen nicht in der Lage sind, den ihnen vindizierten „Naturberuf“ als Hauswirtinnen, Kindergebärerinnen und Erzieherinnen zu erfüllen, aus Gründen, die später des ausführlichen entwickelt werden sollen, daß andere Millionen diesen Beruf zu einem guten Teil verfehlt haben, weil die Ehe für sie zum Joch, zur Sklaverei geworden ist, und sie in Elend und Not ihr Leben dahin schleppen müssen, das kümmert diese Weisen ebensowenig, wie daß ungezählte Millionen in den verschiedensten Lebensberufen in unnatürlicher Weise und weit über das Maß ihrer Kräfte sich abrackern müssen, um das nackte Leben zu fristen. Sie verschließen vor diesen unliebsamen Tatsachen ebenso gewaltsam die Augen und Ohren, wie vor der Not des Proletariers, sich und andere tröstend, daß es „ewig“ so gewesen sei und „ewig“ so bleiben werde. Daß die Frau ein Recht habe, an den Kulturerrungenschaften Teil zu nehmen, diese für die Erleichterung und Verbesserung ihrer Lage auszunutzen und ihre geistigen und körperlichen Fähigkeiten so gut zu entwickeln, als der Mann, davon wollen sie nichts wissen.

Hören sie nun gar, daß die Frau auch ökonomisch unabhängig sein muß, um es körperlich und geistig sein zu können, damit sie nicht mehr von dem Wohlwollen und der „Gnade“ des andern Geschlechts ab-

hänge, dann hat ihre Geduld ein Ende Ihr Zorn entbrennt und ein Strom von heftigen Anklagen über „die Verrücktheit der Zeit“ und „die wahnwitzigen emanzipatorischen Bestrebungen“ folgt.

Dies sind die Philister männlichen und weiblichen Geschlechts, die sich aus dem engen Kreis der Vorurteile nicht herauszufinden vermögen. Es ist das Geschlecht der Käuzchen, das überall ist, wo Dämmerung herrscht, und erschreckt aufschreit, wenn ein Strahl von Licht in das ihm behagliche Dunkel fällt.

Andere können vor den laut redenden Tatsachen ihre Augen und Ohren allerdings nicht verschließen; sie geben zu, daß kaum in einem Zeitalter zuvor die Frauen im allgemeinen im Vergleich zum Stande der gesamten Kulturentwickelung sich in so unbefriedigender Lage befunden haben, als gegenwärtig, und daß es deshalb notwendig sei, zu untersuchen, wie man ihre Lage verbessern könne, insofern sie auf sich selbst für ihr Leben angewiesen bleiben. Für diejenigen, die in den Hafen der Ehe eingelaufen sind, erscheint ihnen die soziale Frage gelöst.

Dementsprechend verlangt dieser Teil, daß der Frau alle Arbeitsgebiete, für die ihre Kräfte und Fähigkeiten sich eignen, erschlossen werden, damit sie mit dem Manne in den Wettbewerb eintreten könne. Diejenigen, die etwas weiter gehen, fordern, dieser Wettbewerb solle sich nicht bloß auf das Gebiet der gewöhnlichen niederen Beschäftigungs- und Berufsarten erstrecken, sondern auch auf die Gebiete der höheren

Berufe, die Gebiete der Kunst und Wissenschaft. Sie beanspruchen die Zulassung der Frauen zum Studium auf allen höheren Bildungsanstalten, namentlich zu den Universitäten, die bisher in den meisten Ländern noch den Frauen verschlossen sind. (Nun nicht mehr!) Ihr Hauptaugenmerk ist gerichtet auf die verschiedenen Lehrfächer, den medizinischen Beruf und die Anstellungen im Staatsdienst (Post, Telegraphie, gewisse Fächer im Eisenbahndienst), für welche sie die Frauen besonders geeignet halten. Eine kleine Minorität auf dieser Seite stellt auch die Forderung politischer Rechte für die Frau auf. Die Frau sei so gut Mensch und Staatsangehörige als der Mann, die bisherige ausschließliche Handhabung der Gesetzgebung durch die Männer beweise, daß dieselben dieses Privilegium nur zu ihren Gunsten ausgebeutet und die Frau in jeder Beziehung bevormundet hätten.“ (Vgl. Shakespeare, „Kaufmann v. Venedig“). Was Bebel selbst noch mehr will, ist gesagt.

Nun wollen wir von unserm Standpunkt aus die Frage betrachten:

Zweifelsohne hat die Frau ein volles Recht dazu, ebenso ihre menschlichen Kräfte auszubilden und dem Ganzen zu dienen wie der Mann.

Nur ist eben die Frage, wie weit diese Kräfte gehen und ob sie denen des Mannes völlig gleichkommen. Das halte ich nun für nicht der Fall, da die Frau, wenn vom Manne durch nichts verschieden, eben Mann geworden wäre. Die Anhänger einer sozialen Des-

cendenztheorie wie August Bebel wollen uns glaubhaft machen, daß die Frau schließlich auch erst allmählich Frau in dem Sinne von Mutter und Kindererzieherin geworden wäre. Das ist heilloser Unsinn den die Darwinsche Hypothese — denn mehr als eine solche ist sie nicht, heraufbeschworen hat. So gewiß nie aus einem Affen ein Mensch werden kann, so oft sich auch Menschen für Affen halten, so gewiß ist, daß der Beruf der Frau von Anfang an durch ihr Geschlecht bestimmt ist. Mehr als Mutter und Kindergebärerin ist sie von Natur aus nicht, ebenso wie der Mann von Natur nicht mehr als Erzeuger, Ernährer und Beschützer sein soll. Dagegen ist keine Frage, daß sich der Mensch mit der Kultur seiner Zeit verändert und daß die oberflächliche „Moral", die gute Sitte heißt oder auch Recht und Unrecht vom staatlichen Gesichtspunkte aus, — modifikabel ist. Nun ist es im Verlauf der Geschichte ebenso ohne Zweifel zu einer gewalttätigen Unterdrückung der Frau durch den Mann in betreff ihrer Anteilnahme an den Rechten und Pflichten der Kultur, die den Menschen erst zum Menschen macht, gekommen. Wir sehen das im Griechentum, das von Schönfärbern oft so verfälscht dargestellt worden ist, wo die Frau als das sorgsam behütete Genußobjekt des Mannes im γυναικαῖον eingesperrt wurde, eine orientalische Ueberkommenheit, die die Griechen aus Kleinasien von den Phrygern und Lydern akzeptiert hatten. (Vgl. Hebbel, der Ring des Gyges). Wir sehen das im alten Rom, wo die Töchter unter

der Klientel des Vaters und später des Mannes als pater familias standen, und diesem die weitgehendsten Rechte über das Weib gegeben waren. Ferner zeigt es uns die ganze Urwelt der Menschheit, der Osten mit seinen patriarchalischen nicht matriarchalischen Einrichtungen und dem Recht des Mannes auf Polygamie gemäß der heißen Zone noch heut. Wenn Bebel in seinem Werk die Lappländer und Eskimos als die gesegneten Kommunisten hinstellt, wo noch eine Frau viele Männer haben kann (πολυανδρια), so weiß er nicht, daß die Lappländer ein sittlich total degeneriertes Völkchen sind, wo die größten sexuellen Widernatürlichkeiten herrschen.

Das ist kein Vorurteil der „verbildeten" Europäer, sondern aus dem tiefsten Menschentum geurteilt, da die Frau eines Ernährers und Beschützers bedarf und nicht einer Reihe von in der Wildnis vagabundierenden Schwängerern. Das beruht darauf, daß der Mensch als höchststehendes Tier soweit individualisiert ist, daß nicht einem Mann alle Weiber und nicht einer Frau alle Männer gleichwertig sein können, sondern jeder hat die geschlechtliche Zuchtwahl zu vollziehen, die im menschlichen Sinne Liebe heißt. — Die kräftige, gesunde Natur der Germanen brachte eine hohe Achtung vor der Scham der unentwickelten oder eben erst reifenden Jungfrau in die Geschichte. Auch hatte der gemütstiefe Germane als zukunftreichstes Geschöpf eine dunkle, naive Vorstellung von den tiefen Ahnungen und der geschlechtsstarken Intuition des

Weibes, indem er in ihr als Trägerin und Bewahrerin seiner Zukunft und seiner Stärke ein heilig zu haltendes höheres Wesen sah. Aus der Verbindung, die dies herbe, durchaus unberührte Germanentum mit dem als Hyperreaktion gegen Roms, besonders von den „Damen" der Aristokratie ausgehende, Sittenfäulnis zur Weltherrschaft gelangten Christentum einging, mußten, wie dies auch Laura Marholm sehr gut ausgeführt hat, für die Art der Hochhaltung der Frau schädliche Folgen erwachsen. So kamen, wie Bebel sagt, die Frauen, die ihre große Gemütstiefe der neuen Religion zuführte, trotz ihrem Märtyrerinneneintritt für sie zu kurz. Zur seltsamsten Blüte kam nun diese Verbindung von Weiberveneration und kirchenväterischer Wut gegen die „Bundesgenossin des Teufels" in den beiden seltsamen Extremen der Marienlegende und den Hexenverfolgungen. Das Minnesängertum, das, solche herrliche Ausnahmenaturen wie Walther von der Vogelweide abgerechnet, durchaus dekadent und degeneriert war, (Ulrich v. Lichtenstein) hatte eine ins französisch-sinnliche verzerrte Spielart der kommunen Weiberverehrung erzeugt: den Ritterdienst, eine Veneration, die die feudale Aristokratie bei all ihrer inneren Verachtung des Menschen im Weibe zu ihrer eigenen Schmach bewahrt hat. Als Reaktion gegen diese Verehrung oft recht zweifelhafter „Damen" ist der Marienkultus anzusehen, in dem der für alles Reine von Natur aus so empfängliche Idealismus des Germanen sich der aus dem über-

reizten Asketentum der Essener herausgeborenen Lehre von der unbefleckten Empfängnis Mariä mit größter Naivität bemächtigte. Im Gegensatz zu dieser mater venerabilis Maria erschienen nun die übrigen Frauen als im Bund mit dem Aber- und Unglauben der Heidenzeit und der eigene verstiegene Aberglaube sah in ihnen nur noch willige Werkzeuge Beelzebubs. Die wahnsinnige Mißgeburt des Mittelalters, dieser von den Romantikern so in jeder Beziehung töricht verhimmelten Zeit, wird für alle Ewigkeit ein Schandmal der Menschheit sein. Erst ein Mann wie Martin Luther, dieser oft von erbärmlichen Burschen verhöhnte einzigartig gesunde Sohn des Volks, unleugbar der allergrößten Sterblichen einer, hat die Menschheit von der Geißel eines pessimistischen und darum lebensunfähigen Solitärsystems und seiner schrecklichen Folgen befreit, als er mit seiner gewichtigen Stimme die Pforten der Klöster sprengte. Bebel hat den feinen Spürsinn des Doktrinärs, der alles, was sich ihm als Beispiel bietet, gut ausnutzt. Seine Ausführungen über Luther sind sehr lesenswert. Der große Augustiner sagt: „Ein Weib, wo nicht die hohe seltsame Gnade da ist, kann eines Mannes ebenso wenig entraten als essen, schlafen, trinken und andere natürliche Notdurft. Wiederum also auch ein Mann kann eines Weibes nicht entraten. Ursache ist die: es ist ebenso tief eingepflanzt der Natur, Kinder zu zeugen, als essen und trinken. Darum hat Gott dem Leib die Glieder, Adern, Flüsse und alles, was dazu dient, gegeben

und eingesetzt. Wer nun diesem wehren will und nicht lassen gehen, wie Natur will und was tut er anders, denn er will wehren, daß Natur nicht Natur sei, daß Feuer nicht brenne, Wasser nicht netze, der Mensch nicht esse noch trinke noch schlafe?" Dieser herrlichen, von jedem gesund Empfindenden zu unterschreibenden Stelle wären noch tausend andre anzureihen. Wir wissen und halten mit ihm: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang!"

Aber Luther war mit dem Protestantismus nicht identisch. Und dieser verknöcherte bald. Hören wir wieder gute Worte Bebels:

„Aus dem lebenslustigen Kleinbürger des Mittelalters, der lebte und leben ließ, wurde jetzt ein bigotter, sittenstrenger, finsterer Spießbürger, der möglichst „sparte", damit seine großbürgerlichen Nachkommen im neunzehnten Jahrhundert umso flotter leben und umso mehr verschwenden konnten. Der ehrsame Bürger mit seiner steifen Kravatte, seinem engen Gesichtskreis, seiner strengen Moral wurde das Prototyp der Gesellschaft." Er ist es geblieben, beinah noch bis heut, denn auch heut leben noch vor allem in den Kleinstädten diese antideluvianischen Puritaner.

Aber ein Umschwung trat ein. Wir sahen bereits, wie sich Sozialdemokraten und Nietzsche, sonst Antipoden, im Anfang der siebziger Jahre in dem Kampf gegen die Bourgeoisie trafen. Wir sahen, daß die

Bourgeoisie vom Bildungsphilisterium gründlich geheilt, anfing, eine scheinbare Realpolitik in der aufstrebenden Industrie zu entfalten. Hier waren billige Arbeitskräfte not. Und da durch den unseligen Zug der Landbevölkerung nach der Großstadt diese bald von Existenzen wimmelte, die in ihr zunächst ihr Brot nicht fanden, so kam es bald, daß die Frauen und Töchter der Proletarier gezwungen wurden, in Fabriken und Geschäften im Anfang schundmäßig und auch jetzt noch jämmerlich bezahlte Stellungen zu suchen. Da an diesem Punkte die Zentralfrage alles Elends und Jammers, die Prostitution, einsetzt, muß auf die Gemeinheit, die in der Bewertung der Frau als Arbeitstier liegt, näher eingegangen werden. Nun bringt die Periode, die Schwängerschaft und manches andre, was die Frau als Geschlechtswesen in ihrer Arbeitskraft beeinträchtigt, mit sich, daß sie ohne Störungen manchen Berufen nicht obliegen kann. Dafür aber ist die Frau um soviel ausdauernder und arbeitslustiger als viele Männer und eignet sich auch so ausgezeichnet zu manchen handgewerblichen Tätigkeiten, daß in dieser Beziehung ein Schutz für sie noch unbedingt geschaffen werden muß. Der Arbeitgeber aber kennt das kolossale Angebot von Frauen, und kann durch diesen Umstand die Löhne herunterdrücken, was auch noch immer geschieht. Dabei soll die Angestellte, besonders die Verkäuferin, stets gut gekleidet, soll immer frisch auf dem Posten sein, was eine genügende Ernährung voraussetzt. Wo soll das

bei den durch den Hang zum Luxus so unendlich gesteigerten Miets- und Lebensmittelpreisen möglich sein! Da rät dann — bei der moralischen Verwirrung dieser Zeit kann man den einzelnen Kaufherrn wahrlich nicht zu große Vorwürfe machen, — dieser seiner Angestellten, die natürlich hübsch, jung und chik sein muß, zu einem Freund, aus dem bald Legionen werden. — So ist nach und nach die Frau in allen Branchen beschäftigt worden, selbst in solchen, vor denen sie ein Schutzgesetz bewahren sollte, da sie ihrem Geschlechtsleben unheilvoll sind. Neben diesem Eindringen der Frau in den Existenzkampf des Lebens, der viele Ehen zertrümmert und viel Menschenglück durch die furchtbare Prostitution, auf die wir noch kommen, vernichtet, ging nun aber auch ein Drang nach Befreiung von der Bevormundung des Vaters oder Mannes durch die Töchter der Bourgeoisie. Unzählige, ursprünglich wohlhabende Familien waren verarmt. Die Tochter, die nach üblicher vorsintflutlicher Manier bestenfalls aufs Kochen und etwas Handarbeit, oft aber auch nur auf Klavierklimpern, Malen und sonstiges Dilettieren der Eitelkeit erzogen war, stand vor der Frage: Was nun? Wenn auch für die körperlich Schwachen und Unfähigen hunderte von Heimen, Versorgungsanstalten, Damenstiften gegründet wurden, wenn auch tausende von seelisch gebrochenen, häßlichen Wesen in Irrenhäusern und Nervenheilanstalten untergebracht wurden, wenn auch seelisch tapfere edle Naturen, denen eine große Liebe ihres

Lebens zerknickt war, im Schwesternberuf in der Heilung armer Unglücklicher ihr Heil suchten, so blieben doch noch viele Tausende, die kräftig genug waren, eine Stellung anzunehmen. Gerade Deutschland, das einen Ueberschuß an Frauen hat, ist daher das Land der Stützen, Kindergärtnerinnen, Kammerjungfern, Fräuleins geworden, harter, vielfach freudloser Existenzen. Nach und nach eröffnete dann schließlich die Regierung das Post- und Telegraphenfach weiblichen Kräften und immer mehr Berufsarten wußte sich die Frau in der Not anzubequemen. Und endlich kamen auch einige der oberen Zehntausend zu der Einsicht, daß irgend ein Studium der Wissenschaft oder Kunst einem langweiligen, unausgefüllten Altjungfernleben vorzuziehen sei. Und so eroberte sich schließlich die Frau der oberen Stände die Zulassung zur Universität, nachdem sie schon längere Zeit auf dem Gebiet der Musik und der Malerei, vereinzelt auch der Literatur manches Gute, allerdings im Verhältnis zu der Kopfzahl der Elevinnen immerhin vorläufig noch herzlich wenig geleistet hatte. Die Frage, ob die Frau auch auf diesen Gebieten imstande sein werde, mit dem Mann vollwertig zu konkurrieren, ist meiner Meinung nach mit Nein zu beantworten. Die Gehirnwiegerei Bebels zeigt seinen kraß-materialistischen Standpunkt, von dem aus diese Frage nicht entschieden werden kann. Wenn auch zugegeben werden soll, daß die lange, intellektuelle Knebelung der Frau durch den krassen Egoismus des Mannes es bewirkt hat, daß sie in all

diesen höheren Fragen noch so weit zurück ist, daß es erst einer langen Zeit bedarf, um dem vorgeschritteneren Manne nachzukommen, so glauben wir schwerlich, daß die subjektive, pflanzenähnliche Passivität des weiblichen Organismus sich im allgemeinen in das aktive, objektivere Streben des Mannes verwandeln wird. Von diesem Gesichtspunkte aus soll auch kein Hehl daraus gemacht werden, daß bei diesem „dritten Geschlecht", wie es Wolzogen nennt, das Geschlechtsleben als Moment immer eine Rolle spielt, und wenn man auch bei allen Entschließungen der Männer noch nicht fragen muß: où est la femme, so muß man doch das: où est l'homme in 999 von 1000 Fällen bei diesen Frauen voraussetzen. Um Juristen abzugeben, wird es ihnen stets an der Logik fehlen, die sich von der berühmten „weiblichen Logik", der Logik des Herzens, der Vorurteile, der Eifersucht unterscheidet. Als Medizinerinnen, z. B. Zahnärztinnen usw. haben sie ja ein unbedingt sehr reiches Arbeitsfeld gefunden. Aus der Theologie sollen sie wegbleiben, denn sonst wird aus dieser ohnehin verknöcherten Wissenschaft ein womöglich mit Gemüt aufgewärmter Brei, der vollends ingoûtabel ist. Dagegen ist eins unter allen Umständen freudigst zu begrüßen: daß die jungen Mädchen eigne Gymnasien mit erhöhter Bildungsmaterie erhalten haben und daß sie Sport treiben. Zwar das blödsinnige, oft den halben Tag betriebene Tennis, das nur aus Faullenzerei und Eitelkeit gespielt wird, meine ich nicht, wohl aber Schlittschuh-

laufen und Radeln, letzteres natürlich mäßig betrieben, ferner Rudern und Schwimmen.

Nur muß auch in diese Leibesübungen mehr Ernst hineingelegt werden, da Frauen auch hierin meist dilettierende Kinder sind, die sich über Nutzen und Gefahr des jeweiligen Sports nicht genügend aufklären. Den Sport haben wir unseren Blutsverwandten jenseits des Kanals entlehnt, aber zugleich mit ihm auch alle Einseitigkeit einer absolut veräußerlichenden und verrohenden, einseitig physischen Ausbildung. — Daß der Sport auch in die Irrsinnigkeit der weiblichen Mode Aenderungen gebracht hat, soll ihm ebenfalls nachgerühmt werden. Die unselige Wespentaille, die manchen Brustkorb auf dem Gewissen hat, wird hoffentlich bald ganz verschwunden sein. Auch die ungesunden Kniestrumpfbänder, die Erzeuger von Venenentzündungen und die engen, spitzen Stiefel in französischer Fasson haben Besserungen erfahren. Zwar sieht ein breiter, englischer Schnürstiefel nicht halb so chik aus wie der spitze französische Knöpfstiefel, aber dreimal Gloria, daß diese Verschlechterung der äußeren Schönheit zu Gunsten einer normalen körperlichen Entwickelung der Erotik des Mannes zum Trotz durchgesetzt ist. Ob die Reformkleidung, die manches chicke zu Wege gebracht hat, bei der allgemeinen menschlichen Narrheit eine Zukunft haben wird, ist mir sehr zweifelhaft.

X.

Dienstbotenelend. Prostitution. Sexuelle Frage. Die Frau in der Literatur.

Daß die moderne Frauenbewegung schließlich in die Fahrwasser der unzufriednen Sozialdemokratie einlenken würde, war vorauszusehen. Wir erinnern nur neben den vielen Frauenvereinen an die Dienstbotenversammlungen des Herrn von Gerlach, wo sich die Mädchen über schlechte Löhne, schlechtes Essen, zu große Ausnutzung beschwerten. Nun lag ja auch hier mancher Grund zur Klage vor. Viele Herrschaften suchten dem Mädchen am Lohn abzuknapsen, viele hielten sie in der Kost schmal oder wollten in der Badesaison das Kostgeld umgehen, viele verlangten Ungebührliches. Zahlreiche Kündigungen erfolgten auf Infamie hin, die die Mädchen zu stuprieren versuchte und dies oft Jahrzehnte hindurch gewohnheitsmäßig im Sinn des früheren grundherrlichen jus primae noctis tat. Daß die unehelichen Kinder solcher Verbindungen eine größere Zahl der jugend-

lichen Verbrecher stellten, nimmt nicht Wunder. Es mag an Lucchenis Beispiel erinnert werden. Daß die entehrten Mädchen ein starkes Kontingent Selbstmörderinnen und Prostituierte stellen, ist klar. Aber derartige Schandtaten bleiben bei der Scham des gefallenen Weibes meistens ungesühnt, sie werden im Notfall mit Alimenten quittiert. — Andrerseits sind auch die Berliner Damen höchst anspruchsvoll. Sie verlangen von den Stubenmädchen nahezu sklavische Bedienung. Solche „Damen", die sich nicht allein die Strümpfe oder Kleider anziehen zu können glauben, die sich vom Mädchen im Bade wie ein Kind waschen lassen, die sie zwingen, ihretwegen aufzubleiben, nur um ihnen die Stiefel auszuziehen oder das Haar zu machen, sollten einmal gezwungen werden, zu lernen, was der Mensch sich selber schuldig ist.

Andererseits aber rekrutiert sich die Unzufriedenheit mancher nicht aus den in den neuen Häusern Gottlob abgeschafften Hängeböden (womöglich mit Wanzen), sondern aus der Sucht, sich immer mehr dem Typus der „Dame" anzunähern. Sie wollen viel Vergnügen, weitgehendste Zugeständnisse in betreff des jeweiligen Bräutigams, schöne Kleider und kommen sie dann ins Ehejoch, wo sie mit dem Mann sich um ihr klägliches Dasein schinden müssen, wo der Kindersegen sie vom Geldverdienst abhält, dann sind sie erst recht unzufrieden. Hier ist noch unendlich viel zu tun.

Wir kommen nun zu einer weiteren Frage, die sich aus diesen sozialen Verhältnissen nicht gerade erst

entwickelt hat, wohl aber von hier aus in ein neues Stadium trat: zur Frage der Prostitution.

Die Prostitution ist schon dem Altertum bekannt gewesen. Schon die Bibel zeigt uns, daß es einst nicht besser war, wie heut. Bezeichnend im schrecklichsten Sinn dafür, daß schon den Juden, die doch im Liebesleben, so stark ihre Sinnlichkeit auch sein mag, meist ein sehr normales und abgeschlossenes Familienleben bis auf den heutigen Tag führen, Widernatürlichkeit nicht fremd war. Wieviel wird gegen Sodomiterei gepredigt. Sodomiterei stammt her von dem Kapitel über Sodom, wo die Männer Sodoms den mit seinem Weibe arglos Eingekehrten herausfordern.

Der Astartekultus der Assyrer mit seinen wahnsinnigen Orgien, die sich aus Wollust und Grausamkeit zusammensetzten, ist bekannt. In Griechenland entwickelte sich schon früh, kurz nach dem Verfall der Heroenzeit, bei dem strengen, abgeschlossenen Charakter des Lebens, das die legitime Frau führen mußte, das Hetärenwesen. Schöne Mädchen, die Sinnlichkeit und Unbeschäftigung zu Fall gebracht hatte, gaben sich öffentlich den Männern preis. Daneben kam schon damals bald auch ein weithin berühmt gewordenes Päderastenwesen hoch. Indem der Mann außer der eignen, häufig wundervoll entwickelten körperlichen Schönheit auch noch die den Frauen fehlenden geistigen Attraktionsmittel besaß, begründeten sich bald derartige Freundschaftsbünde, denen auch Sokrates, bei dem

Wesen seiner Xanthippe ist es verständlich, äußerst zugeneigt war.[1] Auch die Frauen von Lesbos kamen bald von Kleinasien aus zu einem Glück „ohne Männer" und Sappho rangiert in dieser Richtung heut zu den verworfensten Hetären.

Rom besaß zuerst noch die Sittenreinheit, die nötig war, um mit dem männermordenden Schwert sich die Welt zu erobern. Dann kam die Degeneration, über die uns Sueton und Juvenalis unsterbliche Zeugnisse hinterlassen haben, während Ovid, der graziöse Heine seiner Zeit, uns ein gut Teil der laxen Anschauungen jener Verfallszeit überkommen hat. Tacitus dagegen war der große Moralphilosoph im Gegensatz zu den erstgenannten Anklägern. Er suchte durch Hinweis auf Positives Rom zu retten; aber er spielte eine traurige Rolle als einsamer Rufer in dem Sumpf der degenerierten Gesellschaft. Ich kann mir nicht versagen, ein Beispiel aus jenen Tagen in klassischer Form zu geben. Hören wir recht nachdenklich die Worte des unsterblichen Juvenal aus der sechsten Satire:

„Glauben ja will ich es gern, daß einst unter Saturn die Keuschheit
Weilte hienieden und lange gesehn ward, als eine kühle
Grotte bescheidene Wohnung verlieh, samt Feuer und Hausherd,
Vieh und Herren zugleich umschloß mit gemeinsamer Decke,

---

[1] Heut wird auch diese Widernatürlichkeit von „Uebermenschen" in Mode gebracht. Ein sehr gut ausgestattetes, mit äußerst charakteristischen Männerbildern geschmücktes Monatsheft. „Der Eigene" kommt in Charlottenburg seit einiger Zeit heraus.

Als noch waldiges Lager das Weib aus Zweigen und Halmen
Und aus Fell nahwohnenden Wildes in bergiger Gegend
Machte zurecht, nicht gleich Dir, Cynthia, oder den andern,
Die ob des Sperlings Tod sich zerweinte die glänzenden Aeuglein,
Sondern die tränkende Brust gab diese den kräftigen Kindern,
War oft struppiger selbst wie der Mann, der rülpste von Eicheln.
Anders lebten die Menschen, da neu noch Erde und Himmel
Waren, sie selbst noch aus der geborstnen Eiche entsprossen
Oder gebildet von Lehm; nicht hatten sie Menschen zu Eltern.
Vielfache Spur gab's noch vielleicht von der einstigen Keuschheit,
Einige wenigstens, als schon Jupiter waltete, doch noch
Bartlos war, noch nicht beim Haupte des andern zu schwören
Pflegte das griechische Volk, noch nicht vor Dieben man bangte,
Wegen des Obstes und Kohls, noch offen den Garten man stehn ließ.
Doch allmählich entwich zu den oberen Göttern Asträa,
Jener gesellt, und es flohn von der Erde zusammen die Schwestern.
Doch Ursidius hält auf die julische Bill;[1] ein geliebtes
Kind zu bekommen gedenkt er, entsagend der Turteltaube,
Haaren des Rotbarts auch und dem erbschafthaschenden Speismarkt.
Was dünkt denn unmöglich Dir noch, wenn Ursidius kommt zur
Gattin und er, der im Ehbruch einst der berufenste Meister,
Törich das eigne Maul jetzt bietet der ehlichen Halfter?
Er, den häufig in Angst des Latinus Kiste verborgen.
Doch was sagt ihr, daß eine Gattin von Sitten der Vorzeit
Dieser sich sucht? Laßt doch, ihr Aerzte, zur Ader sogleich ihm!
O, der possierliche Mensch! Die tarpeische Schwelle verehre
Knieend, schlachte ein Rind, ein vergoldetes, dankend der Juno,
Wenn Dir wurde zu Teil eine Gattin, züchtig von Sitten!
Wenige gibt es, die wert sind, Ceres Bande zu fassen,
Wo nicht müßte den Kuß selbst scheun der Vater — die Pfosten
Kränze und reichlich umgib Dir mit Blumengewinden den Eingang!

---

[1] Besagt, daß jeder Bürger mindestens zwei Kinder erzeugen sollte.

Eines Senators Weib, Frau Hippia, ging mit dem Fechter
Bis nach Pharus, dem Nil und des Lagus verrufenen Mauern.
Jener, die gänzlich vergaß ihr Haus und Gatten und Schwester —
Dünkte die Heimat nichts und die weinenden Kinder verließ sie
Ohne Gefühl; auch selbst, o Wunder, die Spiele, den Paris.
Aber obgleich als Kind in des Hauses gewaltigem Reichtum
Einst auf Flaum sie geruht in von Goldblech prangender Wiege,
Schienen die Fluten ihr nichts, wie längst es der Ruf ihr geschienen,
Dessen Verlust gar leicht man erträgt bei weiblichen Sesseln.
Also bestand sie das Meer Tyrrheniens kräftigen Mutes,
Dann die jonische Flut, weit schallend umher, und gelassen
Ging es von einem so oft zum anderen Meere. Wenn guter
Rechtlicher Anlaß ist, sich zu wagen, so fürchten sie, ängstlich
Starret das Herz, es versagt sie zu tragen die zitternde Sohle;
Wenn es was Schmähliches gilt, dann zeigen sie Heldengesinnung.
Fordert der Gatte sie auf, dann scheut man ein Schiff zu besteigen,
Dann ist des Kieles Geruch gar übel, es dreht sich der Himmel,
Folgt man dem Buhlen, so ist man am Magen gesund. Es bekotzet
Jene den Mann; die speist mit dem Schiffsvolk, treibet sich gern am
Steuer herum und freut sich, die knotigen Taue zu fassen.
Aber von welcher Gestalt und Anmut ward denn bezaubert
Hippia? Was denn sah sie, weshalb sie der Fechterin Titel
Wünschte zu haben? Denn Sergiuslein fing an, sich die Kehle
Glatt zu rasieren und Rast für die narbigen Arme zu hoffen.
Auch viel Häßliches ist im Gesichte zu schaun, von dem Helme
Eklig gescheuert und wund in der Mitte der Nase ein starker
Hübel und widriges Weh eines stets ablaufenden Auges.
Doch Gladiator war er; es macht dies gleich Hyacinthen.
Dies zog jene der Heimat vor und den Kindern, der Schwester,
Auch dem Gemahle. Sie sind in den Degen verliebt, denn derselbe
Sergius scheine, sobald das Rappier er bekommen, Vejento. —
„Ist denn Cäsennia nicht ganz gut, wie der Gatte bezeuget?"

Ja, für 1000 Pfund, die sie gab, nennt keusch er sie; denn nicht
Ist von dem Köcher der Venus er blaß, nicht heiß von der Fackel,
Dorther glühet der Brand, von der Mitgift kommen die Pfeile.
Freiheit kauft man mit Geld! Mag winken sie öffentlich, mag sie
Schreiben zurück; denn das Weib eines Geizigen dünket sich ledig. —
Manches ist kleinerer Art, doch ganz unleidlich dem Gatten.
Was ist ekliger, als daß keine von allen sich reizend
Scheint und schön, wenn sie nicht aus der Tuskerin wurde zur Griechin,
Aus der Sulmonerin zu der Kekroperin! Alles in Griechisch,
Da es doch schmählicher ist, das Lateinische nicht zu verstehen!
Griechisch erbeben sie, Zorn und Freud' und Kummer und jede
Regung der innersten Brust wird griechisch geäußert und griechisch
Liegen dem Manne sie bei. Laß dieses die Jüngeren treiben!
Wie? Auch Du, die schon von dem 86. Jahre
Zittert, griechisch 's zu tun? Nicht stehet die griechische Sprache
Züchtig der Alten. Wie oft noch kommt das lüsterne Lispeln:
Ζωὴ καὶ ψυχή!
Keinen Prozeß fast gibt's, den ein Weib am Gericht zu erheben
Scheute. Manilia klagt, wenn nicht sie von andern belangt wird.
Kundig verfassen sie selbst in den Formen des Rechtes die Klagschrift,
Selbst zu diktieren bereit Einleitung und Gründe dem Celsus.
Stets gibt's heftigen Streit und wechselndes Keifen im Bette,
Wo mit dem Gatten man ruht; gar wenig nur schläft man in jenem.
Dann ist schlimm sie dem Mann, dann grimmiger als die beraubte
Tigerin, seufzet verstellt im Bewußtsein heimlicher Sünden,
Schmäht auf Sklaven in Wut, weint ob des erdichteten Kebsweibs,
Da stets reichlich und stets auf sicherem Posten bereit stehn
Tränen der listigen Frau und lediglich warten des Winkes,
Daß auf ihren Befehl sie entströmen. Du hältst es für Liebe,
Weißt gar viel, Hahnreih, Dich damit und saugst mit dem Mund die

Tränen ihr weg. Was gäb's für Briefe zu lesen und Blättlein,
Sähst Du geöffnet den Schrein der so eifersüchtigen Buhle!
Aber Du triffst sie darauf in des Knechts Arm oder des Ritters
Quintilianus, o gib, ich bitte dem Ding einen Anstrich!
„Schwer hält's; gib ihn selbst!" — „Längst waren wir einig," so spricht sie,
„Daß Du tun darfst, was Dir beliebt. Mir sollte desgleichen
Frei stehn, alles zu tun. Magst Du auch schreien und Meer und
Himmel bewegen; ich bin ja ein Mensch!" — Nichts Keckeres gibt es
Als die Ertappten; es leiht Ingrimm und Wut das Verbrechen.
Hat am Gesange sie Lust, gewiß sie hält in den Händen
Immer das Instrument und viele Sardonyche glitzern
Ueber die Laute dahin, die rauscht von dem zitternden Kiele,
Dessen Hedymeles meist sich bediente, der zarte; sie hält den,
Tröstet mit dem sich, drückt aufs liebliche Stäbchen die Küsse.
Doch mag singen die Frau, wenn nicht tolldreist sie die ganze
Stadt durchfliegt; sich kühn einmischt in der Männer Versammlung,
Selbst in des Mannes Beisein zu purpurbemantelten Feldherrn
Redet mit freiem Gesicht und weitvorstehenden Brüsten.
Eben dieselbige weiß, was alles hinieden sich zuträgt,
Was mit den Serern und Thrakern, und was Stiefmütterchen heimlich
Treibt mit dem Sohn, wer liebt und um welchen die Frauen sich reißen.
Jenen Kometen, der droht dem Armenierkönig und Parther,
Sieht sie am frühsten; das erste Gerücht und die neueste Kunde
Fängt an den Toren sie auf und ersinnt auch manches. Niphates
Sei in die Länder geströmt und bedecke mit mächtigen Fluten
Alles miteins; daß Städte gewankt und der Boden gesunken,
Muß an den Ecken sie gleich, wenn ein Mensch ihr begegnet, erzählen.
Schlimmer ist jene jedoch, die, wenn sie zu Tisch sich gesetzt hat,

Preist den Vergil und vergibt der dem Tode geweiheten Dido,
Führet die Dichter zum Streit und ziehet Vergleiche; den Maro
Legt in die Schale sie rechts, den Homer in die andere Schale.
Jeder Grammatiker weicht, die Rhetoren besiegt sie, der ganze
Haufe verstummt; nicht wag' einen Laut Sachwalter und Herold,
Auch kein anderes Weib; so mächtig entströmet der Wortschwall.
Daß viel Becken zugleich und viel Erzglöckchen man schlage,"
Meint man; „Du brauchst kein Horn zu bemühen und keine Trompete;"
Sie kann, tönt sie allein, aufhelfen dem finsteren Monde.
Dies zu erfahren genau wohl lohnt es der Mühe, was jene
Tun und treiben im Laufe des Tags. Wenn nächtlich der Gatte
Lag auf die Seite gewandt, schlecht gehts der Beschließerin, ausziehn,!
Muß der Staffierer den Rock und es heißt, daß spät ein Liburner
Heute gekommen: er muß das Vergehn, daß ein andrer geschlafen
Büßen. An einem zerschlägt man die Ruten, von Peitschen und Geißeln
Bluten die andern. Es zahlt auch manche dem Büttel ein Jahrgeld.
Schläge diktiert sie und schminkt sich dabei, hört Freundinnen plaudern
Oder bewundert am Kleid, dem gestickten, den mächtigen Goldstreif.
Und läßt hauen; sie liest in dem langen Journal die Kolumnen
Und läßt hauen, bis daß, da ermüden die Hauenden: „Pack Dich!"
Grimmig sie donnert darein und beschließt dann endlich das Richtamt.
Nicht treibt's milder die Frau in dem Haus als Siziliens Herrscher.[1]

[1] Dionys.

Aber woher denn der Greuel? fragst Du, wo lieget die Quelle?
Einst ließ kleiner Besitz die lateinischen Frauen in Keuschheit
Leben; es duldeten nicht, daß Laster bescheidener Wohnung
Nahe, der Arbeit Last, kurzdauernder Schlaf und die rauhen
Hände von tuskischer Wolle gequält, und Hannibal gleich vor
Rom, am kollinischen Turm als Wache gelagerte Gatten.
Längeren Friedens Verderb trifft uns; denn ärger als Waffen
Greift uns Ueppigkeit an und rächt den bezwungenen Erdkreis;
Keines der Laster und kein Schandfrevel der sinnlichen Gier fehlt,
Seit Du flohest aus Rom, Armut! — — !!"

(Düntzer.)

— Das Germanenvolk war lange Zeit besser als diese Gesellschaft. Im Mittelalter kamen in den Zeiten der fürchterlichen Kriege, durch die Berührung mit den romanischen Völkern, vor allem den Italienern und Franzosen, die Unsitten des Konkubinats und der Dirnen auf. Auch lernten die Deutschen von dem Rom der Renaissance die ganze Gemeinheit der Zeit: Gift, Ehebruch, Männerbuhlschaft und andere ehrenwerte Dinge, und von Frankreich aus kam die „gallische Krankheit", wie sie damals genannt wurde zu uns, der der edle Hutten zum Opfer fiel und an der Karl V. Zeit seines Lebens laborierte. Die Frauenhäuser, die der Zunftzwang schuf, konnten die Uebertragung venerischen Giftes und seine Ausbreitung auf Frauen und Kinder nicht abschwächen. Auf dem Konzil zu Konstanz 1415 waren allein 1500 Dirnen anwesend!

Bei aller Verrohung, die z. B. der 30jährige Krieg mit sich brachte, war Deutschland zwar absolut kein Land der Engel, aber, was an Gemeinheit geschah, geschah doch zum größtenteil aus Roheit und Unbildung. Die raffinierte, überzuckerte Gemeinheit hat uns erst Frankreich gebracht. So zeichnet sich das 18., ja auch noch das 19. Jahrhundert durch die Maitressenwirtschaft der Fürsten aus, die Ludwig XIV. nachahmten. Es ist bekannt, daß August der Starke nahezu 300 illegitime Kinder hatte, sodann darf man auch an Karl Eugen von Württemberg erinnern, auf den die gewaltige „Fürstengruft" von Christ. Daniel Schubart als welthistorisches Epitaph dieser Zeit geschrieben ist. Dieser Verseuchung der Fürstenhöfe und des Adels wurde das Handwerk so ziemlich durch die französische Revolution gelegt, die ja nur Rache für die viehische Gemeinheit eines Louis XV. und seiner Buhlweiber war. Auf die Zeit Friedrich Wilhelms II., die Zeit der Intoleranz, der Okkultistik und der rohen Sinnlichkeit folgte die Zeit der tiefen Schmach Deutschlands, das große Weltgericht, das dankbar begrüßt werden muß. Freilich die Damen der Kaiserzeit Napoleons I. waren von der Grisette nicht verschieden. War doch die hochbegabte Josephine von Frankreich die Maitresse eines Barras und andrer. Der Luxus, der Marie Antoinette aufs Schaffot gebracht hatte, hielt nun mit Josephine wieder seinen Einzug. Pfaffen und Schneider waren die Herren der

Weiber und diese die Göttinnen der Männer. —

Und abermals feiert cäsarischer Luxus seinen Sieg über Europa, als die Gräfin von Montijo Kaiserin von Frankreich wurde. Man begreift, daß bald die französische Literatur vergiftet war. Als dann 1870/71 die furchtbare Ernüchterung nach dem Rausch kam, besserten sich die Gallier nicht. Die Kindergeburten nahmen ab, die jungen Mädchen in Paris wurden für die Zeit der Entwickelung in Klöster gesteckt; als junge Frauen begannen sie sich auszutoben. Die jungen Männer hatten in der Zeit schon Grisettenverkehr gehabt, auch wohl hie und da einen Ehebruch begangen und heirateten, nachdem sie oft körperlich Dreiviertel ruiniert waren. Die Folge war, daß ihre Frauen bald Liebhaber fanden, während sie ihren Verhältnissen nachliefen und für sie ihr Vermögen verschwendeten. Die französische Literatur, die kaum in den Satanismus gefallen war, kam nun in diese Sphäre und zeigt ihr fürchterliches Konterfei in Maupassant, einem an der Liebe und dem vanity fair zugrunde gegangenen Meister der Zote, durchaus blasiert, lebensunfähig, dekadent, der charakteristischer Weise in seinem Nachlaßband in der Studie: La mort d'un philosophe Schopenhauer feierte. Dann hatte es den Anschein, als wenn bessere Zeiten heraufziehen wollten. Aber die rein ziselierte Verskunst von Leconte de l'Isle und Hérédia erzeugte nur einen überfeinerten, kalten Formalismus, gegen den, des an geschlechtlichen Krank-

heiten gebrochenen, perversen Paul Verlaine großer, weil aus verkaterter Seele hervorgegangener Stimmungszauber ergreifend wirkte. Im Roman waren eine Zeitlang starke religiöse Einflüsse bemerkbar, aber schon hat die Frömmelei wieder der cochonnerie Platz gemacht. Dubut de Laforest, Pierre Louys und Octave Mirbeau haben sich einen Ehrenplatz unter den schreibenden Ferkeln erworben. Des Letzteren „Tagebuch einer Kammerjungfer" hat in Frankreich allein in einem Vierteljahr einen Absatz von 75000 Exemplaren gefunden! Das sagt genug. —

Dies Gift brachte Frankreich nach Deutschland und augenblicklich zählt die Weltstadt Berlin 50000 Dirnen. Nettes Sümmchen! Wenn uns nun Herr Bebel klar machen will, daß die Männer an all dem Elend schuld sind, so ist das eine Lüge. Gewiß gibt es genug Schurken, denen es sogar angenehm ist, in ihrem nichtsnutzigen wohlhabenden Dasein, junge Mädchen zu verführen — und alle diese Mädchen sind schließlich das erstemal verführt worden.

Daß sie aber schon oft vorher ein wandelnder Schmutzhaufen waren, wird nicht gesagt. Gewiß, die Verhältnisse der unteren Klassen, wo oft ganze Familien in einer Stube vegetieren und die 16jährige Schwester mit dem älteren Bruder in einem Bett schläft, sind himmelschreiend und fordern Abhilfe. Aber die Kinder verderben sich auch untereinander. In der Großstadt sind sie unbeobachtet, da können sie vieles sehen und aufnehmen, wovor sie keiner be-

hütet. Erst jüngst sah ich ein 13 jähriges Mädchen mit ihrer Freundin in die „Saulektüre“ des „Kleinen Witzblattes“ vertieft; sie freuten sich über die halbentkleideten Weiber und die Zoten; als sie sich beobachtet fühlten, wurden sie rot. Das verführt Tausende von halbwüchsigen Kindern zur Masturbation oder noch zu Schlimmerem. Das aber ist die beste Vorschule der Prostitution. Denn ein seelisch unverdorbenes Geschöpf wird sich gewiß einem Mann hingeben, von dem es glaubt, daß er es liebt, wird aber doch, im Stich gelassen, vor dem tiefsten Fall sich noch retten können. Zu dem völligen Herabsinken treibt nicht die Not, sondern die Gier. Die Gier nach mühelos erworbenem Reichtum und nach schönen Kleidern, auch wohl starke Sinnlichkeit, doch diese niemals allein. Höchstens jene ganz verworfenen Weiber aus besseren Ständen, die man unter den Dirnen zahlreich trifft, sind von solchem Gesichtspunkt geleitet gewesen.

Das Geschrei über die Prostitution erreicht gar nichts. Sperrt man sie in Bordelle, so nehmen die verheerenden Krankheiten nur noch zu, wie statistisch erwiesen ist, folglich fordern wir auch für die andern Städte Deutschlands Aufhebung der Frauenhäuser, die noch dazu durch ihren gewerbsmäßigen Handel mit Weibern, von der Regierung nicht konzessioniert werden sollten; schreien aber die Frauenvereine, die Polizei solle die ärztliche Kontrolle aufheben, so würde bald kein Eheleben mehr möglich sein. Wird sie staatlich

unterdrückt, so wuchert sie desto stärker im stillen fort. Gibt es doch heute Hunderte von verheirateten Frauen, die aus Not und Leichtsinn, Sinnengier und andern ekeln Gründen sich an entlegenen Straßen dem Junggesellen oder dem verheirateten Mann anbieten. — Dagegen kann mit Hilfe von Polizei, Kirche und Besserungshäusern nichts getan werden. Das strafgesetzliche Alter für Mädchen sind jetzt 16 Jahr. Wieviele aber gehen schon mit 14 darauf aus, um bei irgend einem Kupplerweib Leib und Seele an einen Sternberg zu verkaufen! Das Hauptübel ist die schlechte Erziehung, deshalb sollten für Kinder armer Eltern, die auf den Verdienst außer dem Hause angewiesen sind, große Erziehungsheime im Sinn der vortrefflichen Pestalozzi-Fröbelstiftung gegründet werden. Aber der tiefstliegende Grund ist die Zersetzung aller und jeder Moral in der heutigen Gesellschaft, hervorgerufen durch das Fehlen einer reinen, geistigen Kultur.

Die oberen Zehntausend, anstatt sich ihrer Verantwortung bewußt zu sein, sind entweder aus Verbitterung über die Zeit ohnmächtig, oder indifferent, weil sie krasse Egoisten sind, die sich den Bauch vollschlagen und an Dinge denken, die die Motten und der Rost fressen!! Oder aber sie sind feil und angekränkelt, verbrauchte und verlebte Greise, die pessimistisch seufzen oder mit Nietzsche „jenseits von Gut und Böse" stehn. Ein „Jenseits von Gut und Böse"

ist aber stets ein Böse. Und so geht denn von den Gebildeten, die ihre Sinnlichkeit und ihr Wohlleben zu Ausschweifungen verführt, eine seelisch verseuchte Kunst und Literatur aus, die durch ihr unverschämtes Auftreten unter dem Deckmantel der ästhetischen Schönheit Hunderttausende vergiftet!! Dazu kommt dann noch das ewige Sich-selbst-Benörgeln und Bewitzeln in den neueren Zeitschriften wie dem zynischen „Simplizissimus", der faden „Jugend" oder gar dem „Satyr" und dann ist die „Décadence" fertig! Noch aber leben Kreise, die davon nichts wissen. Beugen wir vor, daß diesen nicht jüdische Schlauheit oder Frechheit die modernen Geisteserzeugnisse als das Licht anpreist, das sie suchen.

Laßt uns ihnen helfen und
wahre Lichtbringer sein!!

Aber wir sind noch nicht im mindesten fertig.

Eins jener oft so schnell vorüberhuschenden Bilder „kommt mir nicht aus dem Sinn", mit denen die Großstadt uns oft flüchtig beschenkt.

Ein liebes, zartes Geschöpfchen, blaß und fein mit treuen braunen Augen in einem einfachen braunen Kleid. Die Fragen flogen her und hin und es stellte sich heraus, daß sie ursprünglich Friseuse war, daß ihr aber eine der „guten" Freundinnen zugeredet hatte, als „Kellnerin" in eine Damenkneipe zu gehen, deren Anpreisungen auf der Friedrichstraße mit dem Bild

irgend einer Megäre versehen uns in die Hand gedrückt werden. Sie sei denn auch auf Treu und Glauben hingegangen, in der Hoffnung, daß der Verdienst dort besser sei. Was sie da erlebt habe, könne sie nicht beschreiben. Da sie sich von allen Anreizungen zurückgehalten habe, sei sie von allen verachtet worden und hätte nichts verdient. Nun sei sie wieder Gott sei Dank im alten Beruf.

Nicht der Frauenzimmer wegen, die in diesen Wirtschaften dem jungen Menschen das Geld abnehmen und ihn durch das Enthüllen ihrer „Reize“ aufstacheln, um nur in den seltensten Fällen seine Begierden zu befriedigen, schreibe ich dies, sondern wegen der Gemeinheit und dem Schmutz, in den die Männerwelt dort systematisch herein gerissen wird, der manches Eheleben und noch mehr Menschenleben zerstört hat, denn diese Weiber stehen als Gewerbetreibende nicht unter der Kontrolle und es ist erwiesen, daß die Hälfte von ihnen syphilitisch ist. Aus ethischen, moralischen, materiellen und sanitären Rücksichten fordre ich von der Regierung Schließung aller Kneipen mit Damenbedienung. Wir haben an einem Uebel genug!

Und nun zu der im Anfang des vorigen Kapitels geschilderten männlichen Jugend, der Hoffnung und dem vermeintlichen Segen des Vaterlands!

Sie hat vor allem in den großen Städten einen schweren Stand. Unter dem Einfluß der väterlichen

Realpolitik, die von geistigen Idealen nichts mehr weiß, angeekelt von der durch keine Weiterbildung genießbar gemachten Speise des gymnasialen Bildungswustes, in den späteren Jahren entweder aus innerer Verwahrlosung, da die Mütter entweder am Kochherd stehen und mit dem Mädchen zanken, oder Romane lesen und Droschke fahren müssen, zu einer widerlichen Eitelkeit verführt (s. Schaukal, Intérieurs aus dem Leben der zwanzigjährigen, 2. Aufl. 1902), oder durch die moderne im Grunde atheistische Literatur dem Religiösen entfremdet und angekränkelt von übermäßigem Stubenhocken und Rauchen, das höchstens dem Poussieren irgend einer faden, eingebildeten und seelisch armen, höheren Töchterpuppe Platz macht, so treten sie ins Leben, drei Viertel von ihnen schon bleich und geschwächt durch Onanie, die bei der Vererbung von Nervenschwäche seitens kränklicher oder nervöser Eltern zum Ausbruch kommen muß, manche schon zerrüttet von Reue und Seelenqualen. Sie sehen, wie das Leben in tausend Gestalten sie verlockt, sie geben nach. Großen moralischen Kampf kostet es ihnen nicht, denn der Seelsorger ist ja ein Mann bei den Protestanten, der deshalb so heißt, weil man ihn nie sieht, der Arzt, oft selbst ein flotter Junggesell, rät zu eifrigem Gebrauch der Weiber, da Enthaltung schädlich sei. Das süße Gift mundet, mit einem Mal ist man infiziert. Man doktert herum oder sucht es womöglich zu verheimlichen. Es wird unter Umständen nicht ausgeheilt, aber Dirnenverkehr macht,

so interessant er auch schien, auf die Dauer keinen Spaß, man will ein solides Verhältnis. Nun weiß in Berlin bei der Käuflichkeit der Töchter der unteren Stände keiner, wie viel Nebenbuhler er hat, und ob so ein Mädchen gesund ist. Da erleben dann beide Teile manchmal recht unangenehme Ueberraschungen.

Oder man geht in der Zwischenzeit einmal zu einem Freudenmädchen, steckt sich dort an und überträgt das contagium auf das Verhältnis. Von den vielen Fällen ganz zu schweigen, wo man sich fürs ganze Leben ruiniert.

Natürlich gibt es keine Verpflichtung für den Mann, sich vor Eingehen der Ehe untersuchen zu lassen. Man traut eben seiner Moral! Mit einem Mal ist dann die Frau krank, und die unglücklichen Kinder müssen es büßen. Manchem auch wird der uneheliche Verkehr zur Gewohnheit. Er heiratet vor der Welt, geht aber im Stillen seinen angenehmen Beschäftigungen nach, die womöglich am Biertisch noch Gegenstand seiner Prahlerei werden. Wieder andre bilden sich zum Ehebrecher aus. Falls sie nur einigermaßen Aussehen und genügende Frechheit besitzen, wird es schon gehen.

Die andre Gruppe von jungen Leuten sind noch schlimmer daran: sie scheuen sich aus Furcht vor Ansteckung vor'm Weibe, sie regen sich an obszönen Bildern und Schriften auf und onanieren, um oft später mit den Syphilitischen als traurige Opfer ihrer Leidenschaft an Krücken herumzuschwanken. Und doch ist an all dem nicht nur Charakterschwäche, sondern

wie an der Prostitution schlechte Ehefrauen, die den Mann hinaustreiben, so an den Gefahren des Jugendlebens die soziale Notlage schuld. Eine Hölle ist das schlimmer als die Dantes.

Lasciate ogni speranza, voi qu'entrate!

Es ist unerhört, was die lange Friedenszeit, wo eben das Weib alles beherrscht, für unzählige Hekatomben an Menschenleben fordert. Ein Aequivalent für den Krieg.

Um heutzutage gesund zu bleiben, genügt nicht nur guter Schlaf, Baden, Radfahren, Schwimmen. Dem Geist würdige Nahrung zuführen, Interessen ernsten und vertieften Gehalts sich zu erwerben ist geradezu erste Forderung. Unablässig an sich selbst arbeiten in dem Glauben, zu etwas im Leben als Mensch bestimmt zu sein, das ist die Hauptsache.

Nicht zuviel lesen, aber nur Gediegenes, den Modeströmungen gegenüber sein Urteil möglichst ausbilden, den Verstand so scharf wie Scheidewasser machen, und das Gemütsleben ja nicht unterschätzen.

Möchtet Ihr doch bedenken, junge Männer, daß das, was Ihr in den ersten 25 Jahren getan habt, der Boden sein wird, auf dem Ihr dann säen und ernten sollt. Daß alles Schlechte, was Ihr Euch bis dahin zugeführt habt, sich rächen und alles Gute sich verzehnfachen wird. Das mag Euch wie ein dummes Kindermärchen klingen und doch ist es, so wahr ich lebe, die bitterste Wahrheit, die meist zu spät erkannt wird. Anstatt den Ehrgeiz zu haben, recht

viel Bier zu trinken, Skat zu kloppen, Weiber zu küssen, sollte Euer Ehrgeiz sein, möglichst vornehme und unbestechliche Charaktere zu werden, möglichst das eigne Urteil zu prüfen, ehe Ihr fremdes belächelt, kurz, innerlich und äußerlich möglichst selbstständig zu werden. Ihr habt wie wir alle menschliche Triebe! Gut, befriedigt sie, aber prüfe jeder die eigne Natur und wer stark genug ist, der gehe ihnen so viel als möglich aus dem Wege. Denn Enthaltsamkeit schadet dem Manne fast nie, den Frauen auch nur in ganz ungesunden Verhältnissen.

Werdet Männer und lernt vor allem Einfachheit und Ehrlichkeit. Es ist nicht nötig, daß ein junger Mann schon sein Herz an Einrichtungen und solche Luxusdinge hängt. Hat er sich mit eigner Kraft etwas erworben, so hat er später Zeit genug, sich auch seine Umgebung behaglich zu gestalten. Was nun die sexuelle Frage anlangt, so ist von dem Verkehr mit Dirnen so viel als möglich abzuraten. Er vergiftet oft den Leib, noch viel häufiger aber die Seele. Wie manches Bürschchen nimmt sich Frechheiten gegen ehrbare Frauen und Mädchen heraus, weil es gewohnt ist, die Frau aus seiner Sumpfperspektive zu betrachten. Und die Dirne hat ja einen sehr verständlichen Trieb, alles Reine als im geheimen schlecht und faul hinzustellen.

Vor allem aber nehme er in seinen ethischen Kodex auf, daß er nie wissentlich ein unbescholtenes Weib verführe.

Er lädt damit eine Schuld auf sich, die sich rächt... wenn auch nur äußerlich scheinbar an der Gesellschaft. Er suche sich, wenn möglich, ein immer noch anständiges Verhältnis, die es auch in Berlin auf meine Versicherung gibt und er suche zu ihr auch ein Gemütsverhältnis zu gewinnen. Er denke, wenn er das Weib verachtet, daß er sie braucht und: daß der Zufall leicht auch aus ihm ein Weib gemacht haben könnte.

Und offen gesagt, unter solchen Mädchen gibt es Hunderte, die innerlich mehr wert sind als viele „intakte" Damen! Nicht Uebermenschen, sondern Menschen sollt Ihr werden! Aber nicht Sinnentiere, oder verödete Sportsathleten. Denn alle Einseitigkeit ist der Tod des wahren Menschen, wie er sein — soll: ja, soll. Dazu kommt, das Weib eines andern als solches zu achten. Ist es doch das reine Gegenteil von dem, was der Verliebte will, was damit erreicht wird.

Anstatt die Geliebte glücklich zu machen, reißt er sie nur mit in den traurigen Strudel seines ruhe- und friedlosen Lebens. Man rede hier nicht von der Macht der Leidenschaft! In wie seltnen Fällen trifft das wirklich zu! Der Ehebrecher denke stets, daß er dereinst selbst Ehemann sein wird und daß er dann nicht von seiner Frau fordern kann, was er selbst nie anerkannt hat. Kinder zu zeugen ist der Sinn der Ehe. Darum soll nur der sich davon befrein, der selbst körperlich oder geistig zu schwach ist, um starke und gesunde Kinder erzeugen zu können.

Dazu aber gehört, daß endlich von seiten der Eltern in der Erziehung namentlich der weiblichen Jugend fundamentale Aenderungen vorgenommen werden.

Die erste Pflicht muß sein, daß schwindsüchtige oder zu schwächliche Menschen eine Ehe nicht eingehen dürfen.

Die zweite Pflicht, daß der Nachweis eines genügenden Fonds zum Leben und Erziehen der Kinder erbracht wird.

Die dritte Pflicht, daß die Ehe mit dem gleichgültigen, kirchlichen Akt nicht als genügend geheiligt werde, sondern daß sie auch in sittlichem Geist zu führen sei.

Dazu gehört: Rücksichtnahme auf die gegenseitige körperliche und geistige Beschaffenheit.

Eingehn des einen Teils auf den andern und umgekehrt.

Pünktlichkeit.

Einfachheit.

Geistige Anregung der Frau durch den Mann.

Seelische Anregung des Manns durch die Frau.

Erhebung des Gattenstandes zur Höhe eines Freundschaftsbundes (s. Michel-Angelo u. Vittoria Colonna).

Die vierte Pflicht, daß den Kindern gegenüber mit weniger Strenge, als mit Güte und Eingehn erzieherisch zu verfahren ist.

Die fünfte Pflicht, nie aus Eigennutz, sondern im Interesse der Kinder.

Die sechste Pflicht, den Knaben nicht ohne Gemütsbildung zu lassen.

Die siebente Pflicht, das Mädchen nicht ohne Bildung des Verstandes.

Es anhalten zu ernsten, nutzvollen Beschäftigungen und ihm eine besonders tiefe Schulbildung zu geben. Dagegen die Kleidung nie eine große Rolle spielen zu lassen, und, falls das Mädchen schön ist, es möglichst lang in Unkenntnis darüber zu halten. (Keine Toilettenspiegel!)

Die achte Pflicht, den Kindern reiche körperliche Ausbildung und Spielfreiheit zu gewähren.

Diese acht Forderungen habe ich aufgestellt in dem festen Bewußtsein, daß die Zeit nicht eine so in jeder Beziehung miserable geworden wäre, wenn die Menschen Prinzipien hätten. Man braucht im Kleinen keine zu besitzen — Prinzipienreiterei ist das törichste unter Gottes Sonne, wohl aber im Großen.

Sie müssen sein, weil das Leben uns nicht im Schlaf an das erwünschte Ziel trägt. Wie sagt Goethe?

„Wer immer strebend sich bemüht
Den können wir erlösen."

und:

„Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein."

Das ganz allein wird die Bedingung sein, unter der trotz des modernen lärmenden Verkehrs innerlich feste und gesunde Menschen geboren werden, die sich

mit Abscheu von aller Halbheit unsrer Tage abwenden und tätig mitbauen und mitarbeiten auf der Stelle, wo unsre Väter eingerissen und hin und her irrlichteriert haben. Nicht auf das Schild irgend eines tendenziösen Bundes, sondern in das Allerheiligste des Herzens gehört Goethe, dieses große und glückliche Vorbild oder für die, die den Mann des Volks vorziehn, der einfältig-gewaltige Luther.

Dann werden die krankhaften Zustände des modernen Ehelebens sich verringern und an Stelle der jetzt so häufigen Ehescheidungen werden treue Lebensbünde treten, an Stelle herumlaufender geschiedener Frauen, die womöglich noch andre Wasser trüben wollen, werden tapfere, gemütsstarke Frauen treten, die ihren Mann im schweren Kampf des Lebens unterstützen und aufrichten.

Nachdem wir so schließlich durch alle diesbezüglichen Wirrnisse der Zeit uns einen Weg gebahnt haben, wollen wir zum Schluß noch einige von den Frauen Revue passieren lassen, die als noch unverbrauchte, starke Kräfte für kurze Zeit dem Manne die Vorherrschaft in der Literatur entrissen, sich aber darin gründlich täuschten, wenn sie glaubten, dies für immer zu tun. Wir können unter ihnen eine ganze Reihe ausgeprägter Physiognomieen unterscheiden. Da ist zunächst an der Schwelle des biblischen Alters die feine und kluge Marie von Ebner-Eschenbach, die aber kaum noch in unsere Zeit hereinreicht. Auch die gekrönte Dichterin, Carmen Sylva, hat ihren vor-

übergehenden Einfluß im Anfang der achtziger Jahre ausgeübt. Die älteste von den Frauen, die noch Fühlung mit unsrer Zeit haben, ist die ganz unrevolutionäre, oft stimmungsvolle Alberta von Puttkamer. Eine sehr starke, leider nicht allzu geklärte Natur ist die 1855 geborene Emilie Mataja, die unter dem Männerpseudonym Emil Marriot vor allem die Liebe und das Leid vornehmer katholischer Kleriker ganz wunderbar tief gezeichnet hat. Eine Dichterin von großer, fast männlicher Kraft in der Behandlung kühner Würfe ist Marie Eugenie delle Grazie, die in ihrem glutvollen zweibändigen „Robespierre" die ganze französische Revolution schildert und darin wohl ihr Größtes geleistet hat. Im Drama hat sie versagt. Aeußerst zwiespältig schon, auch nicht ohne Dékadence ist die leidenschaftliche Maria Janitschek. Sie neigt in ihren oft dämonischen Gedichten zu tiefsinniger Mystik, ihre Prosa ist oft zu kraß. Noch viel nervöser und impressionistischer ist die viel weniger talentvolle Hermine von Preuschen, auch als Malerin von zu großem, oft ungesund aufdringlich wirkendem Selbstgefühl erfüllt. Von Johanna Ambrosius, der biedern Bauernfrau und der widerlichen Mache, die die Presse mit ihrem Gartenlaubengeschreibsel machte, zu schweigen. Einen einmaligen großen Erfolg errang mit dem guten Roman: „Aus guter Familie", der der Frauenbewegung einen gewaltigen Stoß nach vorn gab, Gabriele Reuter.

Immer mehr bemächtigte sich nun der Frauen eine

erotische Richtung, die oft ins Dirnenhaft-Schamlose ausartete. Der Typus dieser Sorte von Frauen ist der von schwachen Charakteren, die sich nicht nur von ihrer Leidenschaft hinreißen ließen, sondern sie auch als neue „Psyche“ bemäntelten. Diese Frauen sind ohne Zweifel durch das Bild von Ibsens „Nora“ stark beeinflußt und sahen dann in Sudermanns Magda ihr großes Ideal!! Zu den gemäßigteren gehören Helene Böhlau und Thekla Lingen. Doch sind ihre Werke: „Halbtier“ und „Schöne Frauen“ schon nahezu ungenießbar in ihrem kalten und sinnlichen Zynismus. Auch Anna Ritter, die seltsame Mischung von thüringischer Großmütterchen-sentimentalität und modernem „Frauenwillen“ soll hier genannt sein. Ebenfalls Klara Viebig, deren „Weiberdorf“ jedoch schon bedenklich pornographische Züge trägt. Heikel sein ist noch lang nicht kühn sein. Man braucht nichts zu verschweigen und braucht doch nicht nur sexuell sein wollen. Mit Helene v. Monbart (Hans v. Kahlenberg), die neben ekelhaften Lüsternheitsszenen noch immer einige ernstere Wirkungen erstrebt, Marie Madeleine („Aus faulem Holz“) und endlich Dolorosa («Confirmo te Chrysmate») sind wir im tiefsten Schlamme der Dirnengemeinheit, des rohesten, künstlich parfümierten Sinnenkitzels angelangt. Tiefer geht es schlechterdings nicht mehr! Es war Zeit, daß ein Mann wie Leixner öffentlich gegen diesen gemeinen, von den Gegnern der lex Heinze

mitverschuldeten Unfug zu Felde zog. Wenn die Toten von 1813 und 1870 aufwachten, sie würden rot vor Scham ihr eigenes Volk niederschießen. Diese Gesellschaft ist durchaus totgeweiht. Mag sie mit ihrer von Sinnlichkeit und Langeweile entstellten Fratze auch noch nach dem Ende der blödsinnigen Ueberbrettl auf ihrem Grab ein Stündlein tanzen: das neue Jahrhundert ist nicht gewillt, sich von solchen Priestern und Priesterinnen seine Tempel besudeln zu lassen. Die Peitsche saust auf das Großstadtmenschentum und schlägt seinen ganzen Scheinruhm in Fetzen!

XI.

Die deutsche Malerei im Zeichen des Realismus (1850—80) Menzel.

Während die Literatur, wie wir sahen und noch sehen werden, unter fremdländischem oder materialistischem Einfluß sich ganz dem deutschen Wesen entfremdete und zu einem beispiellosen Verfall kam, nahm die Malerei von den achtziger Jahren an einen ungeheuren Aufschwung, der jetzt ins Stocken gerät. Anfangs der sechziger Jahre hatte Ludwig Knaus mit seinen realistischen Genrebildern und seiner Behandlung der Farben einen ganz neuen Antrieb in die klassizierende Kunst hineingebracht, die unter dem Einfluß der Corneliusschen Schule oder noch antiker denkender Männer stand, auf die wir nicht eingehen wollen. Diese drastischen und charakteristischen Szenen zeigten Naturempfindung und Wirklichkeitserfassung.

Neben Knaus war schon ein andrer großer Realist auf dem Plan, der aber damals erst anfing, das zu werden, was er heute ist: berühmt. Adolf Menzel

ist 1815 in Breslau geboren. Er erlernte von seinem Vater die Lithographie und debütierte 1833 mit einem Heft Federzeichnungen: „Künstlers Erdenwallen“, die seine Visitenkarte in der damaligen Künstlerwelt waren. Sein Lebenlang auf Naturstudium angewiesen, da ihm — Gott sei Dank! dürfen wir wohl sagen, die Akademie verschlossen blieb, lernte er der Wirklichkeit ihre charakteristischen und bizarren Züge abzulauschen. Schon 1834 komponierte er „Denkwürdigkeiten aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte“, die von dem das Christentum predigenden Vicelin bis zur Schlacht bei Leipzig sich erstrecken. Aber sie hatten für den Künstler selbst noch keinen Erfolg. Da machte er sich mit seinen Illustrationen der „Geschichte Friedrichs des Großen“, die den Kuglerschen Text völlig ausstachen, unsterblich. Mit der peinlichsten Wahrheitsliebe hatte er sich in die minutiösesten Zeitdetails vertieft, wohl keine Uniform oder Tracht jener seltsamen Zeit war ihm entgangen, dazu kam sein kongeniales Erfassen des Helden selbst:

So wurde er der größte Sittenschilderer einer ihm selbst nicht einmal persönlich bekannten Zeit, einer der anziehendsten Epoche der neueren Geschichte. Solche Realistik, wie sie z. B. in der Hochkirchszene sich findet, war bis dahin trotz Callot, Hogarth, Chodowiecki noch nie dagewesen. Wie verbleichen vor dieser kompakten spartanischen Wirklichkeit die griechischen Träume eines Preller oder Genelli. Aber die Zeit verstand auch dieses Große natürlich nicht. Friedrich

Wilhelm IV. hatte seine Schöngeister um sich und für diese gab es eine so brutale Realität nicht.

Der einzige Erfolg, der ihm wurde, war, daß er 1843—49 Schlußvignetten zu Friedrichs des Großen Werken zeichnen durfte, die er schon in seinem Meisterwerk wundervoll gegeben hatte, wieder ein Beleg dafür, daß in jedem großen Realisten noch etwas „anonymes" steckt, was wir Symbolismus nennen können. (Siehe Zola.)

Von 1842—57 war er Kuli und mußte das nur in dreißig Exemplaren abgezogene Prachtwerk: „Die Armee Friedrichs des Großen" illustrieren, eine unsägliche Mühe, der er sich bloß deshalb unterzog, um aus Pietät nicht manche von den höchst eigentümlichen Gegenständen der Vergessenheit anheimfallen zu lassen. Auch seine Verwertung dieses kolossalen Studiums in den dreiunddreißig Blättern „Soldaten Friedrichs des Großen" hat nicht die geringste Beachtung erfahren! Daneben komponierte er Historienbilder in der damaligen Manier, nur eben immer den großen Zug des Meisters verratend. 1850—55 gab er „Kriegs- und Friedenshelden aus König Friedrichs Zeit", wundervolle Charakterfiguren, die ihresgleichen suchen.

Als Maler tat er nun auch einen guten Griff mit dem mit Recht so berühmten „Souper in Sanssouci". Wie trefflich ist der schmeichlerisch-boshafte Mephisto Voltaire getroffen, wie unvergleichlich königlich Friedrich!

1852 kam das wiederum von Leben strotzende „Flötenkonzert". Geradezu einzigartig aber ist das

1856 entstandene Bild, wo Friedrich in dem unruhigen Flackern des nächtlich brennenden Dorfs Hochkirch die Schattenmassen seiner Soldaten gegen den hereinstürmenden Feind führt .... Da ist nichts mehr von gewollter Kunst... das ist dieselbe grandiose Wirklichkeit, die Zola im «Débacle» entfaltet, wo der Held in das Flammenmeer des untergehenden Seinebabels starrt. Ueber die zahlreichen andern Friedericianischen Werke eilen wir zu seinem ersten offiziellen Auftrag: Dem Zeremonienbild der Königskrönung Wilhelms I. in Königsberg (1861).

Es ist etwas bäurisch-derbes in der Auffassung des Ganzen: Der König tritt aus einem Meer von faden, nichtssagenden Gesichtern heraus, aber sowohl Licht- wie Luftperspektive haben etwas, was so unendlich falsch wirkt, daß diese ganze Arbeit verfehlt erscheint. Es war jammerschade, daß dieser große kleine Mann mit dem mächtigen Kopf und den scharfen Augen im Dienst der Regierung gegen seine Neigung zu malen gezwungen war.

Die nächste Zeit arbeitete er an zum Teil ausgezeichneten Genrebildern. 1870 schuf er das schöne, lebensvolle Bild von der „Abreise des Königs“ zur Armee. In den siebziger Jahren, während sich Paul Thumanns weibische Süßlichkeit die Damenherzen eroberte, illustrierte er Kleists prächtigen „zerbrochenen Krug“ so meisterhaft, wie man eben nur Kleist illustrieren kann. —

Aber der große Künstler war auch als Mensch keiner Schablone unterworfen, wie beispielsweise unsre

modernen Militärmaler. So stark und unverwüstlich seine Soldatenkraft war, so vorurteilsfrei sah er in eine Zeit friedlicher Eroberungen hinein. So gab er uns sein modernstes Werk: das gewaltige Triumphbild sozialer Arbeit in den „modernen Cyklopen“, der Darstellung des Walzwerks „Königshütte“. Die Lichtwirkung des weißglühenden Eisenblocks in dem Dunkel des Raumes, die sprühenden Funken, die riesigen Maschinen sind so grandios realistisch gesehen, daß nur ein einziger Ausruf der Bewunderung übrig bleiben muß. Und der ist der „kleinen Exzellenz“ auch an der Schwelle des Greisenalters zuteil geworden.

Der Kaiser weiß die unersetzliche Größe dieses monumentalen, stets durch und durch deutsch denkenden Verewigers preußischer Kraft und Männergröße sehr wohl zu schätzen und hat ihm an seinem achtzigsten Geburtstag Ehrungen zu Teil werden lassen, wie sie bis dahin selten ein Fürst einem Künstler erwiesen hat. Aber mit Recht trägt heut der jugendlich frische Greis von 88 Jahren den Orden pour le mérite, denn er ist einer von den ganz wenigen Künstlern und Gelehrten, die wie er und Mommsen nur gearbeitet haben im fleckenlosen Dienst der Wahrheit und zum Besten des Vaterlandes.

Neben Menzel sind noch eine ganze Reihe von Männern kurz zu erwähnen, die ebenfalls im Dienst eines nationalen Realismus ihr Bestes getan haben. So Benjamin Vautier für den Schwarzwald, Franz von Defregger für Tirol,

Leibl für Bayern. Großartig keusch antikisierte der einsame Anselm Feuerbach, Italien haben Ludwig Passini und Oswald Achenbach in wundervollen Schöpfungen uns erst eigentlich erschlossen. —

Eine neue Hochflut des von fremden Einflüssen geleiteten Naturalismus brachte Deutschland die französische Schule der Manet und Monet. Unter ihren Vertretern ist der talentvollste Max Liebermann. Mit großer Wirklichkeitskunst hat er uns Intérieurs und Studien aus dem Bauernleben Hollands und feine Naturschilderungen geschenkt. Nächst ihm verdienen Hans Herrmann und der deutschere Ludwig Dettmann Erwähnung. Im Porträt ist an Stelle des süßlichen Albert Richter, der an den großen Vorbildern der Renaissance gebildete Franz von Lenbach getreten, den Graf Schack mit feinster Diagnose entdeckt hat, und wurde zum berufenen Schilderer der entnervten, dekadenten Damenwelt der Hochbourgeoisie und vor allem des Adels. Aber auch der seelisch bedeutende Charakterkopf unsrer großen Diplomaten und Künstler fand in ihm einen tiefen Enträtsler. Zwar wurde der gelbbraune, lehmige Ton seiner Gesichter schließlich zur Manier, aber trotzdem kann sich niemand der Wucht seiner phänomenalen Psychologie entziehen, mit der er auch die Züge im menschlichen Antlitz zeichnet, die der Beschauer entweder nicht gern sehen möchte, oder nie gesehen hat. Unter den jüngeren Impressionisten sei des famosen Tierschilderers Zügel,

oder Richard Frieses, unter den Landschaftern besonders Schönlebers und Kallmorgens gedacht. Für die Mark Brandenburg wurde der stimmungstiefe Walter Leistikow zum Entdecker ihrer herben Schönheit, namentlich durch seine „Grunewaldseeen", leider ist er in letzter Zeit einer grellen Plakat-Manier und schwarz-weiß Ornamentik verfallen.

Die großen Ausstellungen in Moabit und im Münchener Glaspalast haben gewiß des Guten im Vergleich und Austausch von Anregungen für die Künstler genug gebracht, andererseits aber sind sie doch zum Kaufmarkt geworden und haben dadurch die von ihrer Kunst oft sehr prekär lebenden Talente zu allzu schludriger Schnellarbeit, dem sog. Kitsch verleitet, sodaß in den letzten Jahren unglaublicher Schund zu sehen war. Um die Kunst in ihrer reineren Wirkung zu retten, andrerseits auch, um für sich Reklame zu machen, schlossen sich die jüngeren oft leider nur zu originalitätssüchtigen Künstler in Berlin, München und Dresden zu Sezessionen zusammen. —

Zum Schluß sei noch einer der größten ausländischen Bildhauer genannt, der in diese fast ständig in überkommenen Geleisen sich bewegende oft leider zu „schöne" d. h. inhaltsleere Kunst Zeitgeist und Größe gebracht hat. Das ist Constantin Meunier, der große Belgier, dessen Arbeitertypen aus den belgischen Fabrikstädten z. B. Charleroi mit einer plastischen Kühnheit im Muskelspiel sondergleichen sind. —

XII.

Die deutsche Malerei im Zeichen des Symbolismus. Uebergänge zum Idealismus. Die Präraffaeliten. Böcklin, Stuck, Klinger. Einflüsse auf die Literatur. Maeterlinck. d'Annuncio.

Als Anfang der neunziger Jahre die Ausstellungen im Zeichen des plein air standen, und es einem von all den Spinatwiesen und dottergelben Kornfeldern in praller Sonne übel wurde, da war es dem Einsichtigen klar, daß die Zeit des reinen Modenaturalismus in der bildenden Kunst ihrem Ende nahe sei und wieder wie in den achtziger Jahren empfand der große Malerkenner Zola den Umschwung zum Symbolismus voraus. Und so kam denn bald die Zeit, wo man nur noch Schlangen mit Evas in holder Nacktheit, Sünden, Faune, tintenschwarze Teiche mit dunkelblauen Schwänen sah, unter denen dann irgend ein wahnsinniger Titel stand, den der Künstler wohl am allerwenigsten selbst verstanden haben wird. Das

ulkigste dieser Art waren die Bilder des Vlamen Jan Toorop, der eigentlich nur lange Haarketten malte, aus denen dann irgendwo mal was herausguckte, das nach Mensch aussah. Zum Teil hatte diese Richtung ihren Ausgang von Frankreich genommen, wo Puvis de Chavannes in matten, graugrünen, stumpfen Tönen einen dekorativen Idealismus erstrebte; doch ist hier in erster Linie ein Einfluß der durchaus frauenhaft dekadenten, doch dabei stets in wirklicher Schönheit schwelgenden Richtung unverkennbar, die in dem spleenigen England erstand. Ich meine den Präraffaelitismus.

Das gewaltig sein Machtbereich über die Welt ausstreckende und alle Erdteile nahezu mit seinem Kolonieengürtel umklammernde England, das Land des Trainings und des Sports, das Land der Großkrämer und des Manchestertums, hatte seit langer Zeit keinen großen Künstler mehr hervorgebracht. Seit Dickens in der Literatur, seit Turner in der Malerei. Erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts setzten die Walker, Morgan, Hercomer u. a. ein und Walter Crane begann seine prächtigen Illustrationen.

Diese Schule hat sich mit feinem und tiefem Verständnis der Natur genähert und gezeigt, daß die Engländer auch mehr als bloßes Empfinden für Gold und Silberbarren haben können. Aber fundamental wurde Englands Malerei erst erneuert, als Robert Browning, der tiefsinnige, nahezu unverständliche

Mystiker unter den englischen Poeten in Italien an der Stärke florentinischer Kunst sich begeisterte und vor dem Lärm des erwerbsgierigen Inselreichs in die dunkeln Seherträume Dantes floh. Dieselbe schwüle Schönheitswollust sog der als Elegiker wie als Maler gleich sonderbare Dante Gabriel Rossetti in sich und durch ihn wurde allmählich die präraffaelitische Vergeistigung und Verinnerlichung einer keuschen, weltabgewendeten Kunst Parole. Sehr schön sagt Jessen in einem ausgezeichneten Watts-Aufsatz (Westermanns Monatshefte, März 1900) über diese Richtung: „Um sie herum liegt das große Schweigen ausgebreitet, und die Intensität ihrer Träume vermochte dem Volk der Tat einen Schlummerzustand zu suggerieren. In diesem Hindämmern schaut es verzückt auf die lethargische Legendenwelt Burne-Jones, auf die schönheitsschauernde Sinnenschwüle Dante Gabriel Rossettis, auf die fromme Innigkeit Holman Hunts und all die schmachtende Vornehmheit Moorescher, Tademascher, Leightonscher Wesen. Draußen in den lärmenden Citystraßen pocht der Puls des Lebens mit fiebernder Eile, Zeit ist Geld lautet das Stichwort der Massen.“ — Von all diesen Künstlern aber ist der größte, weil wenigst weichliche George F. Watts.

So einsam dieser große Idealist mit dem innigen, mit dem meist so äußerlich prüde wirkenden Engländer versöhnenden Kirchenglauben auch lebt, alle Ereignisse

der Zeit und alle Wehen des Lebens finden doch in seinen Abstraktionen ein Echo. Denn so wenig das naive Zeitalter Tizians und Raffaels auf ein anderes Ziel als das der höchsten, intensivsten Schönheit hinauslief, so sehr steht diesem modernen Malerprediger die moralische Aufgabe im Vordergrund. In all den großen, letzten Erscheinungen, die von England ausgegangen sind, in den Mäßigkeitsvereinen, wie in der Heilsarmee, in den Präraffaeliten wie in John Ruskin, überall steht ein starker, ethischer Puritanismus im Mittelpunkt. So wenig nun auch bewußter Puritanismus mit der Kunst zu tun hat, denn „die Kunst soll gar nichts, will vieles und kann alles", so ist er doch in einem Zeitalter, wo das einzige Soll, was aller Kunst zugrunde liegt, nämlich eine reine, über das eigene Ich emporgehobene Gesinnung des Schaffenden verloren gegangen ist, sympathisch zu begrüßen.

Und doppelt sympathisch dieser tiefe und befreiende Glaube, der die Werke dieser Männer, vor allem die des großen Watts, adelt und ihnen die Krone verleiht, die für alle die Menschen, die im Christentum mehr als Askese sehen, allen den Werken versagt ist, die uns wieder in die Zeit der reinen, griechischen Sinnenfreuden zurückführen wollen. So verschieden auch ihre Ausdrucksweise ist, so nah stehn sich doch Gesinnungen wie die des großen englischen Seelenschilderers und des nervösen, schließlich im Schoß der Kirche zum Frieden gekommenen Franz Liszt.

Liszts Brief an Nietzsche über die „Wiedergeburt der Tragödie aus dem Geist der Musik“ lautet wie folgt:

„Verehrter Herr!

Unablässige Verbindlichkeiten behinderten mich, Ihnen früher meinen aufrichtigen Dank zu sagen. Indes habe ich Ihr fesselndes Buch „Die Geburt der Tragödie“ zweimal gelesen. Darin braust und flammt ein gewaltiger Geist, der mich innigst ergriff. Zwar muß ich gestehen, daß mir die Vorbereitungen und Kenntnisse zur vollkommenen Würdigung Ihres Werkes fehlen; das Griechentum und die Abgötterei, welche damit die Gelehrten betreiben, sind mir völlig fremd geblieben; als die höchste geistige Tat der Athenienser preise ich die Errichtung des Altars «Deo ignoto», woran der ganze Olymp zerschellte, sobald Paulus den unbekannten Gott verteidigte; und nicht ringsumher des Parnaß und Helikon schweift mein Blick, wohl aber haftet meine Seele am Tabor und Golgatha. Entschuldigen Sie also, verehrter Herr, wenn ich Ihnen nur eine mangelhafte — deshalb aber keineswegs spärliche oder verzagte — Bewunderung auszudrücken vermag.“

Watts ist gleich groß als Mann des sozialen Mitleids, wenn er die furchtbare Hungersnot oder das Elend der Irländer malt, wie als gewaltiger Verkünder religiös-ekstatischer Schönheit, so in den einzig großen Bildern „Liebe und Tod“, wo Amor

dem eindringenden weißgekleideten Fremdling die Schwelle des jungen Glücks vergeblich zu vertreten sucht (cf. Maeterlinks: l'intruse) oder in „Triumphierende Liebe", wo sich aus dem mystischen Eins eines toten Mannes und toten Weibes ein zum Himmel schwebender Genius erhebt. Watts Persönlichkeit ist so groß, so frei von allem eignen Dünkel, daß, wer sich ihm in der leuchtenden und schimmernden Schönheit seines herrlichen Hauses naht, alles vergißt, was alltäglich und kleinlich ist, und gestärkt, befreit und erhoben wieder ins Leben hinausgeht.

So sehr vom Standpunkt dessen, was Vollkommenheit heißt, auch dies zurückgezogene Seelenleben unter einer gewissen Einseitigkeit leidet, so hoch steht es doch über dem neudeutschen Formalismus, den kein Mitleid mit dem Leben verbindet, kein Glaube zur Verinnerlichung zwingt. Der Einfluß dieser Schule also war nicht in einer Vergeistigung der deutschen Malerei ersichtlich, sondern nur in dem Gefallen an ätherisch schlanken Formen oder am farbenschillernden Blödsinn. Nicht aus diesen Anregungen heraus, sondern mit ihnen zugleich kamen nun einige alte und neue Talente in Geltung. Höchstens Sascha Schneider zeigt Abhängigkeit von Watts. —

Zwei Dinge, die dem Engländer fehlen, besitzt der größte Maler der Neuzeit: Farbenleuchtkraft und lebensvollen, oft wilden Humor. Er ist mehr grotesk, jene sind mehr phantasievoll. Sie sind Christen und Puritaner. Er ist Heide und Freund überschäumender

Sinne. Ihre Kunst ist „sentimentalisch“, von des „Gedankens Blässe angekränkelt“, seine ist stark und üppig wie die Natur. Jene sind größere Menschen, er ist der größere Künstler.

Aber nicht nur, daß Böcklin den Deutschen als Schweizer näherstand, er war auch viel weniger exklusiv als jene, und dann ist in unserer Zeit der Befreiung von allen Formeln und Regeln auch der Atheismus Modesache geworden. Er hat viel zu dem späten Triumph Arnold Böcklins beigetragen.

Wenn man von Böcklin nichts weiter wüßte, als was die posaunende Presse in seinem Todesjahr losließ (1900), so müßte man wirklich glauben, daß er von einem beispiellosen Glück begünstigt gewesen und das Verständnis der Menschen doch erstaunlich sicher geworden sei. Aber das ist der Humor von der Sache: die Pressefabrikanten von heute sehen mit tiefer Verachtung auf ihre Vorgänger herab, die einen solchen Riesen nicht gleich als solchen ansahen, ignorieren das aber, um sich nicht in jenen zu blamieren, denn so klug sind sie doch, um zu wissen, daß sie bei all ihrer „Goethe“- oder „Böcklinreife“ vor einem jetzt heraufsteigenden Genie mit derselben rührenden „Schafmäßigkeit“ stehen werden, wie ihre Vorgänger.

Nein, im Gegenteil: Böcklin hat sich mehr herumschinden müssen wie andre. Daran war aber neben seiner unglaublichen genialen Naivetät, die in dem, was sie will, meist das Richtige findet, fürs Leben aber gänzlich verloren ist, dies geniale Moment selber schuld.

Böcklin ist bei all seiner Schwärmerei für die Antike und die Renaissance (vergl. Burkhardt, Konrad Ferdinand Meyer und Nietzsche), die ihn immer wieder aus Basel oder Weimar nach Italien trieb, wo er dann auch in Fiesole sein Leben beschloß, innerlich doch durch und durch Romantiker. Und allein die merkwürdige Verbindung von antiker Größe, intensiver Naturstimmung, die den Alten bekanntlich fremd war, und barockem, an Holbeins Totentanz gemahnendem, subjektiv-pessimistischem, oft sehr derbem Humor, hat ihn zu diesem Künstler gemacht.

Er studierte 1846 in Düsseldorf unter Schirmer in jener Zeit der verwaschensten Feminität deutscher Malerei. Enttäuscht ging er von dort nach Brüssel, wo er dem Naturstudium das der alten Meister folgen ließ; in Paris kam er grad 1848 in die schauerlichen Szenen der Junitage hinein, die nachhaltig auf seine Phantasie wirkten. 1850 ging er nach Rom, wo er im tiefsten materiellen Elend lebend in Olevano wohnte und sich 1853 mit einer blutarmen, bildschönen Römerin vermählte, die ihn treu und aufopfernd durchs ganze Leben geleitete. Einem Auftrag, den er endlich von einer Dame erhielt, glaubte er gerecht zu werden, wenn er einen zottigen Faun malte, der ein nacktes Nymphlein huckepack durchs Wasser trägt. Die Dame lehnte das wohlgemeinte Bild mit Entrüstung ab. Dann malte er einem Konsul in Hannover für dessen Domizil die Entstehung der Kultur in verschiedenen Gemälden, die diesem so wenig zusagten, daß er mit

Böcklin prozessierte, der zwar gewann, aber nun gänzlich mittellos nach München ging. Hier stellte er sein Bild „Pan im Busch“ 1858 aus, das wenigstens Aufsehen und Befremden hervorrief. Dann erkrankte er mit seinen beiden Kindern, von denen eins starb, am Typhus.

„Pan im Busch“ verschaffte ihm Gönner und der kunstfreundliche Ludwig I. erstand es für die Pinakothek. Paul Heyse wußte auch für diesen großen Künstler den Grafen Schack zu interessieren, der viele der schönsten Werke Böcklins seiner Galerie einverleibte. So den Ziegenhirten, der in der Gebirgseinsamkeit dem hinten über Steinblöcke lugenden wilden Pan entfliehen möchte.

In der Zeit, wo er mit Lenbach Weimarer Professor war, schuf Böcklin das wunderbare brennende „Schloß am Meer“, das von Piraten angesteckt ist, die ihre Beute an Schätzen und Frauen davonschleppen.

Auch entstand damals die außerordentlich bewegte, vor allem in der Landschaft unvergleichliche „Jagd der Diana“ für Basel.

1861 hatte er die klassizistische Weimarer Luft satt und ging wieder nach Rom. Dort schuf er die großartige, an Uhlands Ballade gemahnende „Villa am Meer“ mit der schwermutdüstern Staffage. Ihr folgte das schalkige Bild vom verliebten „Amaryllis und Daphnis“. Sehr gelungen ist ihm auch eine Faunenfamilie. Während eine blaulasierte „Kleopatra“ ganz entsetzlich komisch wirkte.

Wieder ging der Ruhelose nach Basel, wo er die in den zarten Tinten so himmlische, an Tizian gemahnende „Schaumgeborene“ aus den Fluten steigen ließ, von Amoretten gekrönt.

Hier in Basel fand er den Ton für seinen Humor. Grausig-schaurig äußert er sich in dem Bild, wo sich im Schein eines heraufziehenden Unwetters ein Mörder über sein Opfer beugt, während hinter einer Mauer scheußlich-schöne Erynnien auf ihn lauern. Dämonisch-wild ist er in der Herbstnacht, wo beim Zucken der Blitze der Tod im Sturm durch die Heide jagt.

Noch toller ist die „Teufelsbrücke“, hinter der ein riesiges Untier seinen Rachen aufgähnt, um die über die Brücke fliehenden Männer zu verschlucken.

1871 ging Böcklin noch immer nur von wenigen verstanden und gewürdigt nach München. Dort brachte er sein Selbstbildnis mit dem hinter ihm fiedelnden Tod zum Abschluß und schuf den wilden Zentaurenkampf.

Dort begann er auch die gewaltige Schönheit des Meeres auszugestalten im Meerweib, das mit der großen Seeschlange spielt. Der sonnenbeschienene Fleischton ist unvergleichlich, ebenso die flaschengrüne Durchsichtigkeit der Wellen. — Was er dann in Florenz nach seiner endgültigen Uebersiedlung leistete, ist bekannt. Das Größte, noch dazu für diesen Klassiker heidnischer Romantik, ist seine „Pietà“, die in ihrer grandiosen Abstufung von Leichenfahle, Marmorfahle und Beleuchtungsschimmer einen kalten Hauch des

Todes ausstrahlt, der verbunden ist mit dem hinreißend erschütternden Schmerz der schwarzen Mutter, in den aber das Zeichen des ewigen Lebens, das Scharlachrot der Engel am Himmel hineinstrahlt.

Ich halte dies Bild für das größte malerische Werk aller Zeiten. Weniger glücklich, wenn auch in den leuchtend gleißenden Farben wunderbar sind die „Gefilde der Seligen" mit ihrer etwas langweiligen Seligkeit. Tief ergreifend dagegen und zu den höchsten Schätzen bildender Kunst zu rechnen ist die düstre „Toteninsel".

Voll wildem, fulminantem Humor ist „Im Spiel der Wellen": Man strampelt ordentlich selbst in der endlos wogenden, sonnigen See! So reifte dem titanischen Künstler ein Meisterwerk nach dem andern, bis er mit den „apokalyptischen Reitern" zu altern begann.

1897 waren all seine hervorragendsten Schöpfungen in Berlin ausgestellt und haben auch die noch gewonnen, die noch mit ihrem Beifall zurückhielten.

In der Stadt der höchsten Schönheit ist er dann als ein Vollendeter entschlafen und Hugo von Hofmannsthals schönste Verse aus „Der Tod des Tizian" klangen in eine ergreifende Totenfeier dieses Klingsor aus Basel aus:

Er hat den regungslosen wald belebt:
Und wo die braunen weiher murmelnd liegen,
Und efeuranken sich an buchen schmiegen,
Da hat er Götter in das nichts gewebt.

Den satyr, der die syrinx tönend hebt,
bis alle dinge in verlangen schwellen
und hirten sich den hirtinnen gesellen . . .
er hat den wolken, die vorüberschweben,
den wesenlosen einen sinn gegeben;
der blassen weißen schleierhaftes dehnen
Gedeutet in ein blasses, süßes sehnen,
der mächtgen goldumrandet schwarzes wallen
und runde, graue, die sich lachend ballen
und rosig-silberne, die abends ziehn:
sie haben seele, haben sinn durch ihn.
er hat aus klippen, nackten, fahlen, bleichen,
aus grüner wogen brandend weißem schäumen,
aus schwarzer haine regungslosen träumen
und aus der trauer blitzgetroffner eichen
ein menschliches gemacht, das wir verstehen —
und uns gelehrt, den geist der nacht zu sehen.
er hat uns aufgeweckt aus halber nacht
und unsre seelen licht und reich gemacht . . . .

* * *

Eine der größten Sensationen einer Berliner Kunstausstellung im Anfang der neunziger Jahre war ein fürchterlicher Engel mit bodenlosen Augen voll leerer rotglühender Unergründlichkeit der Blasiertheit, ein „Luzifer" von Franz Stuck. Dieses Bild legte die Besorgnis nahe, was aus einem jungen Künstler werden soll, der mit einem seiner ersten Werke gleich durch eine derartig stupende Mache wirkt. Franz Stuck ist der jüngste bedeutende Künstler, den wir haben.

1863 in Bayern (in Tettenweis) als Sohn armer Eltern geboren, stach er schon früh durch seine schwarzen

Locken und seine glühenden Augen von der dortigen germanischen Bevölkerung ab. Es zeigte sich in ihm unleugbar romanische Abstammung, die seine Werke später bestätigt haben.

Er kam früh nach München, wurde dort Schüler der von ihm fast nie besuchten Akademie und hat sich mit der ihm eigenen, eisernen Energie in jenen Jahren, nach anfänglich wenig bedeutenden Arbeiten, im kunstgewerblichen Fach die Meisterschaft des Stifts erworben. Er zeichnete Vignetten, Embleme, Tanzkarten, Humoristisches. Sachen, die bei aller technischen Sicherheit wenig persönlich sind. Da überfiel ihn Ende der achtziger Jahre der Drang, es auch mit dem Pinsel und der Leinwand zu versuchen. Seine Farbenfreudigkeit und manchmal allzu tierische Sinnlichkeit machte ihn wie Makart zum geborenen Maler. Andrerseits besaß er auch den innersten Instinkt für Licht- und Kontrastwirkung.

1889 stellte er seine ersten Gemälde in München aus. Unter ihnen „kämpfende Zentauren".

War Böcklin ein wirklicher Heide, so ist Stuck ein frisierter. Seine Phantasie ist von Böcklin, Makart und andern grundlegend bestimmt. Sein mehr spätrömisches Temperament, in dem die Erotik die Hauptrolle spielt, hat dann in diese ursprünglichen Imitationen Eigenart gebracht. So sind seine unendlichen Variationen des Faunen- und Centaurenlebens mit seinen bajuvarischen Raufereien und Verliebtheiten, zu denen er noch den höchst unmalerisch wirkenden

„Hirschmenschen“ erfand, in sich viel kultivierter, viel eklektischer als die grotesken Phantasien Böcklins.

Auch zahmer, was Ursprünglichkeit betrifft. Denn der Liebesrausch dieser Verfallstiere ist pariserischeren Charakters als die elementare Urliebesstimmung Böcklins.

Daneben traten dann bald Vorwürfe der christlichen Legende. Doch wirken die „Vertreibung aus dem Paradies“, die „Kreuzigung“ und vor allem die „Pietà“ mehr als kolossale Bravourstücke, als als das, was sie sein sollten. Von dem feierlichen, weltentsagenden Ernst dieser Motive hat Stuck auch nicht einen Hauch verspürt. Es sind Schöpfungen mit einem dramatisch-pathetischen Akzent. Doch zeigen sie eine bedenkliche, oberflächliche Mache, die an die Zeiten der Piloty-Schule erinnert.

Das Größte hat Stuck auf dem Gebiet der Zeitallegorie geleistet. Er hätte auch das nicht gekonnt, wenn nicht gerade in Verfallszeiten die tierischen Rasse- und Masseninstinkte besonders stark hervorträten, deren Gewalten dem heißblütigen Mann nicht fremd sind. So malte er seinen „Luzifer“, der den Geist des atheistischen Zeitalters vom Materialismus an bis zu Nietzsche, dem „Mörder Gottes“ wundervoll charakterisiert. Auch seine ins Leere stierende „Sphinx“, seine „zermalmende“: die den Jüngling an ihren heißen Brüsten erdrückt, sind Werke mit der ganzen sinnlich-schwülen Nervosität und stupenden Mache der Dekadenze hingesetzt. Den Mord hat er verschiedentlich

in der bekannten Weise mit den schlangenumwundenen Erynnien gemalt, sehr ernst ist im Gedanken, aber viel zu theatralisch in der Ausführung „Der Krieg", der auf schwarzem Gaul über tausend Leichen trabt. Aeußerst dekadent wirkt „die Sünde", das glühäugige, modern-mondaine nackte Weib, um das sich die Schlange ringelt, die giftig über die weiße Frauenschulter lugt. Neben diesen echt eigenartigen, aber mit zu oft leerem Pathos gemalten Allegorien, hat Stuck, dem das Porträt früher nicht lag, das er jetzt aber pflegt, sich zum stilechten Römer zu entwickeln gesucht.

Die ganze Energie und männliche Kraft, die Körperschönheit, den raffinierten Geschmack, die Gemütskühle des Römers hat er von jeher besessen. Nun begann er auf diesem Gebiet mit verschiedenen Pallas Athenes und einer Amazone, um später vor allem in seinen Plastiken: dem Athleten und der „Amazone" diesen Geist noch stärker auszubilden, in dem er auch, nachdem er von der beispiellosesten Gunst des Schicksals getragen, schon dreißigjährig Akademieprofessor wurde, sich seine künstlerisch entzückende Villa in Bogenhausen gebaut hat.

Stuck zeigt den vibrierenden, sensitiven Sinn des Zeitkindes in merkwürdiger Verbindung mit körperlicher, mehr als normaler Kraft, einer glühenden Erotik und einem Kontrastdrang zu herbem, fast kahlem Pathos. Diese Noten in seinem Wesen bilden das eigenartige Mosaik eines unfertigen Menschen, in dem der Virtuos den Künstler bei weitem überragt.

Darum wird ihm auch die Zukunft nicht die Gunst erweisen, die er von seiner Zeit erfuhr, für die er aber durch sein fabelhaftes Können und seine heiße Phantasie zu einem Schilderer und Deuter geworden ist, der uns darum vielleicht näher steht als der „zeitlose" Böcklin.

Nun ist allerdings im Gegensatz zu dieser Kälte ein tiefes künstlerisches Gemüt auch eine sehr schöne Sache. Wenn es sich aber mit solcher technischen Unfähigkeit und kindlichen, dabei nicht einmal wirklich rein naiven Stammelei verbindet, wie bei dem bedeutend ältern Hans Thoma, dann ist es schon nicht mehr schön.

Und auch dann würde man noch gar nichts sagen, wenn nicht von zum Teil Unberufenen dieser gute Mann als einer der tiefsten Künstler der Gegenwart ausgeschrieen würde. Thoma ist erst vor wenigen Jahren durch die Reklame eines Heidelberger Professors an die Oeffentlichkeit gekommen. Sein technisches Unvermögen, was in die Augen springen mußte, wurde darum als bewußtes Archaisieren im Stil der großen deutschen Meister, vor allem Albrecht Dürers, von vornherein bezeichnet. Nun soll auch zugegeben werden, daß die philiströse Idyllenseligkeit Thomascher sogenannter deutscher Landschaft mit deutschen Bauern oder Pflügern einen gewissen Reiz hat, aber diese Geringfügigkeiten genügten dem „Meister" nicht. Deshalb mußte er auch Ritter, Meerweiber, Fabelwesen und andern Hokuspokus machen, der diesem

Mann wie aufgeklext erscheint. Das nettste sind seine „Kinder“ (Amoretten, Engel). Diese Kanonenkugeln von Köpfen. In vielen von Thomas Arbeiten liegt eine unfreiwillige Komik. Wir wollen nur feststellen, daß Thoma mit seinem Heimatschollentalent der erste Verkünder einer noch zu besprechenden neunationalen „Heimat“-Richtung wurde, deren sympathischer Grundgedanke auch später noch durch technische und künstlerische Inferiorität aufgehoben wurde.

Die Modemalerei des Spiritisten Gabriel Max oder die soziale Heilandmalerei von Uhdes hatten keine Lebenskraft in sich.

Dagegen sei zunächst noch an einige zeitgenössische Ausländer erinnert, die zum Teil ganz hervorragendes, zum Teil auch sehr sonderbares leisteten.

Von Russen nennen wir den gewaltigen Symbol-Realisten Wassily Werestschagin, den Maler des Krieges und seiner Schrecken. Einige seiner Werke, die im russisch-türkischen Krieg entstandenen, so das Triptychon „Auf dem Schipka ist alles still“, manche vom englisch-afghanischen Krieg, ferner die wundervollen echt-religiösen „Christus“-Landschaften vom See Genezareth sind Meisterwerke ersten Ranges. Dagegen sind die neueren Bilder vom Napoleonszug nach Rußland, die auch 1897 in Berlin ausgestellt waren, zum Teil recht verfehlte Effektstücke. Von Schweden seien Anders Zorn mit seinem fabelhaften Strich, ein Meister der Landschaft und des Fleischtons, genannt und Liljefors. Zorns Selbst-

† 1904 vor Port Arthur

porträt mit dem abgeschnittenen Modell im Hintergrund ist einzig in seiner Art. Von Norwegen sei eines unglaublichen Mannes Erwähnung getan, der durchaus pathologisch als Zeitsymbol Geltung fand. Edvard Munch hatte die Kühnheit, eine Unmenge knabenhaft geschmierter Bilder, die nur die viehischsten, gemeinsten, sexuellen Motive behandelten, in Berlin auszustellen. Es gab damals einen Aufsehn erregenden Skandal, der zur Schließung der famosen Ausstellung führte. Von Frankreich sei einer der merkwürdigsten Psychosymbolisten genannt, der Bildhauer Rodin, dessen Riesenfelsblöcke mit dem hineingemeißelten gemeinen Gesicht Balzacs oder den pathetischen Zügen Hugos eine Sensation sondergleichen hervorriefen. Wirklich tief ist ein andrer französischer sculpteur Bartholomé, dessen wundervoller tiefpessimistischer Grabfries mit Recht seinen Schöpfer als originellen Künstler berühmt machte. Es hat den Anschein, als wenn von Frankreich eine Modernisierung und Vergeistigung der so fade und nichtssagend gewordenen Bildhauerei ausgehen soll und wird.

Von Holland kam der unschuldig-reine Gari Melchers, dessen Kinder, Frauen und junge Männer trotz allzu pastoser Glätte so unendlich sympathisch in unsrer Zeit der aufgestachelten und widernatürlichsten Nervenerregung wirken.

Schließlich sei dem tief-schwermütigen Italiener Giovanni Segantini, der die herbe, in ernster Melancholie hoch über allen irdischen Narrenspossen

trauernde Majestät kahler Hochgebirgseinsamkeit verewigte, der Lorbeer auf sein frühes Grab gelegt.

Und nun wollen wir den größten lebenden Künstler Deutschlands, ja seinen einzigen von heute, betrachten, der mit dem umfassendsten Genie für Zartes und Großes, Heidnisches und Christliches, Mittelalterliches und Modernes, Philosophisches, Dichterisches und Musikalisches begabt, in heiligem Ernst über seiner Zeit thronend, eine bessere Welt zu schaffen imstande war, als die, in der wir leben.

Max Klinger ist 1857 in Richard Wagners und Fechners Geburtsstadt Leipzig geboren. Wer Leipzig kennt, weiß, daß dort ein sehr wohlhabender, gutfundierter Bürgerstand lebt, daß der Buchhandel zahlreiche geschickte Geschäftsleute zu bedeutender Wohlhabenheit gebracht hat (ich erinnere nur an Tauchnitz und Philipp Reclam) und daß die Leipziger von altersher ein sehr musikalisches Volk sind, von Vater Bach, dem großen Thomaskantor an. Andrerseits aber weiß er auch, daß Leipzig sich immer mehr zu einer Fabrik- und Industriestadt mit vorherrschendem Krämergeist entwickelt hat, daß die Innenstadt mit ihren engen, dunkeln Gassen und ihrem starken Wagenverkehr einen sehr unschönen Eindruck macht, daß die guten „Labzcher“ zu dreiviertel unglaubliche Spießbürger sind und daß die Umgegend aller Schönheit bar ist. Dafür kann die historische Reminiszenz, daß Goethe hier liebte, oder daß auf der öden Ebene die Völkerschlacht geschlagen wurde oder der Napoleon-

stein, wo der kleine Uebermensch mit dem kleinen Hütchen sein Schicksal sich erfüllen sah, nicht entschädigen.

Aber gerade solche Gegenden sind geeignet, Künstlernaturen zu vertiefen und ein reiches Innenleben zur Blüte zu bringen. Das war auch bei Max Klinger der Fall. Der Vater Klingers hatte sich mit seiner Fabrik ein sehr bedeutendes Vermögen erworben. Selbst früher künstlerischen Neigungen hingegeben, ist er einer von den wenigen vernünftigen Vätern geworden, die nicht mit Besorgnis oder Mißtrauen Talente in ihren Kindern sich entfalten sehen, sondern mit größter Liebe die Neigung des Kindes unterstützen und auf die richtigen Wege leiten. Mit größter Bereitwilligkeit hat der alte Klinger seinem Sohn seine Mittel zur Verfügung gestellt, hatte er doch den richtigen Instinkt dafür, daß Max kein halber Mensch war, der bloß den „großen Mann markieren" wollte, wie so mancher ekelhafte, talentlose „Künstleer".

Klinger ist ein ernster, energischer Mann von durchgebildetstem Verstande, der zugleich ein von der Mutter geerbtes, tiefes Gemütsleben besitzt. Nur eine gewisse geistige Nervosität, die sich dann in dem wechselreichen inneren Entwicklungsgang dokumentierte, zeigt, daß er ein moderner Mensch ist. Schon früh gebiert seine kolossale Phantasiekraft tolle Karikaturen. Er liest mit Vorliebe Romantiker. Schon 1873 ging Klinger zu Gussow nach Karlsruhe, wo er zwei Jahre in der Stille lernte, dann wanderte er mit seinem Lehrer nach Berlin. Berlin machte nichts aus

ihm, was er nicht gewesen wäre. Er gab sich wohl für Augenblicke der Welt hin, war aber schon damals einsam und spielte Klavier. In der Hohenzollernstraße hauste er mit Prell u. a. Es gab dort Stunden voll Scherz und Ulk neben Stunden voll Grübelei und Herzensaussprache.

Schon damals ist er Zeichner. Die Griffelkunst ist im Grunde sein bestes Ausdrucksmittel geblieben. Barocke Einfälle wie der „Kinderbrunnen" oder „Bär und Else" sind gleichzeitig mit Zeichnungen entstanden, die Klinger als geborenen Hellenen zeigen. Aber auch die Realistik gibt ihm reichlich Stoffe, doch am neusten, ungewöhnlichsten zeigt er sich als Ironiker, als Allegoriker: so im „Schritt der Zeit" oder der „Tod als Pflasterer", aus denen ein verbitterter Pessimismus spricht.

Mit 20 Jahren malt er sein erstes Bild „An der Mauer". Mit höhnischem Behagen nimmt er in einer Stunde die Menschen unter die Lupe und geißelt sie im „Thema Christus".

Er zeigt hier schon den furchtbaren, moralischen Ernst, der in ihm lebt. Nun wendet er sich ganz der Radiernadel zu, die ihm in seinen Plänen am besten helfen wird. Bis dahin ist alles sehr talentvoll, aber unreif, zersplittert. Nun tritt das Leben zu ihm und führt ihm die Hand. Er lernt auf dem Skating-Ring vermittelst eines entfallenen Handschuhs eine prickelnde Erscheinung, eine Kubanerin kennen. Das erste, tiefeinschneidende Ereignis, das ihm die Umwelt bietet.

Ihn erfaßt die Liebe, nicht elementar, sondern als echten Grübler. Er spürt in sich nach physiologischen Erscheinungen des neuen unbekannten Zustands. Er tastet ins Dunkle mit derselben genialen Psychologie wie etwa Dostojewsky oder Flaubert. Es entsteht die Radierungsfolge „Paraphrase über den Fund eines Handschuhs". Wer zum erstenmal diese Blätter betrachtet, wird sich sehr dumm vorkommen.

Was soll das? Mediziner werden nachweisen, daß Klinger Fetischist war, einer von denen, die sich an einem weiblichen pars pro toto genügen lassen. Es liegt ja unbedingt etwas Fetischistisches in der Art, wie der Handschuh wirkt, aber er ist doch eben nur das sichtbare Pfand einer — unsichtbaren Liebe. Und in diesem Sinn sind wir alle Fetischisten.

Der Skating-Ring mit der Fremden und der Raub des Handschuhs bilden die Introduktion. In der dritten Radierung hat sich der Verliebte zuhaus im Bett halb aufgerichtet. Vor ihm liegt der Handschuh auf der Decke. Er hat die Kniee hochgezogen und den Kopf im wilden Schmerz in die Hände gepreßt. An der andern Seite eines entfernten Flusses am Fuß üppiger Hügellandschaft steht ganz klein und unerreichbar das ersehnte — Figürchen. Der hochgeschossne, blühende Orangenbaum zeigt die Liebe in ihrer treibenden Kraft.

In 4 hakt der Steurer aus seinem Boot in furchtbarem Sturm nach dem in die Tiefe sinkenden Pfand.

In 5 opfert er dem neugewonnenen Glück: Seepferdchen ziehen den Handschuh in einer Muschel über das Meer. In 6 ruht er auf einem Riff zwischen Kandelabern und die See streut ihm blühende Rosen hin. Aber „die Liebe ist launisch wie Welle und Wind". Und schon wälzen sich die Wogen bei Mondlicht heran gegen sein Bett und Handschuhe strecken sich nach ihm aus (7). Die nächste Radierung malt eine Fieberstimmung. Wie in ihr oft eine dumpfe Leere zu herrschen scheint, in die nur das Blut im schnellen Taktschlag fällt, wie die Zimmertür endlos zurückweicht oder das Bett vom Blut geschaukelt wird, so zeigt sich hier das Delirium in einem Zimmer voll Damenhandschuhe, unter denen auch der betreffende liegt, den ein Ungeheuer zu schnappen sucht. In 9 fliegt das Untier, das jedenfalls Hüter eines Hortes ist, mit dem süßen Attribut im Maul über den Baum, während sich zwei Hände aus dem Fenster vergeblich ausstrecken.

Da erwacht der Verliebte, auf dem Nachttisch liegt das unversehrte Pfand in holder Wirklichkeit und Cupido lächelt verschmitzt (10).

Klinger hat leider nie wieder eine ähnlich unbekannte Welt der dunkeln Gefühle und Unterempfindungen gestaltet. In dieser Hinsicht ist das Werk einzig in seiner Art.

Als diese Folge mit der vom Thema „Christus" 1878 in Berlin ausgestellt war, schüttelten die biederen Leutchen wieder ob solchem Irsinn im „Handschuh" den Kopf. Aber über die Anzüglichkeiten im Christus

fiel man her. Klinger lachte dazu und machte sich an die humorvollen „Rettungen ovidischer Opfer" 1878), ein Werk voll attischem Salz und groteskem Pathos.

Wie köstlich ist da die Historie von Pyramus und Thisbe behandelt, wie schalkhaft das Blatt, wo Pyramus vom Nachtwächter durchgehaun im Bett liegt und die Mama ihm Moral predigt.

Auch Apolls und Daphnis Minnespiel um den Stier herum ist voll herrlichem Humor.

Von 1879—81 folgten die „Intermezzi", ebenfalls mit vorherrschender göttlicher Heiterkeit des Gemüts. Ins deutsche Mittelalter führen die vier Blätter nach Grimmelhausens „Simplizissimus", die aber nicht besonders geglückt sind. Dagegen ist ein tollgeniales Blatt, das barockste, was Klinger geschaffen hat: „Amor, Tod und Jenseits". Amor reitet heran auf geflügeltem Rad, hinter ihm galoppiert ein — Sarg, auf dem der Tod sitzt und dahinter kommt das — Etwas — oder Nichts auf einem Ungetüm mit Widderkopf gejagt, neben ihm fliegt ein Tintenfaß, Gesichter und Hände in Agonie vervollständigen den grausigen „Humor" dieser wilden Jagd.

Nach langer Krankheit, die ihn in Brüssel befiel, geht Klinger 1880 nach München. Dort zieht er sich wieder ganz zurück und versenkt sich in die hellenische Wunderwelt von neuem in den Illustrationen zu dem alten Märchen von „Amor und Psyche". Zum

Beispiel das Bild von Venus im Bad mit seiner weltenfernen Weite des endlosen Meeres ist getränkt von Schönheit . . . .

Die Erdenferne war ein wundervoller, beglückender Traum, aber ein allzulanges Verweilen in diesen Regionen ist den Hölderlinseelen, wie auch Klinger eine ist, ein Fluch. Darum galt es: Zurück in die verhaßte Welt des Staubs, um sich darin erst eine Weile mutig herumzuplagen.

Das tat denn Klinger künstlerisch an der Schwelle des Lebens noch im Symbol, das noch nicht von rauher Wirklichkeit entweiht war in „Eva und die Zukunft".

Drei Blätter sind es, die das Paradiesdrama schildern und drei seine Folgen. Sehr seltsam im Kontrast zu dem wunderbaren Blatt 3, wo die Schlange dem Weib mit dem Apfel den Spiegel der Eitelkeit vorhält, ist Blatt 4, wo ein struppiger Kerl mit Schweinsborsten auf einem Delphin übers Meer fährt und den Widerhaken einer Harpune, das Sinnbild seelischer Qual, prüft. Nach dem Sündenfall (5) tritt der Tod in seine Rechte und pflastert (6).

Von Klingers kleineren Arbeiten aus dem Anfang der achtziger Jahre zu berichten ist nicht nötig, nur sei des geradezu eminenten Widmungsblattes gedacht, auf dem zwei starke Arme aus den Wolken einen riesigen Felsblock auf die Menschlein drücken, auf dem das eine Wort: Menzel steht.

Und mit diesem Stein der Wirklichkeit hat er nun

auch seine ganze, sonnige Traumwelt begraben und sich für längere Zeit das Auge am Leben geschult und tiefe, allerdings schwermutsvolle Blicke in die Abgründe der Gegenwart getan.

In die Jahre 1881—83 fallen die „Dramen" und „Ein Leben".

In den „Dramen" handelt er in Blatt 1 „in flagranti" über ein Liebesdrama der oberen Zehntausend. Aus dem Fenster der Villa sieht der Mann mit der rauchenden Waffe herunter, ob der Schuß getroffen hat, während sich seine sogenannte Gattin vor Schreck die Ohren zuhält. Von dem Liebhaber sieht man nur die Füße hervorlugen. In 2 sehen wir die Kupplerin auf ein armes, schon schwach geredetes Mädchen bei Nacht auf der Gasse einreden, während schon ein „feiner" Herr im Zylinder, die Zigarre im Maul, auf den gehofften „Erfolg" wartet. Vom klagenden Moralisten zum verzeihenden Richter verwandelte sich Klinger in den Blättern: „Eine Mutter".

Hier erhebt sich Klinger zu der Höhe eines Christentums edelsten Geistes. In 1 wird irgendwo im schmutzigsten Teil von Berlin ein Säufer gewaltsam an der Mißhandlung seiner Familie von den Hausbewohnern gehindert. 2 zeigt den Spreearm am roten Schloß und die Treppe, die zum Wasser führt, wo die Frau wieder zum Leben erweckt wird, während das Kind tot ist. Das Abschlußbild ist eine der grandiosesten Leistungen der bildenden Kunst. Wie un-

heimlich stimmungsvoll wirken die mächtigen Bogenlampen über dem Aktentisch des Gerichtssaales, an dem die Richter in ihrem feierlichen Talar sitzen, während der Staatsanwalt die Angeklagte, die im Hintergrunde stumpf vor sich hinbrütet, freispricht. In 6 führt er uns an einem schweren, regengrauen Tag an die Jannowitz-Brücke, wo ein Tumult entstanden ist, in dessen Mittelpunkt ein Schutzmann mit einem Mörder ringt.

Noch stimmungsvoller weiß Klinger die verschwiegene Tragödie des Grunewalds zu erzählen: Man sieht einen sonnigen, einsamen Weg, an dem nichts als ein Rock und ein Brief liegt .... Den Abschluß dieser Folge bilden die „Berliner Märztage", mit deren Schilderung er sich in demselben Verhältnis befand, wie Menzel zur friederizianischen Zeit. Und ich finde, daß er sich mit seinem Vorwurf sehr gut abgefunden hat. Hier rechtfertigt sich der Titel am äußerlichsten. Erwähnt sei in erster Linie die Hotelplünderung mit der virtuosen Behandlung der aufgeregten Massen, aus denen sich doch bei näherer Betrachtung wunderbare Einzelzüge herauslösen. Zur wahnsinnigen Wildheit der Raserei steigert sich diese Dramatik im nächtlichen Barrikadenkampf in der Klosterstraße, die von einer Gewehrsalve schauerlich erhellt ist. Das tieftragische Schlußblatt mit seinem fabelhaften Mondnachtzauber zeigt uns einen Gefangenentransport nach Spandau.

Vergleicht man diese riesige Vitalität mit der

Theaterpose Stuckscher Allegorieen, so wird man den eklatanten Unterschied zwischen Talent und Genie fühlen, denkt man dann an Klingers „Christus im Olymp“, so bedauert man bei aller geläuterten Schönheit dieser Monumentalschöpfung doch lebhaft, daß Klinger dem Treiben des Lebens entfremdet mit allen Schattenseiten des Mitten-Drin-Stehens doch auch die unendlich packenden, unmittelbaren Stimmungen verloren hat.

Diese Arbeiten zeigen den gährenden Sturm der Zeit, die damals von der Literatur aus, wie wir sahen, sich wandelte. Noch ein heikleres Motiv nahm dann der tiefe Moralist unter die Lupe und zeichnete nun mit kühner Freiheit das Leben einer Verlorenen (1881—84).

Hier sind nun die schönen Einfälle und die humorvollen Launen des Jünglings in den Hintergrund gedrängt, und hier spricht das grausame, brutale Schicksal mit donnerndem Hammerschlag. Nie ist dies Thema keuscher behandelt worden, nie ernster und mit größerer Gewissenhaftigkeit. Wie stark ist gleich der Stimmungszauber im „Prolog“, wo der Mann das im Boot hockende Weib auf dem vom Nordlicht beschienenen Meer in die unbekannte Zukunft hinausfährt. An Rhops erinnert das stark pathologische Blatt: „Träume“, wo das reifende Mädchen von fürchterlichen Mißgeburten seiner erregten Phantasie erschreckt wird. „Verlassen“ sieht man sie ein paar Blätter weiter am Strand. Dann geht es vom Anerbieten zum Rivalen

und so fort bis zu dem fürchterlichen „Für Alle". Das Nachtgewerbe zeigt uns dann die Existenz am Rande des Daseins. Gewaltig ist die Allegorie, wo ekelhafte Weiber sie in die Gosse fegen. Das fürchterlich lebenswahre Schlußbild: „Untergang" zeigt uns den Kopf der Ertrinkenden in der entsetzlichsten Todesangst. „Ins Nichts zurück" tröstet der Epilog, wo die Tote aus den Armen des „Allzermalmers" in die riesigen Arme des „All" hinabsinkt.

Schon kurz nach Beendigung dieser grandiosen Arbeiten war dieser stetig wachsende, jugendliche Meister schon über die unruhige Anklagestimmung hinaus und auch äußerlich seines Berliner Aufenthaltes müde. —

Von 1883—86 lebte er in Paris. Dort schloß er sich wieder gänzlich von allem Außenleben ab, nur seiner Arbeit und dem Studium der damaligen „modernen" französischen Literatur hingegeben. Dort entstand sein großes Bild: „Das Urteil des Paris" (1884—87). Die Idee der Charakterisierung der drei Grazien ist schön, das Bild selbst gänzlich verunglückt. Ganz anders ist es mit dem neuen, Arnold Böcklin gewidmeten düster-erhabenen Radierwerk „Eine Liebe". Das Titelblatt zeigt unten ein Riff, um das ein dampfendes Meer braust, oben die grausamen Schicksalsmächte, die dem Cupido ein neues Ziel für seinen am Bogen zitternden Pfeil geben. Das Motto dieser Arbeit wie des ganzen 19. Jahrhunderts, in dessen zweiter Hälfte neben Klinger besonders Nietzsche und Brahms für Hölderlin schwärmten, ist aus-

gesprochen in dem schon oben angeführten „Schicksalslied“ ....

Blatt 2 zeigt uns die üppige Frau im Gefährt, die sich erschreckt über eine Rose neigt und ihn, der von diesem Bild ergriffen, im Bewußtsein der Wahlverwandtschaft ihr nachsieht. In 3 sieht man sie am schweren Eisengitter ihrer Besitzung mit seligem Lächeln den ersten Handkuß des Berauschten empfangen. In 4 sehen wir sie am Parkteich im heißen, kurzen Liebesglück. In 5 webt draußen in weitem, weißem Frieden die Mondnacht, während sie im Hause Raum und Zeit vergessen. In 6 flehen ein wundervoller Adam und eine weichkontourierte Eva an ödem Strand den Tod und den Teufel um Milde an. In 7 zeigt ein Engel dem dionysischen Mann sein Glück im Spiegel und das Weib ahnt nicht, daß dies das Ende ist. Noch größer wird die Dichtung in dem visionären 8. Bild, wo am Morgen das Weib mit fragenden, unruhigen Augen in die Fensterscheibe sieht, wo ein Kinderkopf erscheint. 9 ist verfehlt. Aber 10 bringt einen starken tragischen Akkord, indem der Mann den letzten Kuß der Toten auf die Wange preßt, während ihm der Tod, der das neue Leben in seinen Arm genommen, winkt. — Als Klinger 1886 wieder nach Berlin kam, wurde er bald wieder von den alten Freunden umringt, von denen der am Weib gebrochne Schweizer Stauffer-Bern, eine geniale, aber unruhige Flackernatur ihm nahetrat. Von ihm angeregt, wendet sich Klinger nun der Plastik zu. So entsteht

1887 der erste Entwurf zu seinem erst 1902 vollendeten „Beethoven“.

Es berührt sympathisch, wenn man sieht, wie sich in einer Zeit des kulturellen Niedergangs Stuck und Klinger, diese beiden Herrennaturen, in begeisterter Liebe dem großen, einsamen Prometheus der Töne zuwenden.

Stucks Beethovenmaske in grünlicher Leichenblässe mit goldnem Kranz auf schwarzem Grund scheint mir bedeutend geglückter als Klingers Arbeit, da letzterer in seinem schwärmerischen Pathos zu weit gegangen ist. — Er hat ihn als Jupiter halbnackt mit übereinandergeschlagenen Beinen, nur von einem roten Tuch bedeckt, auf einem Sessel, der mit Allegorieen überladen und von Engelsköpfen gekrönt ist, ins Leere starrend dargestellt, einen Adler zu seinen Füßen. Klinger wollte als treuer Nachfahr seines Landsmannes Wagner auch im Stein einen Gesamtkunstwerkseindruck hervorrufen. So hoffte er durch Zusammenklang von Marmor, Elfenbein und bunten Steinen eine malerische Wirkung zu erzielen. Ich kann mir nicht helfen. Diese überladene Stilmischung ist Byzantinismus und ebenso diese Verehrung, die aus dem Beethoven des 19. Jahrhunderts „den Menschen — nein, den Gott schlechthin“ machen will. Was hat dieser vollblütige kräftige Akt mit Beethoven zu tun?

In Berlin beendete Klinger dann noch bis zum Jahre 1888 die erste Folge seiner Radierungen „Vom Tode“. Hier erreicht die schaurige Nachtseite

des Seins ihre danteske Verkörperung. In 1 träumt der Künstler bei Nacht auf einer Bank in die zerfetzten Wolken von qualvollen Todesarten.

In 2 zeigt er Seeleute auf einem Riff, die sich vor der sie schnappenden Riesenschildkröte nicht zu retten vermögen. In 3 reißt der Tod ein Schiff in die schaurige Tiefe hinunter. In 4 trifft der Blitz ein altes Weib auf der Chaussee. 5 zeigt den Tod, der der eingeschlafnen Mutter das Kind raubt, 6 im „Herodes" einen politischen Mord, 8 einen Landmann, den ein Hufschlag getötet hat, sein Blut trinkt der Erdgeist in gierigen Zügen. Gewaltig wirkt das Gerippe, das grinsend an einer Kurve des Schienenstrangs auf den heranbrausenden Schnellzug lauert. In 9 hat der Unerbittliche einer armen Familie den Erhalter genommen, in 10 werden Menschen in der Wüste festgehalten, die sich umsonst vor dem vermeintlichen Heiland „Schlächter" niederwerfen. Das Werk klingt aus in die düstern Worte:

„Wir fliehn die Form des Todes, nicht den Tod,
Denn unser höchsten Wünsche Ziel ist — Tod."

Nun ging Klinger nach Rom, um Bildhauer zu werden. Hier geht für ihn eine neue Welt auf. Paris konnte die Züge, die er Berlin verdankte, nur noch vertiefen, nicht verändern; hier tritt Klinger als reifer Mann der auch noch im Staub versunkener Jahrtausende lebendigen Antike entgegen, die er einst in schönheitduftenden Linien mit der Phantasie sich

schuf. Nur selten geht er dort aus sich heraus. Seine innere Welt ist so reich, daß ihm die äußere nur wenig bieten kann. Jetzt versinkt er, der verkörperte Faust unserer proteischen Zeit, zu den Müttern, um die letzten Dinge zu enträtseln. Leider aber wird die Erhabenheit durch ihr eignes Bewußtsein von sich kalt und die Wärme des ersten Teils der Radierungen ist im zweiten Teil „Vom Tode“ ganz verschwunden. Droben im Bodenlosen thront der Weltgeist und hält das Richtmaß alles Vergänglichen, die Sanduhr. Drunten stürmt ein Jüngling hinaus. In 2 reicht der Tod als Kardinal dem Herrscher Fackel und Schwert. (?) 3 ist moderner und origineller: der Philosoph hängt an steiler Bergspitze und angelt nach seiner Schneebrille, ohne die er das «sciens nesceris», was vor ihm steht, nicht lesen kann. 4 soll das „Genie“ in seinem ideologischen Wahn vernichten, 5 zeigt das ewige Sklavenjoch der Arbeit, aus dem nur eine kurze Rast befreit. Krieg und Pest sind in 6 und 7 behandelt. 8 zeigt abermals den Jugendtrotz der Lebendigen in „Und doch“. Gewaltig in seiner reinen Keuschheit wirkt „Mutter und Kind“. Die junge Frau liegt tot, aber das neue Leben hockt schon auf ihrer Brust und ahnt noch nichts vom Tode. In 10 hat wieder die Idee die Wirkung des Bildes zerstört: der Prophet weist die Versuchung von sich. 11 zeigt die Zeit, die den Ruhm zertritt. Was ist nun aber der Zweck des Lebens? Ein moderner, unreligiöser auch für Klinger: Rein von allem Gut und Böse

nichts als ästhetisches Schauen. In dem stimmungsvollen Schlußbild „An die Schönheit“ ist es gesagt. —

Wir können nicht umhin, diese Radierungen für bedeutend minderwertiger zu halten, als alle früheren. Es gibt eine Größe, die keine mehr ist. Wenn der Gedanke zu sehr seiner irdischen Körperlichkeit entkleidet wird, verflüchtigt er und zerfließt in Leere. — Dies Gefühl hat man hier auch. —

1891 siedelte Klinger endgiltig in seine Vaterstadt über, wo er sich ein behagliches Junggesellenheim schuf. Und nun trat er mit seinem Schaffen in eine neue Phase. Schon längst war er Musikschwärmer. Neben Beethoven liebte er keinen Komponisten so wie Brahms. Diesem hat er mit dem wundervollen Cyklus seiner „Brahms-Phantasie“ (1891—94) ein Denkmal gesetzt, wie es dieser Komponist kaum verdient. Die Vorklänge von „Akkorde“ an sind zum Teil sehr reizvoll und mit viel Wärme entworfen, doch zwingt uns die Aufgabe dieses Buchs, zum Schluß zu eilen. Mit der entzückenden „Evokation“, die aus den Fluten steigt, um als Muse mit dem Ton ihrer Riesenharfe den am Meer spielenden Künstler zu höherem Flug zu begeistern, gehen dessen Phantasieen in die wilde Chaotik des Titanenkampfes über, der hinten in den Wolken sichtbar wird.

Und nun zieht der ganze Prometheusmythus an uns vorüber, dessen Hauptstücke das dionysisch-asiatische

„Fest" der mit Bocksschwänzen geschmückten Jünglinge und der etwas zu vergeistigten Mädchen, sowie das Schlußbild des „Befreiten Prometheus" bilden. Hier finden sich starke Berührungspunkte mit dem Klinger einzig kongenialen Friedrich Nietzsche und seiner Erstlingsschrift.

In Rom entstanden manche Bilder, so die seltsame «l'heure bleue», wo drei Nymphen in blauem Licht auf einem Riff hocken. Die Pietà von 1890 (Dresdener Galerie) ist zu altdeutsch gekünstelt und wie die bessere Arbeit Stucks verfehlt. Dafür gelang ihm in der Plastik noch der wundervolle Wurf mit seiner getönten „Salome" (cf. Sudermanns „Johannes" und Oskar Wildes „Salome") [Leipziger Museum], einer modernen Nana, mit einem Blick endloser, leerer Gier. Der zermarterte Jünglingskopf und die fatale Maske eines ruinierten Bankiers (cf. die letzten Bankkrachs, auch der Leipziger Bank), die als Opfer unter ihr gebrochen sind, erhöhen die Wirkung. Hier ist der Typus einer Sorte von modernen Weibern getroffen (demi-vierges), die an der Entnervung und Entsittlichung unserer Männer rühmlichen Anteil haben.

Was Klinger dann an Plastiken schuf, hat diese Höhe nicht mehr erreicht. Weder der schlangenhalsige Liszt, noch die kalte Kassandra, noch der posierte Nietzsche oder die getönte Asenjeff. Auch die größte Arbeit Klingers nächst dem „Beethoven", der „Christus im Olymp" mit seiner Verschmelzung von Gedanken, Bildhauerei,

Malerei und Dichtung scheint weit hinter der Idee des Künstlers zurückgeblieben zu sein. Viel hinreißender und schlichter hatte einst der unglückliche Lenau in seinem Gedicht „Beethoven" am Schluß gesungen:

Horch! Im Zwiespalt dieser Töne
Klingt der Zeiten Wetterscheide,
Jetzo rauschen sie Versöhnung
Nach der Menschheit Kampf und Leide.
In der Symphonieen Rauschen,
Heiligen Gewittergüssen
Seh ich Zeus auf Wolken nahn und
Christi blutige Stirne küssen;
Hört das Herz die große Liebe
Alles in die Arme schließen,
Mit der alten Welt die neue
In die ewige zerfließen.

Wir sind mit vollem Bewußtsein in den Ausführungen über Malerei im allgemeinen und Klinger im besondern ausführlicher geworden, weil diese Kunst in unsern Tagen die einzige ist, die auf allen Gebieten menschlicher Anschauung Großes und Unvergängliches hervorgebracht hat und weil Klinger trotz dem jetzigen starken Rückschritt seiner Kraft die große Persönlichkeit gewesen ist, die am gewaltigsten und umfassendsten alle Probleme dieser Zeit in tausendfältiger Gestaltung in das lichte Reich ewiger Schönheit hinaufgehoben hat, in jene selige Welt tagheller Heiterkeit, die zu schauen nur Auserwählten vergönnt ist, die in zeitlosem Sonnenglanz über die Trauer des

Daseins ihren Märchenschimmer streut. Der sie Erkennende zeigt die Verkörperung des genialen Wortes Giordano Brunos:

in tristitia hilaris, in hilaritate tristis.

* * *

Den stark pessimistischen Symbolismus Klingers in „Vom Tode" hat die Literatur übernommen. Eigenartig, aber willenlos und entkräftet zeigt er sich in Maurice Maeterlinks Schicksalsdramen (1891 bis 1900) und Erzählungen zum blindesten Fatalismus erweitert. Atmet Klingers Werk die heroische Gesinnung eines dem Schicksal erliegenden Helden, so die Frühwelt Maeterlinks die weibische, blasse Angst und Furcht Seelenkranker. Bezeichnend für sein Fühlen ist die Blindenschule, die in den Wald geführt, ihres Leiters durch seinen plötzlichen Tod beraubt, sich nicht herauswirren kann. Wie kraß ist das Motiv! Weniger pathologisch, aber durch das permanente stumme Glotzen und Schaudern hypnotisch wirkt der „Eindringling". Eine Familie hockt um einen Tisch und wartet auf den Tod der Sterbenden im Nebenzimmer. Sie wagen sich kaum zu rühren und horchen, horchen, horchen. Das ist nach Maeterlinks Ansicht ein Drama (Handlung!), nach meiner müßte dafür ein „Bayreuth" in Dalldorf gebaut werden. Menschen, die Nietzsches Ausfälle gegen historische Bildung nicht benebelt haben, werden wissen, daß diese schwächliche Spukpoesie immer eine Begleiterscheinung

der Romantik zu sein pflegt und Werners „24. Februar" ist bloß viel eindringlicher im Milieu und viel dramatischer im Aufbau. Auch eine eigene Philosophie hat sich Maeterlink für seine Ansichten zurechtgemacht, die mit seiner Einsicht in die Unmöglichkeit, auf diesem Wege weiterzukommen, dann sich entwickelte. Sie verlegte die Abhängigkeit von außen in das Innere und läßt jetzt sogar dem Menschen eine gewisse Handelsfreiheit, die sich in seinem das Judithproblem behandelnden überschwänglich gefeierten Drama „Monna Vanna" künstlerisch ankündigt. Was diese Werke Maeterlinks einzig wertvoll macht, ist die Zeitstimmung, die in ihnen zum Ausdruck kommt. Neu war an ihnen früher nur die Unbeholfenheit. Im Grundgedanken war das alles schon längst da und dazu viel besser. Im Vergleich mit diesem Nekromanten wirkt die heiße farbengesättigte, sinnliche Raffiniertheit des Italieners Gabriele d'Annuncio wie etwas Gesundes. Und doch ist er nur das andere Extrem der Dekadenze; wüster Epikuräismus und weibische Luxusfaulheit vereint sich mit geistiger Blasiertheit und zerrütteten Nerven. Die Männer werden in jedem Werk systematisch von Demimondainen zugrunde gerichtet und um die Pastete völlig ingoûtabel zu machen, gibt der entsetzlich eitle Poseur dem perversen Kram den Anstrich antiker Größe!!

Dieser Formalismus, der gleichbedeutend mit geistiger Oede ist, streckte seine Fühlhörner nach neuem blödsinnigem Rausch aus. Ich erinnere nur an den

Planetenkomiker Scheerbart, den Anti-Erotiker, der das tiefsinnige Gedicht schrieb:

Fliege, Fliege,
Kleine Fliege,
Fliege, Fliege,
In die Wiege,
Fliege, Siege!

oder an Alfred Mombert, den Chaotiker, der das wundervolle mystische Lied schuf:

Schleppt Wurscht herbei, schleppt Bier herbei,
Eben schlug es Zehne
Für die schwarze Familie usw. (???)

In einem Gedicht klagte d'Annuncio, daß die fünf Sinne immer dasselbe spiegelten und sehnte sich nach neuen. Nun, der sechste Sinn der Franzosen ist ihm ja nicht fremd und der siebte ließ auch nicht lange warten. Die Moral war ja tot, eine Gottheit neben der eigenen zu haben war blasphemisch, also blieb ein unersättlicher Solipsismus übrig. Bevor wir aber den Weg zum Irrenhaus weiterwandeln, müssen wir erst einen kleinen Umweg machen, der uns zu — Darwin führt.

XIII.

Lehren und Kritik des Darwinismus und materialistischen Monismus (Häckel, Bölsche). Uebergänge zur Naturphilosophie. Gustav Theodor Fechner.

Darwins Gedanke von dem Gesetz der Entwickelung mag ja im Ganzen Recht haben, wenn auch Rom und Hellas, auch China in mancher Beziehung höher standen wie wir, auch sein Zuchtwahlgesetz ist fraglos richtig, nur waren diese Gedanken nicht so groß und neu, wie die Modeschreier glaubten. So hatte ja schon vor Darwin Schopenhauer das Zuchtwahlgesetz aufgestellt und im Lebenbleiben der kräftigeren Arten sah schon Empedocles fast 2000 Jahre früher die einzig mögliche Genesis. Die Spitze, die der Darwinismus gegen das Christentum zu haben scheint, ist bloß von seichten Materialisten Deutschlands als solche ernst genommen worden. England ist trotzdem christlich geblieben. Denn erstens hat doch das alte Testament nichts weiter mit dem Christen-

tum zu tun, als chronistisch und psychologisch Vorgeschichte desselben zu sein. Und zweitens ist es in Wahrheit wohl nie einem vernünftigen Menschen in den Sinn gekommen, den Schöpfungsmythos der sieben Tage, sowie die tiefsinnige Fabel vom Sündenfall als für etwas andres als Symbol zu halten. Behalten wir aber den Charakter des Symbols bei, so ist gerade dieser Teil des alten Testaments eine ganz enorme Dichtung und mit den naturwissenschaftlichen Errungenschaften der Wissenschaft wohl vereinbar.

Andrerseits aber hatte der Darwinismus auch Hypothesen aufgestellt, die mehr als zweifelhaft waren. Von seinen Anhängern ist Goethes Auffindung des Zwischenkieferknochens als etwas Pyramidales ausgeschrieen worden. Warum? Weil ohne ihn der pitekanthropus erectus nicht möglich gewesen wäre.

So gewiß nun die intuitive Einsicht Goethes vor allem in der Morphologie der Pflanzen eine tiefe und geniale war, so wenig ungeheuer ist dieser Zwischenkieferknochenfund. Er besagt nur, daß die Organisation des tierischen Körpers des Menschen Aehnlichkeit hat mit der andrer Lebewesen. Was auf die gleiche Abstammung des Menschen von der Erde hinweist. Die willkürliche Stufenfolge nun, die aus Zellen in gewisser Reihenfolge die Wesen hervorgebracht haben soll, behauptet man, soll den Affen zum letzten Glied vor dem Menschen machen. Schon in den siebziger Jahren hat ein sehr geistvoller Privatgelehrter, Eduard Löwenthal in Berlin, lächelnd

nachgewiesen, daß nicht deshalb, weil gewisse Tiere fliegen wollten, ihnen Flügel gewachsen wären, sondern umgekehrt: sie flogen, weil sie Flügel hatten. Die ganze noch von Schopenhauer festgehaltene „innere Teleologie erschien ihm als menschliche Grübelei . . .“

Noch schlagender aber ist der Einwurf, daß nicht in ruhiger Höherbildung die Fortentwickelung stattgefunden habe, sondern daß diese sprunghaft gewesen sei, was die Eiszeit oder des Diluvium beweisen. Auch hat man vor der Eiszeit bis jetzt keine Menschen nachweisen können. Jetzt hieß es zwar, sie seien gefunden, aber das sagt nichts, bis man uns nicht überzeugt. — Ferner hat man gerade in unseren Zonen Höhlenbären und Höhlenhyänen gefunden, aber keine Pitecanthropi.

Bis zu den heillosesten Albernheiten hat sich die Naturwissenschaft, die im Praktischen so Unendliches diesem Jahrhundert allein durch Erschließung der Elektrizität geleistet hat, verstiegen: so zu dem Glauben des allmählichen Uebergangs von Tier zu Mensch! Gewiß, physiologische Uebergänge sind da . . zwischen Tier und Pflanzenreich sind sie lange bekannt; die lebenden Kristalle als Vermittler zwischen organischer und anorganischer Welt sind noch nicht erwiesen: aber möglich sind sie auch. Dagegen ist es mir ganz evident, daß psychologisch ein Uebergang von Tier zu Mensch nicht hat gefunden werden können.

Ernst Häckel, dem die Vorfahrenschaft der Affen feststeht, hat zwar mit kindlicher Freude und Beharrlichkeit erst jüngst wieder in Insulinde den wahren „Affenmenschen" gefunden, der auch immer Da, Da gesagt hat, aber andere Tiere sprechen ja auch: so klingt zum Beispiel das helle „Kikeriki" doch recht menschlich oder das JA JA, die philosophische Bejahungsformel des Esels, nicht wahr?

Und trotzdem habe ich von all den lieben Freunden noch nichts Schriftliches außer den Memoiren des „Kater Murr", die aber von Ernst Theodor Hoffmann herrühren! Schade!

Aber das kommt eben später, wenn wir abgewirtschaftet haben. Affen wärmen sich bekanntlich am Feuer, aber neues Holz anzulegen haben sie bis heute nicht gelernt, Elephanten haben gewiß Verstand . . . Zum Teufel, wer die Tiere wie Cartesius für Automaten hält, aber Vernunft haben sie bis heute doch nicht angenommen. Und so gut wie der Mensch schon früh den Himmel entdeckte, hätten es doch seine Altersgenossen auch tun können. Jedoch noch keinem ist es passiert, daß er hinaufgesehen hätte, es sei denn, daß ihn der Donner erschreckt oder Hagel ihm auf den Pelz geprasselt sei.

Vom Geiste wissen eben diese braven Leute nichts. Und trotzdem lassen sie das Genie und seine „intelligible Welt" ganz friedlich gelten, denn sie wissen ja mit Wilhelm Bölsche, daß alles „aus der Natur kommt." Voilà tout!

Was bei den Zahleu nicht rein aufgeht, gilt als „noch nicht erwiesen“. Ja, Maschinen zusammensetzen ist leichter als Menschen komponieren, vom Zeugen abgesehn.

Was nun den Atheismus betrifft, der den deutschen Darwinianern als „erwiesen“ gilt, so ist zu bemerken, daß erst dann die Möglichkeit einer Gottheitsexistenz dahin ist, wenn sie selbst die einfachste Substanz, nämlich die „Urzelle“ gefunden haben werden, aus der dann mit Leichtigkeit sich das Uebrige entwickelt! O Narrheit! Dein Name ist Mensch! Und zweitens wenn sie den großen Gedanken eines gewissen Kant als falsch nachgewiesen haben werden, daß wir nämlich alles Seiende nur räumlich und zeitlich apperzipieren können, also das „Ding an sich“ gar nicht erkennen. Aber da hilft man sich mit dem Gedanken, daß dem Menschen in Jahrmillionen schon neue Sinne wachsen werden!

Aber auch davon abgesehen ist die Präkonisierung des Materialismus, „nichts als mechanisches Geschehen existiert“ so trostlos, daß allein das „metaphysische Bedürfnis“ des Menschen, wie es Schopenhauer so wundervoll genannt hat, dagegen sich auflehnt; ganz abgesehn vom Gemütsleben, was sich nicht als durchaus abhängig vom Magen ansehen lassen will: Von dem Wort Goethes haben sie keine Ahnung: „es ist was Anonymes dabei“. Ebensowenig von Shakespeares Ausspruch:

„Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erden
Als Eure Schulweisheit sich träumt . . .“

Bezeichnend dafür ist Wilhelm Bölsche, der dem als Reaktionserscheinung aufgekommenen Spiritismus ehrlich beobachtend nachging, dann aber, als er sah, daß das Meiste in dieser „occulten Wissenschaft" Humbug war, gleich „das Kind mit dem Bade ausgoß", um ganz im Materialismus aufzugehn.

Nicht groß genug konnte nun die Posaune sein, in die er von nun ab für die Naturwissenschaft blies; so nannte er eine kleine, antitheologische Schrift „Die Entdeckung des Menschen". Schlimm genug, wenn er ihn erst jetzt entdeckte. Aber trotzdem er der Welt des Glaubens oder der Bibel nur noch als ästhetischer Gourmand gegenübersteht, woraus er auch aus seiner Jahrhundertbilanz „Hinter der Weltstadt. Friedrichshagener (!) Gedanken zu einer Kultur" (Leipzig, Diederichs 1901) kein Hehl macht, fühlt er doch, daß es mit dem mechanischen Geschehen eigentlich so 'ne Sache ist und sehnt sich darum als einer von den Vielen nach einer neuen, zusammenfassenden Naturphilosophie.

Wir wollen das „kluge, feinsinnige, anregende Werk des beliebten Naturessayisten" uns ein bischen näher ansehen. Nach einem abschließenden Jahrhundertaufsatz, der tüchtig den Mund voll nimmt, aber neue Fragen nicht kennt, kommt er mit Novalis hervor, um ihn dem allzu doktrinären Naturalismus als Palliativ zu empfehlen. Er kann es umso eher, als Novalis Naturwissenschaften studiert hat und Monist war. Daß er im Grunde Katholik war, wird nicht gesagt. Novalis

hatte bekanntlich Goethes Spinozismus mit vielem andern in sich aufgenommen und war so ein Gefühlspantheist, wie ihn die modernen Naturwissenschaftler brauchen. Darum sagt Bölsche S. 33: „Man muß immer nicht vergessen, durch welche einseitigen Hände (!!!) diesmal die ganze Sache gegangen ist. Die Naturforschung des 19. Jahrhunderts oder, weiter gefaßt, überhaupt der ganze Realismus dieses Jahrhunderts hat uns ja unschätzbare neue Bausteine zu einer einheitlichen Weltansicht aufgehäuft.

Aber die Durchdringung des neuen Materials ist streng genommen jetzt, am Ausgange des Jahrhunderts, noch erst in den Anfängen. Man darf sich dem nicht verschließen, wie kurzsichtig und notdürftig da überhaupt anfangs gebaut worden ist. Wenn ich mir das Einheitsbild der Allnatur so eng aufbaue, wie es etwa der jüngst verstorbene alte Büchner getan, wenn ich das einzige Einheitsband dieser Natur bloß in gewissen Gewichtsverhältnissen des Stoffes, der Materie suche: so werde ich nie über die bedrohliche Tatsache hinauskommen, daß ein beliebiger roher Marmorblock von so und so viel Stoffgewicht absolut gleichwertig sei der Venus von Milo. Und wenn ich im Sinne der bestimmten Doktrin, wie sie oben schon gestreift ist, mir den ganzen Menschen erschöpfe, im Begriffe eines rein passiven Spiegelblättchens an einer seelenlosen Maschine — dann mache ich natürlich die Kunst in demselben Verhältnis immer kleiner, je mehr ich sie monistisch in die Wirklichkeit einfüge. Diese

Wirklichkeit selber erst wieder größer zu machen (?), ist die erste, philosophische Aufgabe, mit der wir aus dem toten Jahrhundert übergehen in das neue lebendige. Doch das ist im weiteren ja eine Sache für sich . . . ."

In seinem Hauptmannaufsatz bietet er uns erst einen alten, von niemand mehr gekannten, über den „Sonnenaufgang", um im zweiten Teile nun seinen Helden in den Himmel zu erheben. Da finden sich S. 106 ff. höchst beachtenswerte Worte, besser ein Wortschwall von dithyrambischer Komik. Er spricht davon, wie die Kunst sich so herrlich höher entwickelt hatte mit der ganzen Menschheit zugleich. Man höre:

„Der biblische Mensch, der Schicksals- und Gott-Mensch im alten Sinne war ganz in der Stille zusammengebrochen.

Als neue echte Dichter erstanden, um mit dem Menschen, „zu leiden, zu weinen (das wohl am meisten! Anm. d. V.), zu genießen und zu freuen sich", da trafen sie mit junger Kraft (??) auf eine vollkommen veränderte Anschauung vom Menschen. Am Wissen war diese Traube gereift, die jetzt als goldener Trank (?!) im Dichterbecher schäumen sollte (S. „Versunkene Glocke" !!! A. d. V.). Die Naturforschung hatte einen neuen Menschen auf den Plan gesetzt.

Sie hatte dem alten Menschenkoloß von so viel Jahrtausenden (!) die Füße abgeschlagen und den Kopf.

Der Mensch kam nicht mehr herauf aus dem Euphratlehm durch einen Akt des Absoluten. Alle

die alten Kulissen lagen am Boden. Die luftweiße Schöpfungskulisse mit dem „Nichts“, die grüne Paradieskulisse, die wasserblaue Sintflutkulisse, die Flammen auf Sinai und der Wein, der durch „ein Wunder“ aus dem Wasser wurde zu Kanaan.

Und der Mensch ging nicht mehr los auf das andere große Schauspiel, das letztlich endgültige, wo die Posaune klang und die Knochen sich sammelten und die Weltenbühne sich für jeden in die zwei großen Mysterien oben und unten sonderte: Himmel mit ewiger Belohnung, Hölle mit ewiger Qual, — und in beiden der Mensch heimgekehrt in dasselbe Absolute, dem er einst entsprungen war.

Auf der wirklichen Weltbühne spielte jetzt ein ganz anderes Stück. Der Mensch heraufwandelnd aus der Natur. Nebelflecke sich ballend zu Sonnen. Eine Erde, die als heißer Tropfen von solcher Sonne fiel. Auf dem ersten Kältehäutchen dieser Glühsuppe organische Zellen sich bildend. Steinkohlenwälder aus klapperndem Schachtelhalmkraut. Ichthyosaurier und Pterodaktylen. Ein Gibbonaffe steigt vom Urwaldbaum und läuft aufrecht, die Arme über dem Kopf balanzierend. **Er zerschlägt Feuersteinknollen zu hartem Werkzeug und entfacht in seiner Schutzhöhle ein Herdfeuer.** (Ich zahle jedem Affen 1000 Mark, der das aus sich heraus tut!!! A. d. V.). Das ist der Urmensch, der sich aus dem Bestialischen in tausend Gefahren heraufkämpft bis zum Kulturwesen. Allein ohne Offenbarung. Er lernt gut und böse nicht als braver Schüler von

einer Schiefertafel mit Moralgesetzen, sondern gut ist, was sanft tut im Leben, böse, was haut. (!) Von da zimmert er sich seinen Moralkodex bis herauf zu den Lehren der Bergpredigt.

Immer aber ist es der alte Sohn der Affenwälder (!) von ehedem. Im Mutterleibe wiederholt jeder einzelne noch einmal körperlich die alte bestiale Tierheit als Embryo, — bis heute. Für jeden einzelnen sind an jedem Tage seines Lebens gut und böse immer wieder Dinge, die neu erobert werden wollen, die ewig mit den Verhältnissen das Antlitz wechseln. (Bei den Jesuiten vielleicht! A. d. V.). Alles fließt in jedem Moment und es fließt auch dem Blicke sofort in alle Zukunftsfernen hinaus. Der einzelne stirbt heute noch genau so, wie der Affe und der Ichthyosaurus vor Millionen Jahren. Er zerstiebt in Atome — wohin? Ins Unbekannte. (Ich dachte, man wüßte wohin? A. d. V.). Die Menschheit aber rauscht weiter auf ihrem Planeten. Wohin? Ins gleichermaßen Unbekannte. Vielleicht zerplatzt, verpufft der Planet einmal, wie eine Rakete. Aber der Stoff, die Kraft kennen kein Ende. Nach der Entwickelungsphase dieser Welt in eine neue. Ein Schauspiel ad infinitum, in ewiger Relativität, nie beim Vorhang des Absoluten. (Also das weiß man doch??? A. d. V.).

So ungeheuer dieses neue Weltbild, dieser neue Mensch ist, so unhemmbar die Wucht seiner Beweise ist (????) — in einem ist es dem alten doch unterlegen.

Es hat einen fragmentarischen Zug. (Ganz recht!)

Es hat etwas vom Torso behalten, dem Kopf und Beine fehlen. Es ist unendlich viel, eine ganze Sternenwelt, ganze Urwelt, unendliche Zukunftsentwickelung oben und unten angesetzt worden. Aber im Grunde sind's alles nur Körperstreckungen — kein absoluter Kopf oder Fuß.

Es ist ja auf der Stelle klar, woran das liegt und liegen muß.

Es hängt an dem ganzen Begriff ewiger Entwickelung.

Wir sehen als Geschichte wie als Folge, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, immer jetzt nur einen mehr oder minder langen Entwickelungsausschnitt, — eine Kette, die aus dem Unendlichen kommt und ins Unendliche läuft, — ein Wegstück in der Sonne, aber hinten mit Nebel und vorne. Das liegt einfach im Wesen unsres neuen Weltbildes.

Aber zu leugnen ist nicht: es gibt ihm den Stempel des Fragmentarischen, diesem Weltbild.

Und dieses Fragmentarische verstärkt sich noch für den Einzelmenschen.

Eine Welle im endlosen Strom ist er, die ansteigt und sinkt. Woher? Wohin? Das Woher verzweigt, verliert sich in geheimnisvolle Existenzen eines geheimnisvollen Keimplasmas, voll unklarer Vererbungen, im mikroskopischen Raum einer Samenzelle, einer Eizelle gehäuft die Verdienste und Sünden einer unabsehbaren Kette der Ahnen, mit der Wucht einer prädestinierten Welt herabstürzend auf das Individuum, vom Tage seiner Zeugung an.

Das Wohin ist ganz düster. („Du sprichst ein großes Wort gelassen aus.“ A. d. V.) Heim in die anorganischen Elemente. Kein Mensch im 19. Jahrhundert weiß aber noch, wo und wie eigentlich das Organische und Anorganische sich in ihrer Atomisierung sondern. Alle Lohn- und Strafidee nach dem Tode verflattert als Illusion. Die reale Welt schickt Himmel und Hölle auf die Wohnungsnot. (!) Im glühenden Erdinnern straft niemand. Zwischen den Nebelflecken im eisigen Raum lohnt niemand. Für die ganze Idee individuellen Fortlebens über den Tod hinaus hat das Jahrhundert keinen Anhalt, mit dem es etwas machen kann.

Zwischen Geburt und Tod aber, in diesem Leben jetzt: der Einzelne immerfort nur ein Stein im ungeheueren Brettspiel. Nicht in einem bloß. In hunderten zugleich. Ueber ihn hinweg greifen unausgesetzt größere Zusammenhänge, die zwar mit Individuen arbeiten, aber stets tausende im Spiel haben, und tausende von Generationen dabei nacheinander. Wirtschaftliche, soziale Brettspiele, nationale, politische, tausend und tausend Drohungen, Auswickelungen, Anläufe des kolossalen Ungetüms Menschheit. Und in diese Kelter der Einzelne hineingeworfen, vermengt, ausgequescht, verflüchtigt, ohne Blick über den Rand, ohne Idee, was er soll und was es mit ihm soll.“ Bölsche müßte Mohammedaner werden!

Und nun nach all dem weitschweifigen Bombast ein erkenntnistheoretischer Scherz: Und das alles nur

in meiner Vorstellung, in meinem? Gehirn, wie Schopenhauer — Nein nein: sondern Cogito, ergo . . .?!! Wie steht es nun?? Das dunkle Gefühl ist da: es stimmt etwas nicht bei der Rechnung. Aber ganz abgesehn davon, daß das alles nur menschliche Vorstellungen sind, und die Realität der Welt zugestanden: „was wird es dann wohl sein am Ende?“ wie Hauptmann fragezeichnet.

Es berührt seltsam, daß Bölsche, der streitbarste Vorkämpfer der Entwicklungslehre, ein Werk nicht ausführlicher genannt hat, noch dazu das seines Herrn und Meisters, was ein Jahr zuvor den Versuch eines optimistischen Abschlusses mit den nun gelösten „Geheimnissen“ der Welt machte. Ich meine die „Welträtsel“. Monistische Philosophie von Ernst Häckel. In einem dickleibigen Band trat der Jenenser Biologe ziemlich prätensiös auf einem Gebiete auf, was von reinen Naturwissenschaftlern bisher zwar durch exakte Forschungen: ich erinnere nur an Kepler, Galilei, Tycho de Brahe, Laplace, Cuvier u. a. allerdings schon bedeutende Erweiterung seiner Kenntnisse erfahren hat, noch nie aber von dieser Seite aus in seinem eigentlichen Wesen erfaßt wurde: die Philosophie. Mit einer noch dazu völlig ungenügenden Vorbildung auf diesem schweren und problematischen Gebiete wagte Häckel ein diktatorisches Machtwort zu sprechen, indem er als verbohrter Doktrinär den Spinozismus, Spinozas glänzenden, aber absolut nicht wissenschaftlich geglückten

Versuch einer Alleinheitslehre, auf seinen materiellen Sehwinkel einzuengen und, durch einen solchen genialen Philosophen unterstützt, allen Dualismus, der von Anfang an bis auf Schopenhauer die Philosophie beeinflußt hat, für immer aus der Welt zu schaffen suchte. Daß damit der „alte Gott", die ancilla theologiae, „die Theologie" auch den Todesstreich empfangen mußte, war von seinem Standpunkt aus selbstverständlich.

In diesem Punkt mag er manchen philosophischen Durchschnittsköpfen sehr genehm gehandelt haben, denn die Wissenschaft hat ja seit langer Zeit eine innere Wut auf jede Art Glauben, der erstens ihrem Wissensdurst als törichte Scheuklappe erscheint, und zweitens ist diese Wut noch erklärlicher durch die Herrschaft der Scholastik, die das ganze Mittelalter hindurch die Forschung, den hohen Wissenstrieb im Menschen, gebunden hielt.

Diese Kämpfe als inneres Parteigezänk aufzufassen und die Kluft zwischen beiden Weltanschauungen, der wissenschaftlichen und der religiösen, zu übersehen, ist leichtsinnig und oberflächlich. Denn welche gewaltige Minierarbeit hat die Religionsphilosophie seit zwei Jahrhunderten nicht schon unternommen, um überall, wo Dogmen standen, menschlich fabrizierte Lügen und Irrtümer nachzuweisen.

Vorübergehend fanden sich Denker, die teils aus Gefühlspietät, teils aus Größe, beide Standpunkte nebeneinander bestehen ließen. Bei den Großen er-

innere ich an Kant, bei den kleinen an Herbart. Andere, die aber gewaltig dafür zu büßen hatten, suchten in einer Versöhnungspyramide ihr Heil, so Fichte, für den das letztlich Oberste „das Göttliche" war, so Hegel, der sein System zwar mit der absoluten Vernunft krönte, die aber trotzdem er sie „Philosophie" nennt: das Göttliche, das Wahrhaft-Seiende ist. Nun kam die Reaktion der Naturwissenschaften. Wenn Schopenhauer in metaphysischer Beziehung zwar die christliche Lehre verwarf und gegen Priesterschlauheit und Protestantismus loswetterte, so enthielt sein Wesen doch ein starkes, religiöses Gefühl, das schließlich sein Weltbild durchbrechend, im Buddhismus, der einzigen „atheistischen Religion", eigentlich in der tiefen Mystik der Verneinung des Willens, Ruhe suchte. Nietzsche, der auf dem alten Kampffeld zwischen Wissenschaft, besser Philosophie und Religion stärker und konsequenter kämpfte, brach schließlich nur auf seine phantastisch-dichterische Ethik gestützt vor der tiefen Seelengröße des Christentums zusammen, ohne sich seine Niederlage einzugestehn.

Nun kamen

„dieser Engelländer
Mittelmäßige Verständer"

wie Nietzsche höhnt, und hofften vermittelst Mikroskop und Pitekanthropus das „metaphysische Bedürfnis des Menschen" als blödes Hirngespinst darzustellen.

Häckel sucht einfach den Blick der Menschen zur Erde zurück zu magnetisieren, daß sie über ihren grünen Wiesen und ihren Gletschern und Meeren den Himmel vergessen sollen.

Die Mär von dem „Gottmenschen Jesus" ist bald durch einen frivolen Satz abgetan, der zu gewöhnlich ist, um sich an ihm als „Denunziant der Moral" zu besudeln. Ich weiß über Häckels Versuch kein besseres kritisches Kommentar zu geben, als es der vortreffliche, noch zu besprechende Fritz Lienhard in seiner schönen Aufsatzfolge: „Die Macht der Sonne"; „Beiträge zum Kampf um die Weltanschauung" (Deutsche Welt, Wochenschrift der Deutschen Zeitung, Berlin v. 29. Sept. 1901 ff. — 3. Nov.) getan hat. Hören wir, was er sagt:

„Lassen wir (II.) nun einmal heute, mit tendenzlosen Blicken herzlich und heiter in unser Herz und in die Schöpfung blickend unser natürliches Gefühl sprechen: kann wirklich eine zum Dogma erhobene Hypothese, also eine Verstandestum, wie es der naturwissenschaftliche „Monismus" ist, uns das geben, was unser Herz für immer füllen könnte: ewiges Leben?

Der Jenenser Biologe Ernst Häckel ist der bekannteste Vertreter jenes Materialimus, der sich heute, spinozistisch verdünnt, Monismus nennt. In seinem populären Buche „die Welträtsel" hat er seine durchaus naturwissenschaftliche Weltanschauung noch einmal übersichtlich zusammengefaßt — just im letzten

Jahre des verflossenen Jahrhunderts, das sich so lange über diese Probleme gestritten hat. Ist hier endlich die Sonne, die wir schon lange suchen? Justus Möser hat in seinen „Patriotischen Phantasieen“ ein feines und bedächtiges Wort gesprochen. „Wenn ich auf eine alte, deutsche Sitte stoße, die sich mit den Schlüssen der Neueren durchaus nicht reimen will, so gehe ich mit dem Gedanken: die Alten sind doch auch keine Narren gewesen, so lange herum, bis ich eine vernünftige Ursache davon finde . . .“ „die Alten sind doch auch keine Narren gewesen“ — das kann man sich als Erziehungsmittel zur Adelstugend, der Ehrfurcht, nicht genug vorhalten. Die Tatkraft braucht nicht darunter zu leiden; wir sind heute voreilig und nervös genug. Und ganz besonders einem stürmischen Dogmatiker wie Häckel gegenüber ist dieser Leitspruch am Platze.

Häckel ist ein überaus verdienstvoller Biologe, das hebt die Fachwissenschaft gern hervor und sie wird wohl Recht haben. Häckel ist demnächst siebzigjähriger akademischer Lehrer, „Dr. phil., Dr. med., Dr. jur., Professor an der Universität Jena“ (ich zitiere vom Titelblatt): — umsomehr aber erschrickt man, wenn man dies Buch liest: Der Eindruck, den ich schon vor Jahren aus einem seiner Werke erhielt, hat sich hier erneuert. Harnack ist immer Hochschulgemäß; Häckel aber ist auf nahezu allen nichtbiologischen Gebieten von einer beleidigenden — Schnellfertigkeit. Das „Berliner Tage-

blatt", gewiß nicht reaktionärer Anwandlungen verdächtig, schrieb in einer vortrefflichen Anzeige der Gegenschrift von Adickes („Kant contra Häckel") mit Recht: Dieser Streit gegen das neue Päpstlein von Jena, ist, so unangenehm die Bezeichnung den blinden Verehrern Häckels auch in den Ohren klingen mag, ein Streit der Bildung gegen die Halbbildung; ein Streit des ernsten Denkens gegen einen verdienstvollen und tapferen Mann, der sich nur zu seinem Unglück (!!) auf das Gebiet der Philosophie verirrt hat" . . . Es ist noch mehr als das. Es zieht sich, außer den anfechtbaren Thesen an sich, eine Neigung zu etwas, das ich geradezu „faulen Witz" nennen muß, durch das gesamte Werk. Diese polemische Tonart erreicht ihren Höhepunkt auf S. 375, in den Spottbemerkungen wider das Dogma von der Geburt Christi. Wenn dergestalt nicht nur der Inhalt, sondern vor allem auch durch die vielen derb-spöttischen Ausfälle, der Gemütswert einer bedeutsamen, ernstgeistigen Weltanschauung, wie sie sich in unserem religiösen und philosophischen Idealismus im Laufe der Jahrhunderte niedergesetzt hat, von einem naturwissenschaftlichen Spezialisten angerannt wird, so hat der Angreifer von vornherein halbverloren. Wir folgen ihm nur widerwillig: und widerwillige, nicht auf Empfänglichkeit gestimmte Zuhörer sind schwer zu belehren. Und haben sie erst einmal in ihrem Mißtrauen — und zwar hier sehr bald entdeckt, daß der Belehrer an den Fundamenten und Voraussetz-

ungen aller Erkenntniswissenschaft blindlings und plump vorübergeht, so werden sie auch gegen die Ergebnisse seiner Fachwissenschaft voreingenommen.

Häckel beruft sich, besonders S. 23, auf den von ihm hochverehrten Goethe. Man verkenne nicht, gleich hier, eine gewisse Ironie. Einen so ausgesprochenen Gegenfüßler, was grundsätzliche Stellung zur Natur anbelangt, kann es zu Häckel überhaupt nicht geben. Goethes, dieses Künstlers voll sichern und feinen Instinktes Grundstimmung in all seiner keuschen, intuitiven Forschung war und mußte sein: eine zarte Zurückhaltung vor den letzten, nicht zu lösenden Resten. Gegen eine Entwickelungslehre hätte er sich an und für sich, wie Beispiele beweisen, grundsätzlich nicht gerade ablehnend verhalten. Auch wir haben keine Ursache, wunderbare Transformationen nicht anzunehmen. Daß wir irgendwie geworden sind, daß wir nicht fertig gestiefelt und gepanzert aus der Lehmhülle der Erde heraussprangen, — welcher ernst zu nehmende Kopf früherer Jahrhunderte hätte sich bei tendenzloser Belehrung gegen eine genauere Vorstellung des farblosen: „Wir sind von Gott geschaffen" sträuben können? Aber — c'est le ton, qui fait la musique: auf die Beleuchtung und Wärme, in der wir das alles sehen und sagen, kommt es an.

Und auf die Erkenntnis der Grenzen. Goethe vergleicht die Natur bald mit einem „neckischen jungen Mädchen", das durch tausend Reize anlockt

und immer wieder entschlüpft (Eckermann III.) bald nennt er ihre „Geheimnisse von einer unergründlichen Tiefe“ und betont, daß sie, wenn wir auch immer weitere Blicke hinein tun dürfen, doch am letzten Ende unergründlich bleibt (ebendort). In einem Aphorismus sagt er scharf und nackt: „Der Begriff vom Entstehen ist uns ganz und gar versagt.“ Goethe, der die vielsagende Homunkulusszene geschrieben hat, schrieb auch die Worte: „Wenn man sie (bloß mathematische Naturen, die Goethe nicht liebte) auf ehrfurchtsvolle Weise in Raum und Zeit gewähren läßt, so werden sie erkennen, daß wir etwas gewahr werden, was weit darüber hinausgeht, welches allen angehört und ohne welches sie selbst weder tun noch wirken könnten: Idee und Liebe!““

Schärfer habe ich selbst den Häckelianern ihren Grundirrtum vorgehalten in einem polemischen Gedicht. Da heißt es:

„Ihr habt ja mit dem Geiste
Den Geist totdekretiert,
Der störend Euch umkreiste,
und der Euch abgeführt!“

„Goethe der sogar zu einem poetischen Mystizismus leise Neigungen verriet (Seelenwanderung, Dämonismus des Genies), der über die Unsterblichkeit ebenso fein-zurückhaltend wie ehrfürchtig sprach, faßte das, was er als höchstes Glück des denkenden Menschen empfand, in die Weisheitsworte zusammen: „... Das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche

ruhig zu verehren.“ So wurde er beiden Standorten gerecht: dem objektiven, der exakt die Materie bis zu gewissen Grenzen beschaut und gruppiert, aber auch dem subjektiven, der sich ahnend als Teil des unerfaßlichen Weltgeistes fühlt

. . . . „ist doch der Kern der Natur
Menschen im Herzen!“

So blieb der umsichtige Goethe frei; nach beiden Seiten hin frei. Häckel, mit seinem einseitigen „objektiven Verfahren“, ist der Typus eines befangenen Dogmatikers.

Schopenhauer als absoluter Idealist hat bekanntlich (Welt als Wille und Vorstellung I) den Zirkelschluß des Materialismus scharf gegeißelt. Er schreibt u. a.: „Der Materialist gleicht dem Herrn von Münchhausen, der, zu Pferde im Wasser schwimmend, mit den Beinen das Pferd, sich selbst aber an seinem nach vorne übergeschlagenen Zopf in die Höhe zieht. Demnach besteht die Grundabsurdität des Materialismus darin, daß er vom Objektiven ausgeht, ein Objektives zum letzten Erklärungsgrunde nimmt, sei nun dieses die Materie in abstracto, wie sie nur gedacht wird, oder die schon in die Formen eingegangene, empirisch gegebene, also der Stoff, etwa die chemischen Grundstoffe nebst ihren nächsten Verbindungen. Dergleichen nimmt er als an sich und absolut existierend, um daraus die organische Natur und zuletzt das erkennende Subjekt hervorgehen zu lassen und diese da-

durch vollständig zu erklären; während in Wahrheit alles Objektive schon als solches durch das erkennende Subjekt mit den Formen seines Erkennens auf mannigfaltige Weise bedingt ist und sie zur Voraussetzung hat . . ." Deshalb kann die materialistische Beschauungsweise „das innerste Wesen der Welt nie treffen" und „trägt schon bei der Geburt den Tod im Herzen, weil sie das Subjekt und die Formen des Erkennens überspringt". Diese Worte Schopenhauers passen wörtlich auf die Häckelsche „Einheits-Weltanschauung", obgleich dieser Monismus, der das Materielle in den Vordergrund schiebt, einen vergröbert-spinozistischen Beigeschmack hat.

Diesen Grundfehler braucht nun aber die Naturwissenschaft als solche durchaus nicht zu begehen. Wie wären wir alle ihr dankbar, sofern sie sich „auf das Zugängliche beschränkte" (Goethe): Wenn die Naturwissenschaft sagt: ja wohl, Geist und Materie hängen innig zusammen, wir wollen ein möglichst einheitliches Bild vom Werden und Vergehen der Materie gewinnen und euch das tendenzlos beschreiben — gut, so hören wir anderen, wir aus den Gebieten der Geisteswissenschaft mit herzlicher Freude zu und frischen uns ordentlich auf bei diesem Aufmerksamwerden auf die buntartigen Erscheinungsformen der sichtbaren Materie. Das bewahrt uns vor Abstraktionen, das hält die Verbindung von Geistesbewußtsein und Naturerkenntnis in Frische; ein Austausch zwischen beiden kann beiden Teilen nur nützlich sein. Aber — es geht nun einmal

gemeinhin auf beiden Seiten ohne dogmatische Tendenz oder erbauliche Seitenblicke nicht ab. Herrlicher, unbefangener Lebensinstinkt, durchleuchte Du alle beide und schaffe endlich Frieden!

Häckels Weltbild wird den Lesern bekannt sein. Es ist an sich leicht übersichtlich und übrigens in den Hauptzügen nicht neu. Auch der Geist fehlt darin nicht; er ist eingekapselt in die Materie. Es fehlt nur — daß der Geist überragend im Vordergrund und am Anfang von allem steht als das Beherrschende und Schaffende. So aber ist er ein Anhängsel, ist ein Erzeugnis der Materie, höchstens so darin verteilt, wie etwa die nährende Flüssigkeit des Regens in der Rasenkugel.

Das All — sagt Häckel — ist eine unendliche und unvergängliche „Substanz", welcher Kraft und Stoff, Energie und Bewegung untrennbar eingeboren sind. In ewiger Bewegung formen sich aus ihr (darin folgt er Kant-Laplace) Gasnebel, Sonnen, Planeten, Organismen, Menschen, Genies, Weltanschauungen. So hat sich langsam (auf das „langsam" legt man verdächtigen Wert, um eben Zeit zur Umbildung zu bekommen) im Laufe der Jahrmilliarden (!) unser Sonnensystem, und darin unser Planet und darauf wieder der Mensch, als Gipfel der Tierwelt, entwickelt. (Evolutionstheorie). Und ähnliches Entstehen beobachten wir an den Nebelflecken im Weltall, ähnliches Vergehen vielleicht an aufflammenden Sternen. Auf der Erde selbst ist es nichts anders; Vergehen und Werden

überall und sich gegenseitig bedingend, nicht in heftigen Katastrophen (?) (Cuvier), sondern in langsamer Umbildung (Lyell). Soweit zögern wir im Ganzen nicht, diese Zusammenfassung des körperlich Sichtbaren, die wir durch Kant und Laplace, dann durch Lamarck und Darwin gelernt haben, als anschaulich anzuerkennen.

Wir bleiben uns dessen aber auch bewußt, daß dies alles nur Hypothese ist, eine vielfach annehmbare Hypothese, aber Hypothese. Wir bleiben uns noch mehr des ferneren Umstandes bewußt, daß ja, selbst vom materialistischen Standpunkt aus, alle Rätsel nunmehr zusammengefaßt sind, wie auch Häckel bekennt, in das eine Rätsel der so wunderbaren, zugleich kiesel- und geniehaltigen Substanz, aus der das alles „sich so entwickelt" hat. Was für eine umfassende Substanz! Hat man denn nicht — leise sei das gefragt — diese nämliche, rätselhafte, alles leistende „Substanz" früher, schon vor dem immerhin begrifflich mit diesem hier so materiell gewordenen Wort hantierenden Spinoza: Dyaus, deus, Zeus, Ziu, Jupiter und ähnlich genannt? Ist es nicht Fechners „Allgemeingeist" (Zendavesta I.), Emersons «oversoul» (Weltseele), das Atman im Veda, des Philosophen absoluter Geist, Idee, Logos, Sein, Ding an sich? Ist es nicht das uralte X, das im Alten Testament als Jehovah (Jahveh) bezeichnet und, ehrfürchtig gescheut, nicht einmal ausgesprochen wurde; das durch Jesus als sonnige Macht

und Güte, als lebensvoller „Vater“ der Menschheit nahetrat, ja, mit ihr eins wurde; in dem wir, nach Paulus „leben und weben und sind“, der „Urgrund“ der Mystiker, das Allschöpfende und Allerhaltende, das man einst in der sichtbaren Sonne gesucht und schon im ältesten Peru oder Persien auf heiligen Bergen angebetet hatte — ist es nicht der alt-ewige, nie zu formulierende Gott? Das mag es in der Tat sein. Und dieser „Monismus“ wäre also in der Tat ein etwas materiell ausgedrückter Pantheismus. Aber es kommen da noch allerlei verdächtige Punkte hinzu, an denen der Pantheist entscheidenden Anstoß nehmen muß. Für Häckel ist der Unterschied zwischen Mensch und Tier, auf den in der Nähe der oben angeführten Stelle auch Schopenhauer so starkes Gewicht legt, nur ein stufenartiger (gradueller); die Menschenseele ist ihm der Kollektivbegriff für eine Summe von Gehirnfunktionen (!!); ihm sind „alle Lebenserscheinungen auf chemische und physikalische Prozesse zurückzuführen“; alle Religionsformen sind „gleichmäßig zu verwerfen als Erzeugnisse des Aberglaubens“; ihm sind „Bewußtsein, Denken und Philosophieren Funktion der Ganglien-Zellen der Großhirnrinde“; den Gott des Christentums verhöhnt er als „gasförmiges Wirbeltier“, für ihn sind die „metaphysischen Hirngespinste, welche die sogenannte reine, introspektive Psychologie in Tausenden von Büchern und Abhandlungen niedergelegt hat“, nur ein „langweiliges und teilweise geradezu verdummendes Stu-

dium" (weshalb er das „vergleichende Studium der „Affenseele" empfiehlt); ihm ist natürlich die Psychologie nur ein Teil der Physiologie; die einzige „wahre Offenbarung, d. h. wahre Quelle vernünftiger Erkenntnis ist nur zu finden in der Natur"; und endlich: „mit dem Tode des Menschen erlöschen nicht nur alle übrigen Lebensbetätigungen, sondern es verschwindet auch die Seele, d. h. jene Summe von „Gehirn-Funktionen", welche man ehedem Seele nannte und als selbständiges Wesen betrachtete". Fassen wir solche Zitate aus Häckels „Welträtsel"-Buch (die sich leicht verzehnfachen ließen) zusammen, so ist uns Häckels anscheinender Pantheismus gänzlich zwischen den Fingern vertröpfelt. Es ist uns in der Hand geblieben ein dürrer Materialismus."

Und in der Nr. vom 13. Oktober sagt Lienhard u. a.:

„In der mikroskopisch kleinsten gastrula oder gar Zelle und Atom wird ja der Lebensprozeß nur immer wunderbarer! Wie, in einem schier unsichtbaren Keimchen drängt sich die so buntlebendige Fülle eines ganzen, später so verwickelten Organismus? Welches Wunder! Wie erklärt sich diese Entwickelungskraft? Wo sitzt sie denn? Woher? Wie setzt sich das um? Häckel modelt tendenziös Klischees zurecht, um an Bildern die Aehnlichkeit tierischer und menschlicher Embryonen zu zeigen — als würde das Wunder der späteren Ungleichheit dadurch nicht erst recht groß. Häckel strengt sich fast rührend an, immer und immer wieder zu behaupten,

die Hypothese der Abstammung der Menschen „aus echten Affen“ sei „sichere historische (!!!!) Tatsache“ — als wäre das unergründliche Rätsel des Bewußtseins im Menschen, nebst Denken, Sprache, Begriffsbildung, Geist dadurch im geringsten berührt oder mit dem Verlegenheitsworte „Entwickelung“ gelöst! Und wenn das biogenetische Grundgesetz (Rekapitulierung der stammesgeschichtlichen Entwickelung in der Entwickelung des Einzelgeschöpfes), ebenso wie die Evolutionstheorie, aus Erdschichten, Versteinerungen und mikroskopischen Beobachtungen jemals lückenlos bewiesen werden könnte (woran ich nicht glaube) — was weiter? Ob sich durch Millionen Jahre diese bunte, in ihren Pflanzen blühende, in ihren Menschen denkende, in ihren Meeren leuchtende Erde entwickelt habe, ruckweise oder übergangsweise (wohl beides) und weiter entwickeln werde — ist dann das Geheimnis dieses wundersam belebten Alls gelöst, entweiht, vernüchtert? Nur für den, der bereits nüchtern in die Natur hineinblickte. Wenn ich diese reiche Welt voll Geist und Leben mordend zerlege in Atome, Moleküle, Zellen, Plasmen nebst Zellseelen u. dgl. — — so ist freilich die lebendige Welt ein mathematisches Gefüge geworden.

Der Zauber des Lebens ist, wie eine Atmosphäre, verdampft. Sind aber diese (nie gesehenen) Atome u. s. w. nicht ebensolche, nur dürrere Verlegenheits- und Hilfsworte für das zuletzt Unerklärbare wie einst, in poesievolleren Zeiten die viel lebendigeren Götter und lieblichen Dryaden? Wenn ihr die Bibel oder

Goethes Werke oder die sämtlichen Werke Gottes: das Weltall, philologisch zergliedert und wissenschaftlich zerlegt, so habt ihr tote Teile in der Hand. Ein lebendiger Mensch sieht die Welt voll Leben und Liebe: ein sezierender Materialist sieht chemisch-physikalische Prozesse, deren Summe noch keine Einheit gibt. Keinen von beiden kann man widerlegen." und etwas weiter schließt Lienhard: „Häckels Buch ist in mehr als 10000 Exemplaren verbreitet. Es ist, in seiner Betonung des Körperlichen, das Lieblingsbuch für eine Zeit, die vor begreiflichen Magensorgen (soziale Frage) fast nur noch Materie sieht: ihre stärkste Partei, die Sozialdemokratie, die Partei des Naturalismus, die Partei der Halbbildung, die Partei des „Kampfes ums Dasein", ist naturgemäß im großen und ganzen einer solchen Art der Weltbeschauung zugetan. Noch einmal: zu widerlegen ist das, trotz Häckels Dutzenden von Widersprüchen und Unklarheiten dennoch nicht (erkenntnis-theoretisch doch!!! A. d. V.), denn es handelt sich hier um seelische Zustände. Der Mensch ist sein Weltbild. Nur der durchbringenden Kraft geistigerer Männer mit reineren und hoheitvolleren Weltspiegelungen wird es gelingen, diese Prosa-Dichter des Monismus zu verdrängen." —

Ich kann diese ausgezeichneten Worte aus Lienhards vortrefflicher und wirklich lesenswerter obenzitierter Artikelserie nur freudigen Herzens unterschreiben und habe nur noch wenige Worte hinzuzufügen.

Wenn Häckel, der nicht nur durch sein geradezu unglaubliches Benehmen gegen große Philosophen wie Kant und gegen anerkannte Männer der Wissenschaft abstößt, sondern auch durch seine Unbildung und Flachheit in diesen Fragen von einer Anzahl von Philosophen und Theologen scharf und oft treffend zurückgewiesen wurde, glaubt, mit seinen Armseligkeitshypothesen eine jahrtausend alte Kultur wie die christliche stürzen zu können, so ist das einfach kindisch. Und wenn auch die Schöpfungskulisse und die Sündflutkulisse, wie Bölsche sich so „treffend“ ausdrückt, längst als historisches Faktum vor Darwin und Häckel bei allen Ernstdenkenden gefallen waren, so ist das mit dem „Kern des Aergernisses“, dem Christentum, leider trotz aller „Welträtsel“ noch nicht der Fall.

Bölsche und Aehnlichdenkende mögen sich durch die momentane Modeströmung des oben von Lienhard so trefflich gezeichneten materialistischen Zeitalters darüber leicht täuschen. Die großen Ideale liegen nicht so offen auf der Friedrichstraße wie die Welträtsel vor Bölsche und Häckel! Aber gestorben sind sie weder unter dem Antichristen Nietzsche, noch unter der Tyrannei einer aufgeblähten „Barbiergesellenphilosophie“, wie sie Schopenhauer so schlagend nennt, die wie Bölsche befriedigt zu schmunzeln wagt, das Signum einer dogmenlosen Zeit sein soll. (!!) War einst für Hegel die Natur der „Geist in seinem Anderssein“, so ist heut

für Häckel der Geist „die Natur in ihrem Anders-sein“. Und wie Hegel heut als doktrinäre Null zerplatzt ist, so wird das Häckel mit tötlicher Sicherheit morgen. — Gegen die Sache an und für sich, das wissenschaftliche Streben nach Ergründung der letzten Dinge, so unfruchtbar es mir auch erscheint, wäre nichts einzuwenden. Wenn es mit der genügenden Bescheidenheit geschähe. Wollen uns aber ein paar Mikroskopiker für eine tausendjährige Kultur, die sie überwunden zu haben glauben, unter Verhöhnung Edelster und edler Geistesriesen eine „Affenhypothese“ als „der Weisheit letzten Schluß“ anbieten, so steht es uns frei, zum mindesten über diesen den Kamerunern abgesehenen seltsamen Tausch — herzlich zu lachen.

* * *

Ich gehöre zu den Menschen, die zu sagen pflegen: «De gustibus ac de speculationibus non est disputandum.» Allerdings das ganz persönlich genommen. Ebenso persönlich genommen aber ist sofort darüber zu disputieren, sobald von irgend einer Seite in die Oeffentlichkeit Dogmen dieser Art gesetzt werden. Und da ließe sich über derartige Dogmen sogar recht viel und sehr anregend disputieren. Z. B. ist das Dogma eine persönliche Verschrobenheit? Ist es eine Modeerscheinung? Ist es von einigem menschlichem Dauerwert: d. h. ist es eine geniale Intuition? Ist es Aberglaube? u. s. w. ad infinitum.

Wir wollen nun hier keineswegs durch einen derartigen, nach allen Regeln der Kunst geführten Disput die Leser langweilen. Man kann dies trockne Schema leicht zu einer lebendigen, persönlichen Anschauung gestalten. — Zuvor aber wollen wir kurz sehen, wie sich die exakten Wissenschaftler der Natur noch vor Ende des Jahrhunderts in herzlicher Sehnsucht nach einer etwas poetischeren Verbrämung ihres allzu rissereichen „Weltbildes" umsahen, bis sie denn auch ihren Mann fanden.

Die Sehnsucht nach einer wirklich kugelförmigen Einheit, mit der man in Gedanken so schön Ball spielen kann, mußte notgedrungen zum Pantheismus führen.

Der Pantheismus unterscheidet sich von dem materialistischen „Monismus", dadurch, daß er das ἐν τοῦτο καὶ πᾶν nicht in der starren Materie sieht, sondern daß sich ihm das All mit seinen Atmosphären und Sonnensystemen, mit seinem endlosen Raum und seinen Nebelflecken zu einem lebendigen Organismus vergöttlicht. Daß im Pantheismus logische Widersprüche tollster Art stecken, wurde freundlichst übersehn. Es gab bekanntlich keinen schärferen Verächter des „Wald- und Wiesenpantheismus", dieser poetisch-sentimentalen Philisterzufriedenheit als Schopenhauer.

Zunächst ist ein lebendiger Organismus nie ohne Seele. Das wußte schon Aristoteles, der eine Pflanzen- eine Tier- und eine

Menschenseele unterschied. Folglich müßte dem Ganzen mindestens eine „Weltseele“ substituiert werden, wie das folgerichtige Denker auch taten. Nun hat aber schon im Menschen sich das genus in eine Reihe Individuen gespalten, folglich müßte logisch das All ein Individuum mit einer weit über unsere dreieckigen Begriffe gehenden Gemüts- und Vernunfttätigkeit sein, folglich verwandelt sich das ἐν τοῦτο καὶ πᾶν in den νοῦς oder θεός. Und die Sache war Unsinn. Noch schlagender ist wohl eine Wortauflösung: Pantheismus. Es gibt keinen Gott. Aber alles ist göttlich. Göttliche contradictio in adjecto! — Wie dem nun sei: der von Bruno verkündigte Spinozismus wurde Trumpf. Und es gründete sich ein Giordano Bruno-Bund zu Ehren des vor 300 Jahren auf dem Campo de' Fiori in Rom verbrannten Nolaners, der durch die Unendlichkeit des Raums verleitet glaubte, für Gott keinen Platz in ihm zu haben und diese Unendlichkeit statt dessen zum Gott proklamierte. Dichter und solche, die es zu sein glauben, so die stets feuerfangenden Gebrüder Hart, auch Bruno Wille, der Sprecher der freireligiösen Gemeinde, standen obenan. Daß der Bund manchmal große Reden losließ, ersah man aus den Zeitungen, daß er irgend etwas anderes als höchstens pantheistische Proselytenmacherei bezweckte, scheint mir ausgeschlossen. Aber Julius Hart wollte mehr. Er wollte statt Nietzsche und Häckel uns endlich die „wahre Philosophie“ geben. „Zukunftsland“ nennt

er sein auf vier Bände berechnetes Werk. Der erste Teil „Der neue Gott“ (1899), der mir zu Gesicht kam, soll eine Aesthetik im monistischen Sinne sein. Es ist eine unendlich breite und dilettantenhaft poetisierende Auseinanderzerrung des Schopenhauerschen Gedankens vom „reinen Schauen“, nur insofern verfälscht, als Schopenhauer völlig richtig in diesem „reinen Schauen“ Objekt und Subjekt gleichermaßen aufhebt, während bei Julius Hart „Alles zu Julius Hart wird“, so der Mond, die Landschaft, der See in ihr, der Schwan darauf . . . .! Das nennt man Gefühlsduselei, die wissenschaftlich wertlos ist. In einem Aufsatz nannte er das All „ταὸ“. Das klingt doch!! Aber von Hart, der eine „neue Gemeinschaft“ gegründet hat, wo er seine halbverstandene Weisheit anbringen kann, eine Gemeinschaft, die halb aus Sonnenfetischismus, halb aus sozialer Produktivgenossenschaft, halb aus reinem ταὸ und halb aus Todesüberwindung durch den Gedanken, daß Alles ewig Eins und Ewig sei (eine reizende theoretische Phrasenfloskel!) besteht, können wir wohl absehen.

Plötzlich tauchte um die Jahrhundertwende ein Mann auf, der sein langes Leben über eigentlich nur als exakter Begründer einer wenig aussichtsvollen Gewichtsmesserei der seelisch-körperlichen Uebergänge und Reaktionen bekannt war: Gustav Theodor Fechner (1801—87).

Ich finde den momentanen Kultus, den Laßwitz,

Bölsche, Pastor u. a. mit ihm treiben als Uebergangserscheinung zu einer poetischeren, weniger nüchternen Naturbetrachtung verständlich. Den Wahrscheinlichkeitsgehalt seiner lieben Phantastereien aber sehr gering. Angenehm wurde der alte Leipziger den modernen Naturwissenschaftlern, weil er eine Verbindungsbrücke mit den doch nicht so nebensächlichen Geisteswissenschaften herstellt, ohne die Natur dem Geist unterzuordnen. Fechner nimmt einen psychophysischen Parallelismus an, der besagt, daß alles Seiende zugleich Leib und Seele sei von Anfang an. Die beiden Grundprinzipien, hier als Variante zu „Stoff und Kraft“ so genannt, stehen in Wechselwirkung, die zu enträtseln Aufgabe der von Fechner begründeten Psychophysik sein sollte, was nach den bisherigen Resultaten dieser „Wissenschaft“ als ausgeschlossen erscheint. Ist nun alles Leib und Seele zugleich, so gibt es keine anorganischen Gebilde mehr. Folglich muß Fechner, wenn er logisch bleiben will, nicht nur den Tieren diese Zweiheit zugestehen, sondern auch dem Mineralreich. Wenn wir dem Saugen der Pflanzen und ihren Reflexbewegungen nach dem Licht noch so etwas wie dunkles Gefühl substituieren können, so ist doch der Satz: Fällt ein Stein, so ist das der Wunsch der Steinseele, schon ziemlicher Kohl. Falls man hier nicht den Trieb der „Steinseele“ zu dem „Willen“ Schopenhauers macht, der sich als Magnetismus und Schwerkraft darstellt und letzthin nichts erklärt. Aber Fechner muß noch weitergehen, er

muß die Erde selbst zum lebendigen Wesen werden lassen, dem er eine Erdseele substituiert und die Sonnen bekommen nun Sonnenseelen, das All: die Allseele. Eine Unsterblichkeit des Individuums sogar hat er anzunehmen gewußt: Die bekannte in dem doch nicht so selbstverständlichen Fortwirken des Einzelnen.

Als optimistischer Versuch, eine poetische Ausdrucksweise für das durch die moderne Wissenschaft entdeckte oder hypostasierte zu finden, ist das Weltbild Fechners, das auch eine Evolution zuläßt, bemerkenswert. Als eine glaubhaft erscheinende Naturphilosophie kann das Ganze nicht gelten, weil schon in der Mitte der Ausführungen die Hypothesen anfangen, die schließlich in unfaßbarer Phantasterei zerflattern.

Wir verlassen hier den Weg der Naturwissenschaften, der aus einer vorübergehenden Helle des Modematerialismus wieder ins Dunkel der Spezialforschung zurückführt. — —

XIV.

Christentum und Religion. Protestantismus und Katholizismus. Spiritismus. Mystik.

Wir kommen von hier aus zu einem sehr ernsten, weil ewig-alten Thema: zu der von den deutschen Materialisten nach größeren Vorgängern zum so und so vielten Male totgesprochenen Religion. Und da wir uns einmal auf dem Wege der Kritik befinden, so müssen und wollen wir uns auch hier die tiefernste Frage vorlegen:

Ist Religion heut noch möglich und im Bejahungsfall: Ist das Christentum die Religion unsrer Zeit?

Aus der zweiten Fragestellung ergibt sich bereits, daß der erste Punkt mit Ja beantwortet werden muß. Daß Religion noch möglich ist, beweist zunächst am schlagendsten die Tatsache, daß sie noch vorhanden ist. Zwar ist sie bei dem Charakter eines durchaus materialistischen Zeitalters des Uebergangs von einem politischen Ideal durch ein wirtschaftlich-industrielles zu einem — sozialen? — wir lassen diese Frage noch

offen — jedenfalls einer Epoche, die durch das rapide Anwachsen des Großkapitals in wenigen, meist jüdischen Händen, die ferner durch den rasend überhandnehmenden Zug nach Zentralpunkten, durch den Konkurrenzkampf und seine Zerstörung des ruhigen Ausbildens eines geistigen Innenlebens gekennzeichnet ist, von den „brennenden Fragen" des Tages einer- und einem überraffinierten materiellen Luxus andrerseits in den Hintergrund gedrängt worden. Aber verschwunden ist sie noch keineswegs. Zunächst steht sie in der durch ein monarchisches Prinzip gegliederten «ecclesia catholica» trotz der politischen Machtlosigkeit des Papsttums als weltlicher Faktor nicht nur in romanischen Ländern, sondern auch in unserem germanischen Deutschland noch gewaltig, teils besorgniserregend, teils achtungerzwingend da.

Wenn wir auch die unreinliche Mission der Kurie in den Jesuiten glücklich momentan aus unserm Staatsleben entfernt haben, so ist doch die katholische Kirche seit der Unfehlbarkeitserklärung Pio nonos an weltlicher Macht gewaltig gestiegen. Was aus den politischen Bewegungen der letzten Jahre klar ersichtlich ist. Daß diese Macht wesentlich oder fast nur durch versteinerte Tradition erhalten wurde, mag oberflächlichen Betrachtern so erscheinen. Es ist doch auch in unserer nüchternen und seit lange jeder Schönheit baren Zeit ein ästhetisches Moment nicht zu übersehen: der Prunk und die zeremonielle Pracht des Klerus, die wenn auch im geheimen oft gebrochene,

aber nach außen stets gewahrte Strenge sittlicher Grundsätze hat doch für ein nervöses, am Fehlen aller andern als materieller Genüsse krankendes Geschlecht etwas durchaus Faszinierendes und Gewinnendes.

Dazu ist der katholische Klerus, das ist eine seiner Hauptgewalten, in den meisten Fällen bedeutend intelligenter und gebildeter als die protestantischen Pastoren, hat ein einnehmenderes Wesen und ist über die Fragen des Tages außerordentlich gut unterrichtet. All diesen Vorzügen gegenüber, die namentlich auf Frauen unbedingt einwirken, können die meist mit sehr schwerem, logischem Geschütz auffahrenden protestantischen Kritiker nicht aufkommen. So machte jüngst die Veröffentlichung der ziemlich „haarigen“ Moraltheologie des hl. Alphons von Liguori seitens des Stettiner Buchhändlers Graßmann großen Skandal in der protestantischen Presse, nur wissen die Zeterer nicht, daß meist wohl die heikeln Fragen in betreff des Sexuellen nicht gestellt werden. — Aber selbst, wenn Ausschreitungen vorkommen, so gelten sie immer als Ausnahmen von der über allem Zweifel erhabenen Regel. Für viele schwache Naturen, die es zu allen Zeiten gegeben hat und geben wird, ist es ein süßer Trost, sich durchs ganze Leben durch die heiligen Sakramente und die sehr streng gehaltene Beichte mit dem „Unerforschlichen über den Sternen“ in persönlicher Verbindung zu wissen. Gerade in neuerer Zeit haben sich viele auch germanische, vor allem aber französische Schriftsteller und Künstler in das heilige

refugium vor den schweren Wirrnissen der Zeit geflüchtet, das jedem „reumütig Nahenden" mütterlich seine Tore öffnet. Es wird in jüngster Zeit aus den starken Uebertrittsbewegungen in Oesterreich eine große Sache gemacht. Auch soll die Kurie für das politische Zurückgehen romanischer Länder wie Spanien und Frankreich herhalten.

Man kann auf das erste, ebenso wie auf das zweite erwidern, daß in beiden Fällen rein politisch-nationale Momente verantwortlich sind und kann wohl fragen, wo Frankreich ohne den Stützpunkt der Kirche heut wäre.

In der Restaurationsepoche bis zu Lamenais berühmten „Worten des Glaubens" haben sich die durch die Schrecken des Terrorismus, der Revolution und des Kaiserreichs geleerten Klöster wieder gewaltig gefüllt und heut auch — um nur eines Beispiels zu gedenken, wäre dort der Trappistenorden mit seiner Lehre vom „unverbrüchlichen, ewigen Schweigen" gar nicht wegzudenken.

Allerdings ist die ecclesia catholica nicht gerade das Zeichen einer starken Menschheit, wohl aber eines starken Bedürfnisses. Da das Geschrei gegen das uns neu drohende Papsttum heut überall angestimmt wird, wahrscheinlich nicht ohne Grund, fühle ich mich nicht berufen, darin miteinzustimmen. Es wird nicht nur berechtigt, sondern auch sehr oft aus äußerst zweifelhaft motivierten Beweggründen erhoben. Doch davon später.

Alle Vorzüge einer großen, geschlossenen Kongregation hat der Protestantismus aufgegeben. Er war lebensfähig als religiöse Reaktionserscheinung gegen die unwürdige Tyrannei eines von Mördern und Giftmischern innegehabten päpstlichen Stuhls. Er ist religiös möglich für starke Einzelgeister und notwendig zu allen Zeiten religiöser und zugleich individueller Vertiefung. Lang aber ist er bei uns zum einfachen Aushängeschild für alle Freigeister und Rationalisten herabgesunken und wurde von der nur protestantischerseits eigentlich denkbaren Wissenschaft in ihren Dienst, wenn auch als notwendiges Uebel, genommen. Aber auch die protestantische Geistlichkeit ist von der einmaligen Höhe, auf die sie der redegewaltige Schleiermacher erhoben hatte, tief herabgesunken.

Ehrlich muß ich gestehn, daß kaum noch irgendwo sich eine Kraft befand; seit langer Zeit konnte kein Gebildeter mehr aus der Kirche etwas mitnehmen. Was man da zu hören bekommt ist meistens — es muß ehrlich gesagt werden — ödes, salbaderndes, nichtssagendes Geschwätz. Daß trotzdem die Kirchen noch überfüllt sind, ist bloß ein Zeichen für ein tiefes Bedürfnis des Volks nach besserer Speise, die ihm bei der Teuerkeit und dem jetzigen Zustand unserer Theater dort ganz versagt ist und die sie hier vergeblich suchen. Die Pastoren scheinen ihr ganzes Gewicht darauf gelegt zu haben, wenigstens dem niederen Volke zu imponieren, da die oberen Zehntausend von

ihnen — teils auch durch ihre eigene Schuld — aufgegeben sind. Ich muß gestehen, daß in meinen Augen der Protestantismus als Staatsreligion ein Unding ist. In dem Wort Protestantismus liegt schon, daß in ihm der Protest des freien Einzelwesens in seinem Verkehr mit dem Schöpfer gegen jeden mit Autorität sich salbenden Vermittler ausgedrückt ist. Mag der Katholizismus nun berechtigt oder nicht sein, auf jeden Fall ist die strenge Gliederung einer hierarchischen Gemeinschaft als eine Art „geistlicher Staat" den praktischen Forderungen des Lebens angepaßt. Eine vom Staat jedoch nur als für seine Obödienzzwecke geduldete Kirche, die gar kein persönliches Verhältnis zu ihrer Gemeinde besitzt, als sie allsonntäglich mit Glockenbimmeln zu einer von oft sehr wenig dazu Berufenen abgehaltenen Erbauungsandacht ohne persönliche Kraft einzuladen und höchstens sich noch bei einem Hochzeitsschmaus oder am Grabe eines völlig Unbekannten mit ein paar pathetischen Phrasen einzufinden, ist ein absoluter Nonsens, der keine Existenzfähigkeit haben kann und daher gemäß dem goetheschen Spruch: „Wer treibt die Dichtkunst aus der Welt? Die Poeten" zu dem Wortspiel reichlich Veranlassung gibt: Wer treibt den Protestantismus aus der Welt? Die Pastoren!

Daß ich dies nicht aus Frivolität, sondern wohlüberlegt schreibe, wird mir jeder Tiefersehende ohne weiteres zugeben. Hier kranken wir an einem ungeheuren Krebsschaden. Und dazu kommt noch der

Unfug der Mission. Den fremden Nationen und Völkern, die sich die ihren Bedürfnissen entsprechende und ihrem Land entsprossene Vorstellung gebildet haben, diese mit frommen Mienen abzuschwatzen, um ihnen dafür ihr „Evangelium der Liebe" aufzudrängen, in dem so wenig Liebe ist! Ich dächte, wir hätten zunächst eine innere Mission nötig und wenn auch die anglikanische Heilsarmee und ihre marktschreierische Tätigkeit bei uns in keinem großen Rufe steht, so ist doch dieser puritanische Versuch, die Schäden am eigenen Körper auch da heilen zu wollen, wo sich „feinere Leute" schon genieren, hinzusehen, wahrlich eine lohnwürdigere Tat, als diese Ausbreitung des Evangeliums, das womöglich bei den Kaffern noch treuere Anhänger hat als bei uns, in den „Stützen der Gesellschaft". —

Eine Art Protestantismus ist uns möglich und groß: das ist die Selbstreformation des Einzelnen und wenn sie sich auch später im allgemeinen Drang nach außen durch Wort oder Schrift kundgibt, so ist sie doch nicht wertlos, denn hier sprudeln *endlich* in unsrer *flachen* Zeit wieder einmal die tiefen Quellen echten persönlichen Lebens hervor und mag da noch soviel falsch oder schief sein: *wo mit Zungen geredet wird, da ist Plappern, aber wo das Leben hervorbricht, da ist Notwendigkeit.* — Und was hätten wir wohl gerade heute nötiger als das!! Solche starken Einzelgeister, die kein schwächliches Anlehnungsbedürfnis zu starken

Dogmen trieb, sondern der Drang nach dem besten Tau der Kraft verlangen ließ, sind vereinzelt unter uns aufgetreten. Noch nicht so voll, so groß, so hochmenschlich, wie einst der heut so oft als „bornierter Bauer“ verhöhnte Luther, aber doch stärker und ursprünglicher als sonst. Nicht rechne ich dazu die laue Versöhnung des Herrn von Egidy, nicht die oberflächlichen Schriften Drummonds, wohl aber in erster Linie die Werke des vom Geiste Gottes erfüllten Sören Kierkegaard. Auch bei uns wagt sich erfreulicherweise ein persönlicheres und moderneres Christentum wieder hervor.

Von den früheren dichterischen Versuchen eines Hart, Hauptmann oder von der Künstlerausstellung über Christus im alten Reichstag will ich als von wenig ernsten Werken nicht reden. Wohl aber muß ich zuerst auf die echt erhebenden, allgemein-verständlichen, „Oberammergauer-Passionsspiele“ hinweisen, dann soll auch Wagners „Parsifal“ als starkes modernes Kulturelement nicht vergessen sein, dessen hohe, tiefgeistige Weihe tausend Weltmenschen zu einer, wenn auch nur vorübergehenden, Selbsteinkehr gezwungen hat. Ferner will ich hier des tapferen Dr. Johannes Müller gedenken, der seit Jahren Vortragstourneen durch ganz Deutschland unternimmt und z. B. vor fünf Jahren und auch jüngst in Berlin in allen Stadtteilen mit fein danach moduliertem Programm Vorträge hielt, in denen er das Christentum mit hochmodernen Fragen, z. B. dem Darwinismus zu-

sammenbehandelte und eine von stärkster persönlicher Ueberzeugung diktierte bejahende Antwort gab auf meine obige zweite Frage:

Ist das Christentum die Religion unserer Zeit? Leider wird zu wenig Wert auf die Frage gelegt:

Was ist Christentum? Ist Christentum eine reine Gefühlssache oder hat das Christentum auch Satzungen. Ohne Zweifel muß darauf geantwortet werden: Es hat Satzungen. Zu ihnen gehören als die allerwichtigsten „Die Lehre von der Trinität": Gottvater, Gottsohn und heiliger Geist sind eins. Ferner die Lehre von der „unbefleckten Empfängnis Mariä" und schließlich die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und von den Wundern. Daraus folgt, daß Christ im strengen Sinn sein zugleich heißt: Diese Voraussetzungen anzuerkennen. Denn wer würde wohl die Verpflichtung einer Nachfolge Christi anerkennen, der Christus für einen wie Häckel meint unehelich erzeugten jüdischen Zimmermannssohn hält, der in jenen Zeiten politisch-nationaler Erregung wie manche andere Propheten als Agitator für die „Armen und Unterdrückten" auftrat, und ihnen Abrahams Schoß und den Himmel vormalte, da ihnen die damalige Welt doch nichts geben konnte. Dessen inferiore Schwärmergestalt, die alle, wie Goethe einmal in seiner allzugroßen Ueberlegenheit sagte: alle das Kreuz verdienen, später durch die Jüngerschaft des großen Paulus als „Popanz" gebraucht worden wäre.

Bekanntlich stehen wir, wie Schopenhauer, dieser genialste unter den neueren Philosophen, sagt, vor der Uebergewalt des Mitleids, das sich einswissend mit allen Brüdern z. B. in Arnold Winkelried für sein Volk die Speere in die Brust bohrt, oder vor einem einfachen Mann, der irgend ein altes Weib aus der Flut mit Einsetzung des eigenen Lebens errettet da, wie vor einer Ausnahme des natürlichen Geschehens. Hier streift nicht die Vernunfterkenntnis, denn die haben solche Menschen meist garnicht, sondern die tiefe, innere Gewalt, das Wunderbare. Rein vernünftig denkend würde uns die Daransetzung des eigenen Lebens an die Erhaltung eines alten, jämmerlichen Weibes als blödsinnig erscheinen, so schien Goethe in einem superklugen Moment auch diese Schwärmerei blödsinnig. Aber unser Innerstes ringt uns trotzdem die tiefste, bleibendste Hochachtung ab. Ist das die Mutleistung? O, dann würden wir ja auch einem Akrobaten, der den Riesenluftsprung macht, die gleiche Dankbarkeit bezeugen. Und äußerlich — immer wieder äußerlich — ist zwischen dem Beifall, der ihn umstürmt und dem, der dem Lebensretter oder dem sich aufopfernden Helden lohnt, oft nur der Unterschied, daß der des letzteren geringer zu sein pflegt. Aber auf das Innerste kommt es an, auf die Motive. Und die liegen in letzterem Falle schon jenseits unsrer braven Vernunftregeln, die sich auch der Atheist aus Gesundheitsrücksichten macht.

Es geht daraus trotz Nietzsche hervor: daß gut

sein (wie es die Menschen nennen) viel mehr ist als groß sein, d. h. geistig bedeutend sein. Schopenhauer sagt: Das erste liegt im Willen, das zweite im Intellekt. Und der Wille ist ja das Primäre nach ihm. Wie viel größer nun aber ist der Wille, der sich für alle opfert, schuldlos opfert, als der, den ein sichtbares Einzelmotiv hervortreibt. Der unverschämt geozentrische und anthropomorphe Naturalismus von heute hat in jedem Mitleidigen einen Christus und in jedem Sohn der Lust ein „Jesulein" gesehn. Ja, Dehmel hat sogar derartig ekelerregende Gedichte über Christus geschrieben, daß er mit vollem Recht wegen Gotteslästerung denunziert wurde! Denn sei das selbst — das nur beiläufig wider meine Ansicht bemerkt — nichts als Humbug und Lüge gewesen, so ist es auf jeden Fall das Zeichen einer Niedrigkeit sondergleichen, ein wenn auch nur der Phantasie entsprungenes Reinheitsideal in den „Dreck" des ekeln Alltagslebens herunterzureißen.

Wäre jedes Hurenkind ein Christus, ei, so müßten ja bald alle Engel sein. Mir aber ist es unmöglich, einen sozialdemokratischen Hetzredner auf eine Stufe zu stellen mit dem, von dem eine doch wohl „übermenschlich große Legende" (!!) die Worte verzeichnet: „Liebet Eure Feinde." Und wer der hohen und nicht von sentimentaler Pastorenfrömmelei triefenden, sondern von einer nie wieder dagewesenen „Liebe zu den Menschen als Brüdern und Kindern desselben Vaters" durchleuchteten Erhabenheit der Reden

Christi glaubt, der wird ihm zugleich das Zeugnis der Gotteseinigkeit nicht versagen und über der Geburt dieses höchsten Wunders ehrfürchtig den aus Reinheit und Unschuld gewobenen Schleier ruhen lassen, ohne ihn mit unreinen Händen zu besudeln. Was die Wunder betrifft, so werden dem, der die Demut besitzt, nie und niemals zu lösenden Geheimnissen eingeschaffen sich zu fühlen, auch diese nicht als „blödsinnig" erscheinen, ist doch schon unsere Existenz, unser Leben, so einfach und gering es zu sein scheint, ein Wunder, dessen Zweck und etwaige Gerechtigkeit zu untersuchen nutzloses Verlangen ist. Und von diesem Standpunkt aus wird uns auch die Unsterblichkeit der Seele, über die uns die Worte Christi — wie die Spötter lachend sagen werden „aus eigner Unkenntnis" — im Unklaren gelassen hat, nicht als „erwiesener Unsinn" erscheinen, sondern wir werden ruhig warten können, bis einst unsere Stunde gekommen ist. Mag noch soviel an erwiesenen, durch die Bibelkritik ans Licht geförderten Einzelheiten spätere historisch zu widerlegende Zutat oder scheinbarer Widerspruch sein, — die Worte, die Christus laut allen gesprochen hat, hat kein Karl der Große, kein Luther, kein Friedrich der Große und kein Goethe je gesprochen und eine Gestalt, wie sie der große Paulus von ihm uns gezeichnet hat, ist mehr gewesen als alle Reformatoren und Erleuchteten. Mag Buddha, dessen wunderbare Geburt auch eine vergleichende Wissenschaft zur Bele-

gung der Tatsache heranzog, daß es sich hier wie dort um gleiche menschliche Mystifikation handelte, Gott oder nicht Gott gewesen sein: so wie Rousseau sagt, von dem Bölsche triumphierend phrasiert: „Mit Rousseau flog das Admiralschiff der alten Ethik auf“ schließen auch wir:

„Sokrates starb wie ein Mensch, Christus wie ein Gott.“

* * *

So sehr Nietzsche als Prediger „an die ganz wenigen Reifen“ eine vereinzelte aristokratische Reaktionserscheinung eines sozialen Uniformierungszeitalters ist, so sehr ist Christus der Bringer der Liebe für alle gewesen. Denn wenn er auch gegen die Reichen oft rauh und streng verfuhr, so geschah es nicht aus Klassenhaß, wie ihn Nietzsche gegen den Pöbel besaß, sondern aus der Erkenntnis heraus, daß es unendlich schwer, ja vielleicht das Allerschwerste sei, einen im Wohlleben verfetteten und verdummten Egoisten zu der großen Menschenliebe zu zwingen, in der allein — Leben der Gotteskindschaft ruht. Nietzsches so oft von Toren an Christus gemessenes, in Wahrheit nur gescheitertes Werk war Selbstzweck und Stückwerk, Christi hohes Martyrium, dessen Karikatur das Unglück des armen Philosophen ist, ist Selbstlosigkeit und darum rein von allen Trieben der Eitelkeit, deren herostratische Unternehmungen fast stets Anarchie zu sein pflegen.

Nietzsches Dünkel reißt ein, Christi Selbstlosigkeit baut auf. . .

„Denn Leben liegt in allem Blut, da je
Jubelnd geopfert wird dem Sieg des Lichts.“

Und wenn uns auch manchmal einem verorthodoxierten und verwässerten Sonntagschristentum gegenüber der Gedanke kommt, daß sich diese in Litaneien und Liturgieen ertrunkene Frömmelei doch für uns nicht eigne, so seien wir stets eingedenk, daß Schöpfer und Schöpfung nie eins sind und daß das, was Menschen aus dem Urchristentum gemacht haben, nur noch manchmal das echte Gold durchschimmern läßt. Das aber ist noch da. Wer es in der Bibel, der Natur und in sich sucht, der wird es finden und mit ihm die unendliche Ruhe und starke Sicherheit, die keine Affenhypothese, sondern nur der eiserne Glaube an Höheres als wir verleihen kann. Aus diesem absolut nicht weibischen Glauben, der uns froh und heiter werden läßt, entspringen seine herrlichen Kinder: die Hoffnung in der Trauer und das Höchste: die Liebe, die wahre, innerste Bruderliebe. „So sind denn Glaube, Liebe, Hoffnung die drei, aber die Liebe ist die größeste unter ihnen.“

Sie geben uns Wärme, Mut, Freudigkeit, Geduld und Frieden. Nicht den Frieden des Todes, sondern den Frieden, der das höchste Leben selber ist. Aber man kann und soll das niemand oktroyieren. Heute handelt es sich, und hier haben wir gleich eine herr-

liche Aufgabe, wir Schaffenden, nicht mehr darum, mit Stola und Kreuz oder mit Talar und Perikopen hinauszugehen in alle Welt. Heut haben wir Künstler die herrliche Aufgabe, den Kindern des 20. Jahrhunderts auf dem Wege der höchsten und ernstesten Kunst das leuchtende, verklärende Gotteskindschaftsbewußtsein wiederzugeben. Auf dem Weg einer von göttlichem Glanz umstrahlten Kunst sollen und wollen wir ihnen wiedergeben:

Achtung vor der Reinheit, Demut vor dem Unerforschlichen und Liebe zu Gott und den Menschen! Hier sind positive Ziele: „Kommet her, alle, die Ihr mühselig und beladen seid", wir wollen Euch nicht mehr aufreiben, aufreizen, zermartern, zerfasern, sondern erquicken, erheben und erhöhen. Freudig setze ich hierher mein Motto:

Wachsen — Bauen — Befreien!

* * *

So homogen auch das dogmatische Christentum dem tiefsten Bewußtsein der Volksseele ist, so sind doch die größten Künstler und Menschen fast stets von ihm zu einem Gemütsglauben übergegangen, der zwar als Harnacksches „Wesen des Christentums" (Vorlesungen gehalten an der Berliner Universität 1899/00) für alle, unter Verzicht auf das dogmatische nur die festen Stützpunkte nimmt, die sie brauchen. Nur Selbstdenker können ohne Krücken

gehen. Denn so, wie sie auch durch ihren Gefühlsglauben, wie ihn Schiller, Goethe, Beethoven, Wagner im stärksten Maße hatten, vom reinen Christen sich entfernen, so sind sie doch nicht Heiden geworden, sondern nur über die Grundlage hinausgewachsen. Sie sind von göttlicher Begnadung so durchdrungen daß sie die äußeren Formen nicht mehr brauchen. Sie sind ja doch durch das Beste in sich stets mit der Gottheit verbunden. Sie sind die wahren Erleuchter und Pfadfinder, seien sie nun Weltweise, wie Plato, Kant und Schopenhauer, seien sie Dichter wie Goethe und Schiller, Musiker wie Wagner oder Könige wie der einzige Friedrich II.

Deshalb ist es eine der größten Sünden einer Nation, wenn sie diese wenigen Genies, die ihr geschenkt sind, verkommen läßt, wie das in Deutschland nicht nur bei Kleist der Fall war. Größere, wahrere Worte über sie als sie Schopenhauer im zweiten Band seines Hauptwerks gesprochen hat, werden nie geschrieben werden und bitte ich alle echter Bildung Fähigen, sie in der Reklam-Ausgabe nachzulesen.

Was für diese Großen unnützer Ballast ist, ist für die Menschen im allgemeinen unbedingt nötig. Wie bloß der wahre Vollmensch sich eigenen Gesetzen unterwirft, während die Menschheit im allgemeinen Polizei und Staatsanwälte zur Aufrechterhaltung friedlicher Zustände bedarf, so ist auch für letztere eine Religion, der die Dogmen fehlen, wie ein Haus ohne Stützbalken, das in ihren Augen notwen-

digerweise zusammenbrechen muß. Denn daß unsichtbare Ketten uns mit dem Himmel verbinden, welcher Blinde würde das sehen? Darum liegt in dem populären Einreißen dieser notwendigen Stützen einer Anschauung, die schon deshalb kein Aberglaube ist, weil Aberglaube stets Schaden, sie aber in ihrer Tiefe erfaßt nur Segen stiftet, eine umso niedrigere Gesinnungsweise, wenn was doch wohl von all diesen Einreißern gesagt werden kann, sie ganz genau vorher wissen, daß sie nichts Besseres, Positives an seine Stelle setzen können. Und das Positive ist doch das allein Seiende. Entweder werden Menschen, die diese Dogmen verwerfen zu müssen glauben, zu Egoisten, die nur noch an ihre nächsten, elenden Privatinteressen denken, oder, falls sie tiefer veranlagt sind, werden sie Skeptiker und haltlose Pessimisten, die sich schließlich einem echten Aberglauben in die Arme werfen. Und ein solcher, wenn auch nicht durch und durch, ist der in allen Uebergangszeiten, ich erinnere nur an das Zeitalter Friedrich Wilhelms II., emporblühende Spiritismus.

Der Gedanke, daß es tiefere, geistige Kräfte gibt, als unsre gewöhnliche Vernunft, ist unbedingt richtig. Die größten Geister der Welt haben diese Ahnungen nur durch ihre Aussprüche bekräftigt. Aber das plumpe Bedürfnis, diese geistig-tiefen und geheimnisvollen Konnexe in körperliche Formen zu kleiden, schießt sogleich über das Ziel weit hinaus und zerstört Anfänge unserer Erkenntnisse in ihrem Erfolg, die

weitgehendster ernster Betrachtung wert sind. Die kolossalen Kräfte, die sich im Magnetismus zeigen, die fabelhafte Uebergewalt eines starken Geistes, der selbst durch Hypnose fernwirken kann, haben mit wenigen Ausnahmen einer Charlatanerie, wie sie in dem sensationellen Trilby-Roman geschildert ist, auf ärztlichem Gebiet erstaunliche Erfolge erzielt. Zu dem Geheimnisvollen gehört der ebenfalls erwiesene Sonnambulismus, ferner das Tischrücken u. s. w. Aber das Bedürfnis einer schwächlichen Menschheit wird bald in der künstlich hervorgerufenen Exstase, wie sie sich am schauerlichsten in der von Przybyszewski geschilderten „Schwarzen Messe" dokumentierte, wie in einer Haschisch-Narkose eine Verbindung mit übernatürlichen Kraftquellen suchen und glaubt diese in der Beschwörung von Geistern großer oder verwandter Verstorbener sowie Beruhigungen über das „nach dem Tode" zu finden. Das ist erbärmlichste Windbeutelei, die noch dazu tausende von hysterischen Medien einer frühen, absoluten Zerrüttung zutreibt. Denn Geister sind Geister und werden schwerlich körperlich wirken. Wo diese Geister als Körper erscheinen, wird zugleich das Kriterium einer aus Lug und Trug bestehenden Dämonie, eines Spuk- und Gespensterglaubens, der in das Gehirn einiger phantasievoller Ammen passen mag, aber nicht in das reifer Menschen, erbracht sein. Ein solcher Glaube entfremdet den ernsten Aufgaben des Lebens, für das wir nun einmal geschaffen sind, lähmt die Tatkraft,

macht willensschwach, matt und apathisch und zerrüttet Geist und Körper. Von dem rein Lächerlichen abgesehn, was bei derartigen Geisterbeschwörungen für ruhige Menschen stets mit unterzulaufen pflegt. Nun berufen sich derartige Traummenschen meistens auf die Unfreiheit des Willens, wozu sie noch halb verstandne philosophische Zitate hinzuzufügen pflegen. Nun haben wir ja bekanntlich einen intelligibeln d. h. angeborenen Charakter, aber neben ihm besitzen wir auch einen empirischeu, d. h. gewordenen. Gehört es zwar zum intelligibeln Charakter, daß wir vorherrschend sanft oder leidenschaftlich, leichtblütig oder schwerblütig, ideal oder real veranlagt sind, so ist das doch keineswegs angeboren, daß wir untätig zu deutsch faul oder fleißig, gebildet oder ungebildet u. dgl. mehr sind. Sondern das ist Sache der Erziehung, der Energie und der Verhältnisse, deren Macht, neben der begrenzten Freiheit, das, was wir als Einzelwesen sind, zu einer spezifischen relativen Vollkommenheit zu steigern, gar nicht hoch genug veranschlagt werden muß.

Kein Mensch, er sei denn ein Idiot ist so geboren, daß er nicht die Pflicht hätte: Mensch d. h. Charakter zu w e r d e n. Und das ist die persönlichste und doch generellste Aufgabe für alle. — Aber auch die Großen des Geistes sind nicht frei von Irrtum und für sie besteht die vor allem für die, welche an sie glauben, große Gefahr, sich aus dem hellen Sonnenlicht einer durch Dogmen gegründeten Religion in

einen Gefühlsnebel zu verlieren, der Mystik genannt wird. Die Mystik ist als das tiefste Erwachen eines durch ein realpolitisches Zeitalter vernüchterten Geschlechts in seinem Gemütsleben höchster Anerkennung wert. Auch heut erwachen wieder neben den in einem Auflösungszeitalter so verständlichen Stimmen der Bußprediger (dies ist vielleicht auch eine!!) (Die Predigten des Savonarola Deutsch von Hiltgart-Schottmüller Berlin B. Behrs Verlag 1901) auch diese dunkeln Gemütstiefen. (Schriften des Meister Eckhart bei Schnabel 1903). So erlebt die alte „deutsche Mystik", die zwar von Unklarheiten strotzt, aber in ihrer Sehnsucht nach einem festen Ewigkeitsgrund so ergreifend wirkt, ihre Auferstehung. Wie herrlich ist da manches, was nicht, wie bei uns gesucht, sondern kindlich naiv ist und in seiner Naivetät so hellseherisch wirkt. — So wurde Goethe im Alter Mystiker, so Beethoven in seiner letzten Kammermusik, so Wagner. Fast noch ergreifender stellt sich dieser Werdegang bei einem Mann dar, der in seinem Besten und Edelsten erst jetzt beginnt, in Deutschland Kulturfaktor zu werden, dem letzten großen Einzelgeist, der uns in diesem Zusammenhang beschäftigt, bei:

John Ruskin.

XV.

John Ruskin. I. Ruskin's Leben und Weltanschauung. Sesam and Lilies.

Allen denen, die Ruskin genauer kennen lernen wollen, sei die erste gründliche Biographie Ruskins in Deutschland von S. Sänger (Straßburg Heitz u. Mündel) empfohlen. Dort hat auch der allzu früh verstorbene Jakob Feis eine größere Zahl kleiner Auswahlbändchen aus Ruskins umfangreichen Werken in vorzüglicher Verdeutschung herausgegeben, von denen hier ganz besonders „Wege zur Kunst I". (M. 250) sowie „Aphorismen zur Lebensweisheit" (dto.) empfohlen seien. Wetteifernd trat dann auch der auf dem Gebiet des Buchschmucks fast allzu rührige Verlag von Eugen Diederichs mit einer Gesamt-Ausgabe auf den Plan, deren zweiten Band wir noch eingehender analysieren werden. — Schließlich sei auf die vortreffliche Studie von Wilhelm Weisser in „Westermanns Monatshefte" (August 1900) gebührend hingewiesen, auf die wir an einigen Stellen zurückgreifen. —

Zunächst müssen wir, um einen klaren Begiff von diesem Manne zu erhalten, feststellen, daß man bei ihm zwar einzelne, scharfgetrennte Perioden unterscheiden muß, aber, wenn man sich nur auf eine dieser Perioden festlegt, nicht glauben darf, den ganzen Menschen zu haben. Sein Lebenswerk ist wie das Goethes oder, um einen kleineren zu nennen, Nietzsches, in ewiger Umwandlung begriffen und bietet das Bild eines unermüdlichen Strebens nach immer größerer Vertiefung und Vergeistigung dar. Ruskin ist zwar in jeder seiner Lebensphasen Doktrinär, aber doch nicht so barbarisch doktrinär wie etwa Tolstoi, der um sein fünfzigstes Jahr seine Laufbahn als Dichter völlig abbricht, um von nun ab fast alles zu verwerfen, was ihm bis dahin als wertvoll erschien, und nur noch von der Verneinung seines früheren Menschen zu leben. Sondern organisch trotz aller Widersprüche, aus immensen Enttäuschungen lernend, sucht Ruskin den einmal eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen und ihn nur zu verbreitern, indem er seinen Horizont vergrößert und Grundlagen als notwendig erkennt, die ihm vorher fehlten. Darum ist es Pflicht eines jeden, dem Ruskin etwas sein soll, diesen Baum von der Wurzel bis zum Gipfel zu kennen! Erschwert für breitere Kreise wird diese Pflicht, durch die Züge in Ruskins Persönlichkeit, die ihm als solchem eine eigentliche Popularität versagen. Weisser sagt mit Recht: „Doch wird von Ruskins Unterricht bemerkt, er habe sich durch sein Axiom, daß jeder

Mensch kunstempfänglich sei, bisweilen irreführen lassen und sei für die große Mehrzahl der Schüler viel zu hoch gewesen."

Ruskin fehlte die naive unmittelbare Darstellungskunst. Er war oft zu gesucht, er gefiel sich, analog Nietzsche und doch anders wie jener, in einer bewußten Imitation des gewaltigen und doch so einfachen Stils der Bibel, er glaubte sich in Metaphern, die oft zu dunkel und unglücklich gewählt waren, nicht genugtun zu können und wurde dadurch oft gerade da, wo er hätte ganz simpel sein müssen, unverständlich und deshalb mißverstanden.

In späteren Jahren hat er diesen Mangel seiner Ausdrucksweise selbst lebhaft empfunden, ohne ihn je ganz zu überwinden. So sagt er in «Sesam and Lilies» im dritten Vortrag: Das „Geheimnis des Lebens und seiner Künste" (Diederichs, S. 186) selbst: „Aber es ist noch ein anderer Nachteil vorhanden, der die Offenheit meiner Aeußerungen nicht nur hier, sondern überall hemmt; nämlich, daß ich nie ganz genau weiß, wieweit meine Hörerkreise geneigt sind mir Glauben zu schenken, daß ich mein Thema wirklich beherrsche, oder inwieweit mir nur Aufmerksamkeit gewährt wird, weil man mich hier und da für einen geistreichen und angenehmen Plauderer darüber gehalten hat. Denn ich hatte, in gewisser Beziehung gerade herausgesagt, das Unglück, meine Worte hübsch zusammenzustellen, wobei ich nicht ganz ohne Eitelkeit auf diese erbärmliche Fertigkeit war; bis ich für

diesen Stolz hart bestraft wurde, indem ich bemerkte, daß viele Leute nur an die Worte dachten und sich garnichts aus dem Sinn machten. Es ist daher ein Glück, daß mich die Macht, solche angenehmen Worte anzuwenden, verläßt. —"

Nun war aber diese Fähigkeit mehr eine talentvolle als eine geniale, und es geht dem Stil Ruskins wenigstens die hinreißende Dichterkraft gänzlich ab, die Nietzsches Schriften zugleich so anziehend und gefährlich macht. Ruskin ist zu schwer, er hat zuviel auf einmal zu sagen, deshalb wird er breit, ohne darum klarer zu werden. Ein weiterer Mangel an Vollkommenheit ergibt sich aus der fehlenden Fähigkeit zu präzisieren. Er ist viel zu pedantisch und zu ernst, um blendende Aphorismen wie Nietzsche hinzuschleudern. Er springt von einem Gedanken zum andern, ohne den vorhergehenden genügend klar gemacht zu haben und verwirrt dadurch. — So wird sich der oberflächliche Leser wundern, in seinen späteren Aufsätzen und Vorträgen über Kunst plötzlich von der Bibel und den letzten Fragen zu hören und nicht wissen, warum das für Ruskin absolut notwendig war. Dann schadet — und hier kommen wir zu dem Zukunftsbild des Mannes, ihm für den Dauerwert seiner Arbeiten, was für die Gegenwart unumgänglich war. Die ständige Verbindung von allgemeinmenschlichen Vorschriften mit dem liebevollen Eingehn auf absolut „moderne", ja „nur moderne" Strömungen, die bald verschwunden sein werden. Aber es

mußte ein so kühner Mann erscheinen, der sich mit der Größe einer vollgebildeten Persönlichkeit in die Speere des Zeitkampfs warf, um in ihm und seiner Geistesschlacht dem Labarum absolut notwendiger Gesetze den Sieg zu erringen. So ist Ruskins Werk groß — aber nicht vollkommen. Bleibend aber ist und wird sein der Kern eines absolut großartigen Edelwillens, der tausendmal irrt und doch irrend nur immer höher steigt. Das als Vorbemerkung. —

Ruskin ist Engländer und wie das ganze geistig bedeutende England, wovon wir bereits viele Beispiele sahen, fromm.

Diese Frömmigkeit, die sich von den Fesseln der dort allzu streng geübten äußern Heiligung befreite, bis sie in der Mystik endete, ist das Fundament für sein ganzes Leben geworden und hat ihn zu dem gemacht, was er uns sein muß. Aus dieser Frömmigkeit entsprangen seine so oft gescheiterten praktischen Versuche, sozial zu vermitteln, aus ihr entsprang seine Fähigkeit, feste Gesetze wieder aufzurichten und die Menschen an ewige Aufgaben zu erinnern, die sie in ihrem Dünkel bereits überwunden zu haben glaubten.

Aber Ruskin war auch Künstler. Reproduzierender Künstler im höchsten Sinne des Wortes; der erst mit feinstem Nachempfinden zu einem Bahnbrecher der bildenden Kunst wurde und den Menschen die Aufgaben der Schönheit klar zu machen verstand, der ihnen dann aber die größeren Schönheiten der Natur zu vermitteln wußte und schließlich den Schlüssel der

„Mütter“ fand, daß nur eine auf voraussetzungslosem Glauben, innerer Heiligung beruhende Kunst wirklich uns zu erheben und zu Menschen zu adeln vermag.

Diese drei Etappen hat er als Künstler durchgemacht. Am 8. Februar 1819 kam er in London zur Welt. Sein Vater war Weinhändler, der es dank seiner Weltklugheit zu gutem Vermögen gebracht hatte. Aber sein Wissen erschöpfte sich nicht im Verständnis für „gute Jahrgänge“. Er war ein frommer Mann, der es daneben an wissenschaftlicher Selbstbildung nicht fehlen ließ. Die Mutter Ruskins war eine vortreffliche Frau, die schon früh ihren Sohn an Entbehrungen gewöhnte und ihm durch regelmäßige Bibellektionen eine unerschütterliche Gemütsgrundlage für sein ganzes Leben schuf. Ein Moment, das wir bei Goethe nach seinen eigenen Worten wiederfinden. Wie Schopenhauer, so bildeten auch ihn daneben am ersten Reisen, die er mit seinen Eltern unternahm. Er lernte die romantischen Schönheiten des mit alten, prächtigen Schlössern gezierten Hochlands ebenso kennen, wie den burgenreichen deutschen Rhein. Schon früh zeigte sich bei ihm zeichnerisches Talent, was ihm in Form von Skizzen seine Eindrücke nur noch vertiefte. Daneben zeigte sich ein immenser Leseeifer, der den schwächlichen Knaben früh reifen ließ. Nach kurzer Vorbereitung in einer Privatschule kam John, der einen tiefen Widerwillen gegen jeden Sport hatte, aus dem Hause, mußte aber durch eine erste unglückliche Liebe zu einer Tochter des Geschäfts-

inhabers elend geworden, die nächste Zeit im Elternhaus verweilen. Mit 18 Jahren kam er als Student in das beste der Kollegien der Oxforder Universität, Christ-Church. Damals mühte er sich vergeblich, Dichter zu werden, was er im innersten Kern seines Wesens nicht war. Nachdem er promoviert hatte, entschloß er sich wegen seiner schwächlichen Gesundheit, der von ihm erhofften theologischen Laufbahn und auch dem kaufmännischen Beruf zu entsagen und Privatgelehrter zu bleiben. Er hatte schon gelegentlich über Architektur geschrieben. Jetzt versenkte er sich mit liebevollem Fleiß in das Studium der Malerei und vor allem in das der Werke des damals völlig verkannten großen Landschafters J. W. Turner. 1843 erschien der erste Band seiner «Modern painters» der den Titel trägt „Die Ueberlegenheit der modernen gegenüber den alten Meistern in der Landschaftsmalerei, dargetan an Beispielen des Wahren, Schönen und Geistigen, . . . besonders aus den Werken von J. W. Turner". Er hatte sich nicht genannt, wurde aber doch bald entdeckt und erregte Aufsehen. Selbst Turner, dem alle Skribenten ein Greuel waren, befreundete sich mit seinem jungen Propheten.

Reisen, die er zum Zweck der Weiterführung seines großen Werkes machte, brachten ihn den Meistern des Quattrocento nahe und brachten auch sein Werk „Die sieben Leuchter der Baukunst" (deutsch von W. Schölermann, mit vierzehn Tafeln, Diederichs) zur Reife, in denen er seine ästhetischen Gedanken

von einer Renaissance der Baukunst, die eine Verbindung von Notwendigkeit und Schönheit in Proportion und Einzelschmuck schaffen sollte, entwickelt. Hier setzt der erste Hebel zu Ruskins Bekanntwerden ein. Im nächsten Abschnitt werden wir mehr davon hören. Es folgten „Die Steine von Venedig“ (deutsch von Feis, zwei Bände, Straßburg, Heitz und Mündel), die in dieser Zentrale der abend- und morgenländischen Welt des Mittelalters, wie Weisser glücklich zeichnet „nordische Tiefe und südliches Feuer vereinigen“.

Eine auf Wunsch seiner Eltern vollzogene Heirat mit einer lebenslustigen Frau war unglücklich und führte bald zur Trennung dieser beiden inkongruenten Personen, was Ruskin nur veranlaßte, ganz von äußerem Glück abzusehen und es nur noch in selbstlosem, idealem Dienst für alle zu suchen.

Die 50er Jahre brachten ihm die neue Aufgabe, Vermittler und Prophet des Präraffaelitismus zu werden, den wir schon betrachtet haben. Anfangs war ihm diese Gruppe wegen „katholisierender“ Neigungen unsympathisch. Als aber die liebe Mitwelt ihr Zetermordio begann, da trieb es ihn, für sie zu kämpfen. Nicht präraffaelitisch sondern „ewiggültig“ nennt er ihre Kunst.

Der Gedanke, diese neuen Reichtümer des Geistes und der Schönheit auch dem aufstrebenden niederen Volke zu erschließen, war ihm schon früher gekommen. Jetzt rief ihn sein Freund Maurice an eine von ihm ins Leben gerufene Fortbildungsschule, wohin er

auch den großen Dante Gabriel Rossetti zog. Hier wurde George Allen, Ruskins später zu hohem Ansehn gelangter Verleger, ein einfacher Tischler, sein Schüler.

1860 brachte er seine «Modern Painters» mit Band V zum Abschluß. Schon längst war er über diese für ihn so ehrenvolle und ruhmreiche Arbeit hinausgewachsen und hatte sich dem sozialen Gebiet zugewendet. Weisser zitiert eine überaus schöne Stelle aus jenen Jahren. „Mit zunehmendem Alter sind die Seiten der Natur, die dem Menschenleben förderlich sind, mir stündlich teurer geworden; und ich möchte jetzt lieber ein braunes Erntefeld sehen als das glänzendste Nordlicht.“ Er hatte allmählich das eingesehen, was seine Verarbeiter in künstlerischen Dingen bis jetzt in Deutschland noch nicht eingesehen haben, nämlich, daß eine ausschließliche Beschäftigung mit der Kunst wegen der Kunst (l'art pour l'art) höchstens zum Egoismus und Sybaritentum führt, und daß nur eine Kunst, die so wenig „populär“ sie auch sei, sich doch an die „besten Instinkte im Menschen“ wendet, Dauerwert hat. — Aber was sollte Ruskin jetzt das Schreiben über eine „Richtung“, wo er die Armen noch nicht bekleidet, die Hungernden noch nicht gesättigt (die Hungersnot in den Kolonien erschütterte ihn gewaltig) und die Obdachsuchenden noch nicht beherbergt wußte.

Nun wechselt er zunächst äußerlich sein Kleid, indem er statt von Präraffaeliten zu schwärmen, über

das gesamte moderne „Aussaugesystem" des Handels und der Industrie in seiner Aufsatzreihe „Das Denkmal des Staubes" («munera pulveris») im «Cornhill Magazine» den Stab bricht.

Weisser zitiert eine charakteristische Preßstimme aus jener Zeit, die Zeugnis von der Blindheit der zum Richteramt bestellten Kritik ablegt: „Nur ein Genie wie Herr Ruskin durfte solchen hoffnungslosen Schund schreiben."

1864 starb sein Vater und hinterließ dem einsamen Sohn ein Vermögen von 120 000 Pfund Sterling, das gewiß einem andern sehr gelegen gewesen wäre, um nun „ein Haus zu machen, Pferd und Wagen zu halten, Dienerschaft zu mieten und den großen Herrn zu spielen". Ruskin war großer Herr genug, um das reine Gegenteil davon zu tun und das ganze Vermögen seinen, wie die Vernünftler sagen werden: „idealen Dummheiten" zu opfern.

Die nächsten Jahre sind die Jahre ergreifender innerer Seelenkämpfe, die ihn in der Einsamkeit der Alpen überfielen, wo er sich wie ein Prophet auf seinen dornenreichen Weg vorbereitete, auf den Weg, „den der Prophet durchs Leben schreiten muß".

Aber in seinen tiefen Zweifeln kam ihm immer wieder der Gedanke an die Allmacht eines Höheren, in dessen Händen alle Berge und Meere ruhn. Ergreifend hat er von diesem seelischen Prozeß in seinem obengenannten dritten Vortrag aus «Sesam and Lilies» gesprochen.

„Ich brachte die zehn tatkräftigsten Jahre meines Lebens (von 20—30) mit dem Bestreben zu, die Vortrefflichkeit der Werke eines Mannes zu zeigen, den ich, und mit Recht, für den größten Maler der englischen Schule seit Reymonds Zeit hielt. (Turner). Ich hatte damals volles Vertrauen darauf, daß die Macht jeder großen und schönen Wahrheit schließlich den Sieg davontragen und den ihr zukommenden Ehrenplatz einnehmen müsse. Und ich bemühte mich die Werke des Malers an den verdienten Platz zu bringen, während der Künstler noch lebte. Aber er kannte besser als ich die Nutzlosigkeit, über etwas zu sprechen, was die Leute nicht selbst einzusehen vermochten. Er entmutigte mich immer mit spöttischen Bemerkungen, selbst wenn er mir dankte — und er starb, ehe auch nur der oberflächlichste Erfolg meiner Bemühungen sichtbar war." Hier zeigt sich eine ungerechte Verbitterung bei Ruskin, die nur aus seiner idealen Ungeduld zu erklären ist, einer Ungeduld, die glaubt, weil sie es weiß, müßten es die anderen auch sofort sehen. —

„Ich setzte sie jedoch fort, von dem Gedanken geleitet, ich könnte, wenn auch nicht ihm selbst, so doch dem Publikum nützen, indem ich sein großes Talent bewies. Meine Bücher begannen ein wenig besprochen zu werden. Die Preise moderner Bilder stiegen im allgemeinen und ich fing an ein wenig Freude an diesem Gefühl stufenweisen Sieges zu empfinden, als glücklicher- oder unglücklicherweise die Gelegenheit,

eine gründliche Probe anzustellen, mir ein für allemal die Augen öffnete. Der Vorstand der National-Gallery beauftragte mich, die Turnerschen Zeichnungen dort zu ordnen, und gestattete mir, dreihundert Exemplare seiner Skizzen nach der Natur zur Ausstellung in Kensington vorzubereiten. In Kensington waren nur sie zur Ausstellung gebracht, aber man kann nicht sagen, daß sie ausgestellt sind, denn das Zimmer, in dem sie hängen, ist immer leer.

Nun — dies zeigte mir sofort, daß jene 10 Jahre meines Lebens, ihrem Hauptzweck nach, verloren waren. Daran lag mir nicht viel; ich hatte wenigstens meine eigene Sache gründlich gelernt und war, wie ich einfältigerweise annahm, nach einer solchen Erfahrung imstande, mein Wissen mit besserem Erfolge anzuwenden. Aber woran mir etwas lag, das war die — für mich erschreckende Entdeckung, daß die Vorsehung gestatten konnte, daß das herrlichste Genie in der Kunst nutzlos arbeite und zugrunde ging; daß gerade in der Feinheit seiner Werke etwas lag, was sie für gewöhnliche Augen unsichtbar machte; aber zugleich mit dieser seltnen Vollkommenheit Fehler verbunden sein konnten, die ebenso schädlich wirkten wie seine Vorzüge eitel waren; und daß der Ruhm derselben ebenso vergänglich wie unsichtbar war und ihr Besitz und ihre Schönheit für uns soviel bedeuteten wie Schnee im Sommer und Regen in der Erntezeit.

Das war das erste Geheimnis des Lebens für

mich. Aber während ich meine größte Energie dem Studium der Malerei widmete, hatte ich nebenher verständiger, wenn auch weniger begeistert das der Architektur betrieben und hier konnte ich mich nicht über Mangel an Sympathie beklagen. Unter vielen persönlichen Gründen, die mich wünschen ließen, diesen meinen letzten Vortrag über die Kunst hier in Irland zu halten, war einer der hauptsächlichsten, daß ich während ich ihn hielt, in der Nähe des schönen Gebäudes stehen würde, — der Ingenieur-Schule Ihrer Universität, — in dem ich die Freude hatte, die erste Verkörperung der Grundsätze zu sehen, die ich mich bis dahin bemüht hatte, zu lehren! Jetzt ist dasselbe, aber leider für mich nichts weiter, als das reich ausgestattete Denkmal für eine der ernstesten Seelen, die sich je der Kunst widmete, einen meiner treuesten und liebevollsten Freunde, Benjamin Woodward. Auch erhielt ich nicht allein hier in Irland selbst die Unterstützung irischer Sympathie und irischen Genies. Als ein anderer Freund, Sir Thomas Deane, zugleich mit Mr. Woodward den Auftrag für die Erbauung des Museums in Oxford erhielt, da wurden die feinsten Einzelheiten der Arbeit von Bildhauern ausgeführt, die hier geboren und ausgebildet waren; und das erste Fenster in der Fassade des Gebäudes, in dem das Studium der Naturwissenschaft in England, in treuer Kameradschaft mit dem der Literatur, eröffnet wurde, war nach meiner Zeichnung durch einen irischen Bildhauer ausgeführt worden.

Sie werden vielleicht denken, kein Mann dürfe von Enttäuschung reden, dem in einem Zweige seiner Arbeit so viel Erfolg beschieden war. Stände Mr. Woodward jetzt neben mir, dann hätte ich nicht so gesprochen; aber sein sanfter und empfindsamer Geist wurde vor der Vollendung seiner Pläne abgerufen und unser gemeinsames Werk ist erfolglos gewesen."

Schade, daß Ruskin die gewaltige Ausarbeitung seiner Anregungen im modernen Architekturgebiet nicht mit erlebt hat! „Es mag in Zukunft anders werden; aber die Architektur, die wir einzuführen strebten, stimmt weder mit dem maßlosen Luxus, noch mit dem häßlichen Getriebe und dem schmutzigen Elend der modernen Städte überein; unter den bildenden Tagesmoden, die in England besonders durch kirchliches Gefühl geleitet werden, erhielt sie in der Tat eine gewisse Bedeutung, und mitunter können Sie hinter einem Maschinenschornstein oder einem Eisenbahndamm den rührenden Mißklang ihrer vergänglichen Grazie entdecken und mühsam die mit Ruß überzogenen blumigen Schnitzereien daran entziffern. Ich sah ein, daß auch dieser neue Teil meiner Kraft umsonst verschwendet war und zog mich endlich aus den eisernen Straßen und den kristallenen Palästen zu den Formen der Berge und den Farben der Blumen zurück."

Da erhielt Ruskin einen Ruf an die Universität Oxford für Kunstwissenschaft. Er wurde, wie dies in England üblich ist, für ein Jahr gewählt, um gegen

ein Honorar von 300 Pfd. Sterling zwanzig Vorlesungen zu halten, und mehrere Jahre hindurch wurde seine Wahl erneuert. Hatten seine geistvollen, mit hinreißender Beredsamkeit gehaltenen Vorträge kolossalen Zulauf, so scheiterte sein Versuch, einen praktischen Kunstunterricht ins Leben zu rufen, an der doch noch zu tief eingewurzelten Interesselosigkeit der Studenten.

Nach dem Tod seiner Mutter kaufte Ruskin Brantwood in der Grafschaft Cumberland, aber nicht um enttäuscht auszuruhen, sondern um erst recht zu arbeiten. Er wollte seine Idee von einer neuen Ordnung, in der das Verdienst und nicht die Tradition entscheidet, ins Leben rufen und erließ als Programm seiner neuen Organisation eine in 8 Bänden zusammengefaßte Reihe von Abhandlungen «Fors clavigera» (zu deutsch das Schicksal mit der Keule). Er wollte dieser Produktiv-Genossenschaft „Lebensunterhalt und Lebensinhalt", wie Weisser treffend sagt, verschaffen. In Anlehnung an das alte Zunftwesen nannte er seine Institution St. Georgs-Gilde. 7000 Pfd. Sterling steuerte er selbst bei, die andern halfen und so konnte 1876 in der Nähe von Sheffield ein Grundstück zur Besiedelung erworben werden. Es wurde Ackerbau getrieben, eine Fabrik gegründet und ein Museum errichtet. Aber der Kern des jungen Unternehmens: der Ackerbau scheiterte an dem Unverstand der Siedler und mußte aufgegeben werden. Dagegen konnte sich — was allerdings ohne Ruskins Kolonie sonst auch zu gehen pflegt — eine Wollweberei in

Keswick und auf der Insel Man entwickeln. Das Museum wurde dank reichlicher Spenden von seiten Ruskins oder vornehmer Gönner eine Art Sehenswürdigkeit. Hier ließ Ruskin sein reiches Erbteil gänzlich daraufgehen.

1878 erschütterte eine Gehirnentzündung seine Gesundheit tiefst und bewog ihn, sich ganz nach seinem lieben Brantwood zurückzuziehen. Nur ab und zu machte er noch Reisen und folgte sogar 1883 noch einmal einer Berufung nach Oxford, gab aber aus Aerger über die Aussicht auf Vivisektion, die daselbst eingeführt werden sollte, seine Stellung auf. Mit sich und der Welt zerfallen, niedergedrückt über den geringen tatsächlichen Erfolg seiner idealen Unternehmungen, von häufiger Krankheit heimgesucht, wurde er unzugänglich und grollte. So konnte sich das Gerücht von beginnender Geisteskrankheit verbreiten. Doch war dem nicht so. Nachdem er 1890 völlig sich zur Ruhe gesetzt hatte, lebte er noch gänzlich vereinsamt 10 Jahre, bis er an der Wende einer neuen Zeit, die auch seinen Gedanken Gerechtigkeit widerfahren läßt, als 81jähriger aus einem reichen Leben schied.

Bevor wir kurz das schöne Weltanschauungsvermächtnis Ruskins in «Sesam and Lilies» betrachten, wollen wir noch einige sehr charakteristische Punkte aus Weissers schöner Darlegung anführen:

Zunächst ist es interessant, Ruskins Stellungnahme zur modernen Naturwissenschaft näher kennen zu lernen. Da hören wir:

„Mit offnem Auge, wie nicht leicht ein anderer Kunstschriftsteller, nimmt er die Natur in sich auf, in Gegenstände aus allen Naturreichen hat er sich mit unermüdlicher Liebe und peinlichster Genauigkeit vertieft, lange Kapitel, z. B. seiner «Modern painters», sind naturgeschichtlichen Erörterungen gewidmet. Aber so eifrig er der beschreibenden Naturwissenschaft huldigt, so mißtrauisch ist er gegen die moderne physiologische und anatomische Methode der Forschung, und die darauf sich aufbauenden Lehren sind großenteils in seinen Augen nicht bloß objektiv falsch, sondern sittlich, verwerflich und gefährlich . . . Daß ihm von seinem Standpunkt aus vollends die Deszendenztheorie unheilvoll erscheinen mußte, läßt sich denken. Derb fällt er öfters gegen Darwin aus: „Darwin übt auf alle eitel neugierigen und gedankenlos spekulierenden Leute einen unwiderstehlichen Zauber aus und hat in seinem Gefolge alle frechen Dummköpfe Europas gesammelt, gleich einem trüben Kometen, der mit seinem nutzlosen Schweif von phosphoreszierendem Nichts zwischen den stetigen Sternen herumwedelt.“ An anderer Stelle sagt er „die peinlichste Forschung leitet uns nur zu den ersten und ursprünglichen Trieben der Menschennatur, für die sich kein weiterer Grund geben läßt, als der einfache Wille der Gottheit, daß wir so sein sollen“. Und vor allem sein schöner Gedanke, den seine dummen, deutschen Imitatoren nicht begriffen haben, darf hier nicht fehlen: „Man kann nicht durch Malerei oder

Gesang zu einem guten Menschen sich machen, sondern man muß ein guter Mensch sein, ehe man malen oder singen kann." Das muß ist natürlich nicht a priori sondern a posteriori d. h. postulierend gefaßt."

Sodann müssen wir noch einmal kurz seine große Bedeutung für die Renaissance des Kunsthandwerks zusammenfassen. — Darüber äußert sich Weisser: „Maßgebend sind seine Lehren sodann besonders für das Kunstgewerbe geworden und gewinnen noch heute von Tag zu Tag an Bedeutung. Der Gedanke, daß die persönliche Arbeit des Künstlers, die Seele, die er in sein Werk hineinlegt, diesem die eigentliche Weihe gibt und dadurch auch einen an sich unbedeutenden Gegenstand zum Kunstwerk erheben kann, daß nichts der künstlerischen Behandlung zu gering und unwürdig ist, führt in seiner Anwendung darauf, daß wir im Kunstgewerbe etwas ganz anderes sehen, als es noch vor einem Vierteljahrhundert zur Zeit des Aufschwungs der kunstgewerblichen Arbeit der Fall war. Das Kunstgewerbe steht jetzt nicht mehr neben sondern in der Kunst als vollberechtigte Seite der großen und ganzen Einheit künstlerischen Strebens und jede heutige Kunstausstellung führt uns dafür den Beweis vor Augen. Selbst bis hinein in die Entwicklung des modernen, ornamentalen Stils lassen sich Ruskins Anregungen verfolgen. Diesem Gebiet und dem der Baukunst gemeinsam gelten Ruskins Mahnungen zur Wahrheit in der Wahl von Stoff, Form und Ausschmückung. Die Forderung einer rein

dem Zweck individuell angepaßten, von Schablonenmäßigem wie von allem unnötigen Beiwerk freien Grundform hat sich in der Architektur als fruchtbarer Gedanke erwiesen. Nicht neu, aber doch in neuester Zeit wieder zu erhöhter Geltung gelangt ist der Satz von Ruskin, daß Ebenmaß der Verhältnisse wichtiger ist als Symmetrie, ja daß richtig abgewogene Proportion häufig zur Symmetrie im Gegensatz steht. In den Anschauungen über Material und Schmuck in der angewandten Kunst ist seit Ruskins Mahnrufen manches besser geworden, und man beginnt auch bei uns das Echte zu schätzen; aber doch fehlt gerade hier noch viel, und besonders bei uns in Deutschland, bis zur Erkenntnis einiger der gesundesten und gediegensten von Ruskin, z. B. in seinen „Sieben Leuchtern der Baukunst" ausgesprochenen Sätze. Es fehlt noch viel, bis die Erkenntnis allgemein durchdringt, daß eine künstlerische Lüge, wie z. B. das Ankleben von Bauornamenten aus Zinkblech und dergl. in ihrer Art so verwerflich ist wie jedes sonstige unwahre Gebaren im täglichen Leben. Gerade darauf legt Ruskin immer wieder Nachdruck, daß wir lernen müssen, auch in den kleinen Dingen des praktischen Lebens immer mehr künstlerische Gesetze und Sittengesetze als eines zu betrachten."

Aber das ist nicht die Hauptsache. Denn was nutzt uns alle Renaissance unsrer Häuser, Städte, Möbel und Schmuckgegenstände, wenn wir nicht die Kraft zu einer inneren Renaissance finden, die wohl besser

Reformation zu nennen ist. Die Schönheit hat uns das Florenz der Medici und das Rom Leos und Julius' della Rovere gegeben, die Besserung folgte aus dem tiefen, deutschen Geiste durch einen einfachen Bauernsohn, dem all der Luxus nicht den Weg nach innen, zu den tiefsten Quellen menschlich-persönlichen Lebens verbauen konnte.

Von dieser „Innendekoration“ im besten Sinne des Wortes handelt Ruskin in den beiden ersten Vorträgen aus «Sesam and Lilies». „Von den Schatzhäusern des Königs“ und von den „Gärten der Königin“, während er im dritten: „Das Geheimnis des Lebens und seiner Künste“ im ausgesprochensten Gegensatz zu Nietzsche, der ihm persönlich nicht bekannt war, löst.

Im Vorwort zur Gesamtausgabe sagt Ruskin selbst:

Der erste Vortrag sagt oder versucht zu sagen, daß das Leben sehr kurz und die ruhigen Stunden darin sehr selten sind und daß wir daher keine damit verlieren sollten, wertlose Bücher zu lesen; ferner, daß wertvolle Bücher in einem zivilisierten Lande jedermann zugänglich sein müßten, vorzüglich gedruckt, zu einem entsprechenden Preise, aber nicht in einer schlechten, gewöhnlichen, oder durch zu kleinen Druck schädlichen Ausgabe zu einem geringen Preise. Denn keiner von uns braucht viele Bücher, aber die, welche wir brauchen, müssen deutlich gedruckt sein, auf gutem Papier und einen guten Einband haben. Und obgleich

wir jetzt tatsächlich eine elende und arme Nation und kaum imstande sind, Seele und Körper zusammenzuhalten, so braucht doch kein Mensch in leidlichen Verhältnissen, der sich schämen würde, eingestandenermaßen schlechten Wein oder schlechtes Fleisch auf seinen Tisch zu bringen, auf seinen Regalen schlecht gedruckte oder lose und jämmerlich zusammengeheftete Bücher zu dulden; denn obgleich nur wenige reich sein können, so kann doch jedermann, der ehrlich arbeitet für sich und seine Familie gute Stiefel, gute Handschuhe, starkes Sielenzeug für seine Karren oder Wagenpferde und feste Ledereinbände für seine Bücher erschwingen. Ich möchte es jedem jungen Manne dringend ans Herz legen, als Anfang seiner nötigen und verständigen Anschaffungen für seinen Haushalt, so bald er irgend kann, sei es auch durch strengste Sparsamkeit, eine beschränkte, nutzbringende und stetig — wenn auch noch so langsam — zunehmende Sammlung von Büchern zum lebenslänglichen Gebrauch zu erwerben und seine kleine Bibliothek zum schönsten Schmuckstück seines Zimmers zu machen. Jeder Band muß seine bestimmte Stelle haben, wie eine kleine Statue ihre Nische, und eine der ersten und strengsten Lehren an die Kinder des Hauses bestehe darin, daß sie die Seiten ihrer eigenen und literarischen Besitztümer leicht und sorgfältig umblättern lernen, ohne sie zu zerreißen oder Eselsohren darin zu machen.

Dies ist meine erste Vorstellung von der Gründung königlicher Schatzhäuser, und der erste Vortrag soll ein

wenig den Nutzen und die Kostbarkeit ihrer Schätze zeigen; aber die beiden folgenden haben höhere Ziele, da sie in der Hoffnung geschrieben wurden, Englands Jugend, soweit meine schwachen Worte dazu imstande sind, aufzurütteln, damit sie ein wenig an die Aufgaben des Lebens denken, in das sie eintreten, und an die Natur der Welt, die sie erobern sollen". Der erste Vortrag handelt wesentlich von der Innenbildung des Mannes, die nie stärker gefordert werden muß, als in unserer nervösen Zeit.

Er geht zunächst von dem landläufigen Begriff von „Vorwärtskommen" aus: „Im praktischen Sinne bedeutet heutigen Tages „Vorwärtskommen im Leben" sich auszeichnen, eine Stellung erlangen, die von andern als anständig und ehrenhaft angesehen wird. Wir verstehen im allgemeinen unter diesem Vorwärtskommen nicht das bloße Gelderwerben, sondern, daß es bekannt wird, daß man es sich erworben hat; nicht die Vollführung einer großen Tat, sondern, daß es gesehen wird, daß man sie vollführt hat. Mit einem Wort, wir meinen die Befriedigung unseres Beifalldurstes. Dieser Durst ist nicht nur die letzte Schwäche edler Seelen, sondern auch die erste Schwäche schwacher Seelen und überhaupt der stärkste treibende Einfluß auf die durchschnittliche Menschheit. Die größten Anstrengungen des menschlichen Geschlechts sind immer auf die Lust am Ruhm zurückzuführen, wie seine größten Katastrophen auf die Lust am Vergnügen." Er stellt dann die Frage, wer von den

Zuhörern die Sucht nach Lob als stärksten Ansporn anerkennt, worauf circa zwölf nicht zu Unsichere die Hand hochheben. Auf die Frage ob die Pflicht das erste Motiv ist, sagt er wörtlich: („Es heißt, daß eine Hand hinter dem Vortragenden in die Höhe hochgehoben worden sei"). Er geht nun zum Nutzen echter Freundschaft über und weist nach, daß sie in den meist durch „Zufall oder Notwendigkeit" enggezogenen Grenzen unsres Lebens keine große Wahl zulasse, und weist nun hin, daß, anstatt glücklich zu sein, den Blick irgend einer langweiligen Prinzessin oder einer Schranze zu erhaschen, man doch lieber in ein treues Verhältnis zu den wahren Königen z. B. nenne ich hier nur Shakespeare treten sollte.

Dann macht er eine glückliche Teilung: Bücher der Stunde (gute und schlechte) und Bücher der Zeiten (gute und schlechte). Er hätte hier noch spezifische Bücher einer Zeit einschieben können, die später nur noch kultur- oder literar-historischen, aber wenigstens doch noch einen gewissen Wert haben.

Aber er muß sich näher definieren:

„Das gute Buch der Stunde also — denn ich rede nicht von den schlechten — ist einfach die für uns gedruckte, nützliche oder angenehme Unterhaltung einer Person, mit der wir auf andere Weise nicht reden können. Oft sehr nützlich, wenn sie uns sagt, was wir zu wissen nötig haben, und oft so angenehm, wie die Unterhaltung mit einem anwesenden verständigen Freunde sein würde. Diese interessanten Reise-

beschreibungen, heiteren und witzigen Erörterungen der Tagesfragen, lebhaften oder rührenden Erzählungen in Novellenform, ernsten Schilderungen von Tatsachen durch wirkliche, an den Ereignissen der vorbeiziehenden Geschichte beteiligte Uebermittler; — alle diese Bücher der Stunde, die immer zahlreicher bei uns werden, je allgemeiner die Erziehung wird, sind ein besonderes Besitztum der gegenwärtigen Zeit; wir sollten sehr dankbar dafür sein und uns aufrichtig schämen, wenn wir keinen guten Gebrauch davon machen. Aber wir machen den denkbar schlechtesten Gebrauch davon, wenn wir ihnen gestatten, den Platz wirklich guter Bücher zu usurpieren; denn streng genommen sind es gar keine Bücher, sondern nur gut gedruckte Briefe oder Zeitungen. Der Brief unseres Freundes mag heute sehr anziehend oder nützlich sein; aber ob er wert ist, aufbewahrt zu werden, ist zu überlegen. Die Zeitung mag für die Frühstücksstunde sehr passend sein, ist aber entschieden keine Lektüre für den ganzen Tag." (Das zweimalige Erscheinen von Tageszeitungen ist ja momentan bei der rasenden Hast unsres geschäftlichen Lebens erklärlich, aber zugleich eine Todsünde an den wenigen freien Stunden, die für bessere Dinge übrig sein sollten. Denn das Leben ist: kurz.) „Aber ein Buch wird nicht nur geschrieben, um die Stimme zu vervielfältigen, oder sie weiter zu tragen, sondern um ihr eine Fortdauer zu verleihen."

„Denn wenn wir schweigen, redet sie . . ."

„Der Verfasser hat etwas zu sagen, was er für wahr und nützlich oder schön und heilsam hält. Soviel er weiß, hat es noch niemand gesagt; soviel er weiß, kann es sonst niemand sagen." („so sagen" wäre vielleicht noch besser.) Er ist verpflichtet, es so klar und melodisch zu sagen wie er kann, jedenfalls klar. Im Fazit seines Lebens erscheint ihm dies als die Hauptoffenbarung, — als das Stückchen wahrer Erkenntnis oder Einsicht, die ihm sein Teil Sonnenschein und Erde erlaubt haben, zu erfassen. Er möchte es gern, für ewig niederschreiben, es in einen Felsen eingraben, wenn er könnte, mit den Worten: „Dies ist das beste an mir, im übrigen aß ich und trank und schlief und liebte und haßte wie jeder andere; mein Leben war wie der Rauch und ist nichts; aber dies sah und erkannte ich; wenn irgend etwas an mir, so ist dies eurer Erinnernng wert." Schöner konnte der Begriff Buch nicht definiert werden. So tot, wie man gemeinhin denkt, sind nun diese besten Bücher nicht. Sie stellen auch Anforderungen und oft sehr hohe. „Wenn du nicht zu uns aufstreben willst, können wir uns nicht zu dir herablassen. Der lebende Fürst mag Höflichkeiten entgegennehmen, der lebende Philosoph dir seine Gedanken mit beträchtlicher Mühe auseinandersetzen; aber hier wird weder geheuchelt noch erklärt; du mußt dich zu der Höhe unserer Gedanken erheben, wenn du Freude an ihnen haben willst, und unsere Gefühle teilen, wenn du unsere Gegenwart erkennen willst."

Die erste Pflicht des Lesenden ist daher der Glaube, in dem Buch etwas zu finden, was ihm noch nicht bekannt oder deutlich geworden ist.

Sodann darf er nicht beim ersten flüchtigen Durchblättern, wie es so viele Kritiker tun, glauben, daß er nun mit dem Buche fertig wäre. Sondern das Beste daraus pflegt „zwischen den Zeilen zu liegen". So nur: die Grundidee des Faust oder Hamlet. „Der ganze Unterschied zwischen Bildung und Nichtbildung besteht (was den rein intellektuellen Teil davon betrifft) in (der) Genauigkeit."

Das folgende, die Anleitung philologisch zu lesen, verfällt ins Pedantische und ist fraglos übertrieben.

Die Folge einer solchen Versenkung wird die Einsicht von dem hohen, geistigen Wert großer Männer und ihre Charakterveredlung sein.

„Ein klein wenig ehrliches Studium derselben wird Sie zu der Erkenntnis befähigen, daß das, was Sie für Ihr eigenes Urteil hielten, nur zufälliges Vorurteil war, und aufgehäuftes, unnützes, verworrenes Unkraut wertloser Gedanken; ja, Sie werden sehen, daß der Geist der meisten Menschen in der Tat nicht viel mehr ist, als eine rauhe Heide-Wildnis, vernachlässigt und starr; teils unfruchtbar und teils überwachsen von verderblichem Dorngestrüpp und giftigem, vom Wind ausgesäeten Grase bösen Argwohns; und das erste, was Sie für sie und auch für sich selbst tun müssen, darin besteht, dies alles rasch und verachtungsvoll in Brand zu setzen; das

ganze Gestrüpp in gesunde Aschenhaufen niederzubrennen und dann zu pflügen und zu säen."

Nicht das Gefühl ist an sich verdammenswert, sondern das rauhe und unedle, ungeschulte Innenleben, besonders der modernen bessern Hälfte der Männer, die noch frei von jeder Hysterie und Feminität geblieben sind. Darum ruft Ruskin mit Recht: „Ach, es ist die Engherzigkeit, Selbstsucht und Kleinlichkeit des Gefühls, die man heutigen Tages in England beklagen muß — ein Gefühl, daß sich in Boukets und Reden ausgibt, in Schmausereien und Zechgelagen, in Scheingefechten und lustigen Puppenspielen, während man ruhig zusieht, wie edle Nationen hingemordet werden, und weder eine Anstrengung macht, noch eine Träne vergießt."

Die Leidenschaften «passions» sind bei Gebildeten stets gerecht, gemäßigt und beständig. Nicht aber wie die des von ihm verdeckt aber leicht zu erraten — angegriffnen England: grausam und planlos. Zwar ist das Innerste der Nation noch nicht angefressen, aber alle edlen Gefühle sind getrübt und das Gute wird bewußtlos getan. Nun schießt er mit 20 Pfündern: „Keine Nation kann bestehen, die sich zum Pöbel gemacht hat, so großmütig sie auch im Herzen sein mag. Sie muß ihre Leidenschaften in Zucht halten und sie lenken, oder sie wird eines Tages von ihnen mit Skorpionpeitschen gezüchtigt werden. Vor allen Dingen aber kann keine Nation Bestand haben, die sich zu

einem gelderwerbenden Pöbel gemacht hat; sie kann nicht ungestraft weiter bestehen und fortfahren, Literatur, Wissenschaft, Kunst, Natur und Mitleid zu verachten und ihre ganze Seele auf Pfennige zu konzentrieren. Halten Sie das für harte oder erregte Worte?“ (Diese Frage stelle ich auch. A. d. V.) „Haben Sie nur noch ein wenig Geduld mit mir. Ich werde Ihnen ihre Wahrheit Satz für Satz beweisen.“

Was die Verachtung der Literatur anbetrifft, so fragt Ruskin: „Wieviel glauben Sie wohl, daß wir alle zusammen auf unsere öffentlichen oder Privatbibliotheken verwenden, im Vergleich mit dem, was wir für unsere Pferde ausgeben? Wenn ein Mann große Ausgaben für seine Bibliothek macht, dann nennt man ihn einen Büchernarren. Aber man spricht nie von einem Pferdenarren, obgleich sich täglich Leute durch ihre Pferde ruinieren, und man hört nie davon, daß sich Leute, durch ihre Bücher ruiniert hätten. Welche Stellung würde der Aufwand für Literatur einnehmen, wenn er mit dem Aufwand für schwelgerisches Speisen verglichen würde? Wir sprechen von Nahrung für den Geist ebenso wie von Nahrung für den Körper; nun enthält ein gutes Buch solche Nahrung in unerschöpflichem Maße; es ist ein Vorrat fürs Leben und für das beste, das an uns ist; und doch, wie lange würden die meisten Leute

das beste Buch betrachten, bevor sie sich entschlössen, den Preis eines großen Steinbutts dafür zu zahlen? Wenn Bücher den zehnten Teil von dem kosteten, was für Armbänder bezahlt wird, dann würden sogar törichte Männer und Frauen mitunter auf den Gedanken kommen, daß Lesen etwas ebenso Gutes sein könne wie Essen und Trinken und Juwelentragen; während gerade die Billigkeit der Literatur daran schuld ist, daß sogar kluge Leute vergessen, daß ein lesenswertes Buch auch wert sei, gekauft zu werden. Kein Buch ist das Geringste wert, wenn es nicht viel wert ist, und es ist auch nicht brauchbar, ehe es nicht gelesen und wieder gelesen, geliebt und immer wieder geliebt ist. Auch Zeichen müssen darin gemacht werden, damit man die gewünschten Stellen auffinden kann; wie ein Soldat die nötigen Waffen in einer Rüstkammer ergreift, oder eine Hausfrau das nötige Gewürz aus ihrer Vorratsstube holt".

Ueber die Verachtung der Wissenschaft führt er das Beispiel des Solenhofener Fundes an, der England angeboten wurde für 700 Pfund Sterling. „Die ganze Sammlung würde sich in diesem Augenblicke im Münchener Museum befinden, wenn Professor Owen nicht seine eigene Zeit geopfert und das britische Publikum in der Person seiner Vertreter so lange geduldig gequält hätte, bis er die Erlaubnis erhielt, sofort 400 Pfund Sterling zu bezahlen, und sich selbst verpflichtete, für die übrigen 300 Pfund Sterling aufzukommen!"

Sehr bedeutend ist auch, was er über die Natur-

verachtung seiner lieben Landsleute sagt, die wir natürlich ebenfalls wie die Affen nachahmen mußten: „Die französischen Revolutionäre machten Ställe aus den Kathedralen Frankreichs; Sie haben Rennbahnen aus den Kathedralen der Erde gemacht. Ihr einziger Begriff von Vergnügen besteht darin, in Eisenbahnwagen um die Schiffe der Kirchen herum zu fahren und von ihren Altären zu essen („Ich meinte die schönen Orte der Welt.")

Es gibt kein stilles Tal in England, das Sie nicht mit Feuer von Schmiedeblasebälgen erfüllt, es ist kein Stückchen englischen Landes übrig geblieben, auf das Sie nicht Kohlenasche getrampelt haben. — Die Alpen selbst, die Ihre eigenen Dichter so verehrungsvoll liebten, werden von Ihnen nur wie die eingeseiften Kletterstangen in einem Bärenzwinger betrachtet, um daran, „mit lautem Freudengeschrei" herauf und herunter zu klettern. Wenn Sie nicht mehr schreien können und die menschliche Stimme nicht mehr genügt, Ihre Freude auszudrücken, dann erfüllen Sie die stillen Täler mit Sprengpulverexplosionen und stürzen nach Hause, rot von dem Hautausschlag der Ueberhebung und redselig mit dem krampfhaften Schluck- auf der Selbstbefriedigung." Auch von der Verachtung des Mitleids weiß er ein Bild in der Antithese von einem aus schlechtem Verdienst verhungerten, verschämten Armen und der Beschreibung eines luxuriösen Diners bei einer demimondaine des Empire zu geben.

Wie uns auf den Kopf scheint folgender Passus geschrieben:

„Unser nationaler Wunsch und Zweck ist nur, amüsiert zu werden; unsere nationale Religion besteht in der Ausübung kirchlicher Zeremonien und in der Predigt einschläfernder Wahrheiten (oder Unwahrheiten), um den Pöbel ruhig bei der Arbeit zu halten, während wir uns amüsieren; und die Notwendigkeit dieses Vergnügens drängt sich uns wie ein fieberhaftes Unwohlbefinden auf, mit trockener Kehle und irren Augen, sinnlos, ausschweifend, erbarmungslos. Wie buchstäblich bezeichnet das Wort Unwohlbefinden, als die Verneinung und Unmöglichkeit des Wohlbefindens, den ganzen moralischen Zustand unserer englischen Betriebsamkeit und ihrer Vergnügungen!" (Deutsche könnten wir genau so gut sagen.)

„*Wenn Leute richtig beschäftigt sind, dann wachsen ihre Vergnügungen naturgemäß aus ihrer Arbeit heraus*, wie die farbigen Kelchblätter aus einer fruchttragenden Blume; — wenn sie getreulich, hilfreich und mitleidig sind, dann werden alle ihre Empfindungen beständig, tief und ewig und so belebend für die Seele, wie der Puls für den Körper ist. *Aber, da wir jetzt keine wahre Tätigkeit haben, werfen wir uns mit unserer ganzen männlichen Energie auf die falsche Tä-*

tigkeit des Geldmachens; und da wir keine wahren Empfindungen haben, müssen falsche Gefühle für uns aufgeputzt werden, mit denen wir nicht so harmlos spielen wie die Kinder mit ihren Puppen. Nur der kommt im Leben wirklich vorwärts, dessen Herz sanfter, dessen Blut wärmer, dessen Verstand schärfer wird, und dessen Geist in den lebendigen Frieden eingeht."

„Abschätzen! — nein Sie können nicht abschätzen. Wer kann den Unterschied abschätzen zwischen der Macht derjenigen, die „schaffen und lehren" und die Größten in den Königreichen der Erde und des Himmels sind — und der Macht derjenigen, die vernichten und verbrauchen — deren Macht allerhöchstens die Macht der Motte und des Rostes ist? Merkwürdig! Wenn man bedenkt, wie die Mottenkönige Schätze für die Motten aufspeichern, und die Rostkönige, die für die Kraft ihrer Völker dasselbe sind wie der Rost für eine Rüstung, Schätze für den Rost sammeln; aber wie wenige Könige haben jemals Schätze aufgespeichert, die keiner Bewachung bedürfen — Schätze, die, je mehr Diebe vorhanden waren, nur umso besser wurden!"

Den Schluß bildet seine Anregung zur Gründung von Volksbibliotheken, die auch in Deutschland endlich vor allem in der Kaiser-Wilhelms-Bibliothek in Posen realisiert zu werden beginnt. Aber Eigentum sage ich

zum Schluß ist doch auch etwas Schönes. Darum müssen trotz der Güte des verwendeten Materials billige Gesamtbibliotheken da sein, deren einzelnes Exemplar auch für arme Leute erschwinglich ist. So haben wir Reklam und Handel, die nur namentlich der erstere neben dem Guten zu viel Minderwertiges veröffentlichen. Was aber ist gut? Das ist je nach Neigung und Fachstudium verschieden. Soviel aber mag als nahezu Bestes aus dem Gebiet der Geisteswissenschaften, natürlich im einzelnen noch zu ergänzen genannt sein:

1. Die Bibel.
2. Literatur.
   a) Homer,
   b) Shakespeare,
   c) Goethe und Schiller (Auswahl),
   d) eventuell noch ein kleineres Ingenium, das, wie beispielsweise Eduard Mörike in vier Bänden nahezu nur Vollendetes hinterlassen hat.
   e) Grimms Märchen.
   f) Andersens Märchen.
3. Geschichte: Mommsen: Römische Geschichte.
   Ranke, Weltgeschichte.
   Treitschke, Neuzeit.
   Eventuell Carlyle: Französische Revolution und über Helden und Heldenverehrung.
4. Persönlichkeitsbildung:
   Smiles: Der Charakter.
   Emerson, Essays, Lebensführung.

H. Grimm: Michelangelo, Essays und Fragmente.

Ruskin (in Auswahl).

Schopenhauer: Aphorismen zur Lebensweisheit.

5. Philosophie: Platon, Dialoge.

Kant, die Kritiken.

Schopenhauer Werke.

Damit wäre ich persönlich schon fast am Ende.

Es kommt eben nicht auf die Ausdehnung des Schatzhauses, sondern auf die erworbenen Schätze an, die darin liegen. Ueber jedes Mannes Innenleben aber müßten nicht die bekannten Worte aus Dantes Hölle, sondern die Worte leuchtend stehen: «Introite nam et hic dii sunt.»

XVI.

John Ruskin II. Ruskins Weltanschauung. Sesam and Lilies (Schluß).

Den zweiten, der Frau als „Ideal" wahrer Menschlichkeit gewidmeten Vortrag: „Von den Gärten der Königin" beginnt Ruskin mit einer prachtvollen Synthese des vorhergehenden mit der Quintessenz des neuen: „Wie wir lesen müssen": „Da dieser Vortrag die Fortsetzung eines früher gehaltenen ist, wird es vielleicht gut sein, wenn ich in kurzen Worten die allgemeine Absicht feststelle, die mich bei beiden leitete. Die in dem ersten hauptsächlich aufgestellten Fragen, wie und was wir lesen sollen, entstanden aus einer viel tieferen, von der ich hoffte, daß Sie sie sich selbst ernstlich vorlegen sollten, nämlich, warum wir lesen sollen. Ich möchte Sie mit mir fühlen lassen, daß alle Vorteile, die wir in der gegenwärtigen Zeit durch die Ausbreitung der Erziehung und Literatur besitzen, nur richtig von uns benutzt werden können, wenn wir klar begriffen haben, wohin die Erziehung uns leiten

und was die Literatur uns lehren kann. Ich möchte Sie einsehen lassen, daß eine wohlgeleitete moralische Erziehung und eine sorgfältig gewählte Lektüre zu dem Besitz einer Macht über die schlecht Geleiteten und Ungebildeten führen, die je nach ihrem Maßstabe im wahrsten Sinne eine königliche ist, da sie in der Tat das reinste Königtum verleiht, das es unter Menschen geben kann; während nur zu viele andere Königtümer (mögen sie auch noch so ausgezeichnet sein durch sichtbare Insignien oder materielle Macht), entweder gespenstisch oder tyrannisch sind; — gespenstisch — das heißt solche, die nur Schattenbilder königlichen Wesens sind, hohl wie der Tod, und die nur „das Ebenbild einer königlichen Krone tragen"; oder — tyrannisch — das heißt solche, die den eigenen Willen für das Gesetz von Gerechtigkeit und Liebe einsetzen, durch das alle echten Könige regieren.

Er geht zu den Pflichten der Frau über und sagt: Wir hören von dem „Beruf" und den „Rechten" der Frau, als ob diese jemals von dem Beruf und den Rechten des Mannes getrennt sein könnten — als ob sie und ihr Herr Geschöpfe von unabhängiger Art und unvereinbarlichen Ansprüchen wären. Dies, wenigstens, ist falsch. Und nicht minder falsch — vielleicht sogar in noch törichterem Sinne falsch (denn ich will dem vorausgreifen, was ich zu beweisen hoffe) — ist die Idee, daß die Frau nur der Schatten und das begleitende Abbild ihres Gebieters ist, ihm einen gedankenlosen, servilen Gehorsam schuldet und in ihrer

Schwäche vollständig von seiner überwiegenden Kraft gestützt wird." (Das letztere ist heut bei dem ruhigeren, normaleren Leben der besseren Frauen beinahe umgekehrt richtig. A. d. V.).

Er will, um über die Stellungnahme der Frau zum Manne Klarheit zu bekommen, sich bei den großen Dichtern Rats holen. Hier geht er allerdings etwas einseitig zu Wege, indem er die größten „realen" Frauengestalten, die Goethes, den er nicht leiden konnte, ganz aus dem Spiel läßt. Da sind zunächst Shakespeares Männer und Frauen. Aufs feinste weist er nach, daß Shakespeares Männer fast nie heroisch sind: Othello ist schwachköpfig, Coriolan, Cäsar und Antonius fallen aus Eitelkeit, Hamlet ist vergrübelt, Romeo jungenhaft, der Kaufmann apathisch, Lear ein bloßer Mummelgreis. Vielleicht sind Shakespeares Männer keine reinen Heroen, weil sie zu sehr wirkliche Menschen sind, dem vollen Leben nachgebildet wie Goethes Frauen. Wohingegen Shakespeares Frauen im allgemeinen doch schöngefärbte rhetorische Bilder ohne allzu tiefe Psychologie sind, von Cleopatra, Frau Fluth, und der einzigen Lady Macbeth abgesehen. Dies Moment übersieht Ruskin als idealer Doktrinär ganz.

Die andern dagegen Cordelia, Desdemona, Isabella, Imogen und wie sie heißen mögen sind eben solche Unschuldsengel wie Schillers Amalia oder Thekla.

Aus den von ihm ins Auge gefaßten Charakteren ergibt sich ihm, „die Erlösung, wenn eine solche über-

haupt stattfindet, stets durch die Weisheit und Tugend einer Frau, und, wenn diese versagt, gibt es keine.“ Die Belege würden hier zu weit führen. Er hat sie alle ausführlich zu geben versucht.

Er fährt fort: „Bemerken Sie ferner: Unter allen Hauptfiguren in Shakespeares Stücken befindet sich nur eine schwache Frau — Ophelia; und weil sie Hamlet im kritischen Augenblick in Stich läßt, ihm keine Stütze ist und ihrer Natur nach auch gar nicht sein kann, als er sie am meisten braucht, tritt die bittere Katastrophe ein. Schließlich gibt es ja auch drei böse Frauen unter den Hauptfiguren — Lady Macbeth, Regan und Goneril — aber man fühlt sofort, daß sie nur erschreckende Ausnahmen von den gewöhnlichen Gesetzen des Lebens sind und daß das Verhängnisvolle ihres Einflusses im Verhältnis zu der Macht für das Gute steht, das sie aufgegeben haben.“

„Dies,“ faßt er zusammen, „ist das klar und deutlich ans Licht gebrachte Zeugnis Shakespeares von der Stellung und dem Charakter der Frauen im menschlichen Leben. Er stellt sie als unfehlbar treue und weise Ratgeber dar, — als Muster unbestechlicher Gerechtigkeit (Wo findet man das bei Frauen? A. d. V.) und Reinheit — immer stark genug, zu veredeln, selbst wenn sie nicht retten können.“

Die Anfrage bei Scott, diesem liebenswürdigen romantisch-breiten Familienerzähler des vorigen Jahrhunderts, die der großen Seelenreinheit dieses mehr

guten als bedeutenden Menschen zufolge eine genau ebensolche Antwort erhalten mußte, übergehe ich wegen der geringen Bedeutung dieses Urteils.

Als nächstes Zeugnis zieht er die großen Italiener und Griechen heran. Die Verliebtheit des einsamen, seiner toten Beatrice nachtrauernden Dante als Richtschnur zu nehmen halte ich für völlig verfehlt. Da die Urbilder solcher Dichterschwärmereien — ich darf als Dichter hier wohl aus Erfahrung sprechen — oft absolut simple oder gar beschränkte „Damen" gewesen sind.

Daß aber diesen Phantasien männlicher Erotik doch ein realer Kern zugrunde liegt ist wahr. Und man kann sagen, daß eine „gute Frau immer noch besser ist als der beste Mann". Aber eine solche ist mehr als das, was man unter „gute Frau" versteht. Sie ist als kopf- und herzensklug und warm eine ebenso seltene Ausnahme wie das männliche Genie und hat ihre größte Verwirklichung wohl nur in jener eminenten Vittoria Colonna Marchesa von Pescara gefunden, auf die wir noch zurückkommen.

Er folgert aus seinen zahlreichen Anziehungen, daß der Mann Ritter seiner ihn durch ihre Weisheit und milde Güte erlösenden „Herzenskönigin" zu lebenslangem treuem Dienst verpflichtet ist. Wir würden es unserm Gefühl nach besser so Dankbarkeit nennen, wie sie Robert Burns unvergänglich gemacht hat in seinem herrlichen Hochlandlied:

John Anderson, mein Lieb

Wie reimt sich nun weibliche Leitung mit Nachgiebigkeit zusammen?

Darauf antwortet er: „Wir sind töricht, wenn wir von der Ueberlegenheit des einen Geschlechts über das andere reden, als ob sie in denselben Dingen verglichen werden könnten. Jedes hat das, was das andere nicht hat; jedes ergänzt das andere und wird durch das andere ergänzt; sie sind sich in nichts gleich, und das Glück und die Vollkommenheit beider hängen davon ab, daß jedes von dem andern fordert und erhält, was nur das andere geben kann.

Liegt die Stärke des Mannes im Denken, Erfinden und im Kampfe, so die der Frau im Herrschen über das Erworbene und in der sanfteren Ordnung. Wundervoll schildert er ein rechtes Eheglück. „Der Mann muß bei seiner rauhen Arbeit in der Oeffentlichkeit jeder Gefahr und Prüfung entgegentreten; — ihm werden daher Fehlschläge, Kränkungen und unvermeidliche Irrtümer zu teil; er muß häufig verwundet, besiegt, irre geleitet und stets abgehärtet werden. Aber er schützt die Frau vor diesem allen; in sein von ihr beherrschtes Haus braucht, wenn sie *es nicht selbst aufsucht*, weder Gefahr noch Versuchung, noch irgend eine Ursache für Irrtum oder Kränkung zu bringen. Das ist die wahre Natur des Heims, — es ist der Ort des Friedens; die Zuflucht, nicht nur vor aller Verletzung, sondern vor allem Schrecken, allem Zweifel und aller Spaltung. Wenn es dies nicht ist, so ist es kein Heim; wenn die Sorgen des

äußeren Lebens hineindringen und der widersinnigen, unbekannten, ungeliebten oder feindseligen Gesellschaft der äußeren Welt durch den Mann oder die Frau gestattet wird, die Schwelle zu überschreiten, dann hört es auf, ein Heim zu sein; dann ist es nur noch ein Teil der äußeren Welt, den Sie überdacht und in dem Sie ein Feuer angezündet haben. Aber wenn es ein geheiligter Ort ist, ein Vestatempel, ein Tempel über dem Herdfeuer, das von Hausgöttern bewacht wird, vor deren Angesichter nur die treten dürfen, die sie mit Liebe empfangen können, — wenn es dies ist und Dach und Feuer nur die Sinnbilder eines edleren Schattens und Lichtes sind, — eines Schattens, wie der eines Felsens in einem wüsten Lande und eines Lichts, wie das des Pharao auf dem stürmischen Meer — dann verdient es den Namen Heim und darf als solches gerühmt werden.

Wohin ein echtes Weib auch kommen mag, wird dies Heim sie immer umgeben. Sie mag nur die Sterne über ihrem Haupte haben, und der Glühwurm im taufeuchten Gras mag die einzige Leuchte ihrer Füße sein; dennoch ist Heim, wo sie sich immer befindet; und für eine edle Frau dehnt es sich weit um sie herum aus, schöner als wenn es mit Zedernholz getäfelt oder mit Scharlach ausgemalt wäre, und es läßt sein mildes Licht weit hinausleuchten für die, welche sonst heimatlos sein würden.

Soweit sie herrscht, muß alles recht sein, oder nichts ist recht. Sie muß ausdauernd und unbestechlich

gut sein; instinktiv und unfehlbar klug — klug, nicht für Selbstentwickelung, sondern für Selbstentsagung klug, nicht um sich über ihren Gatten zu stellen, sondern um nie von seiner Seite zu wanken; klug, nicht mit der Engherzigkeit kecken und lieblosen Stolzes, sondern mit der hingebenden Sanftmut einer unendlich abwechselungreichen, weil unendlich anwendbaren, bescheidenen Hilfsbereitschaft — der wahren Veränderlichkeit der Frauen. In diesem großen Sinne «La Doma è mobile», nicht «qual plum' al vento»; und auch nicht so veränderlich wie der Schatten, den die leicht zitternde Espe warf; sondern veränderlich wie das Licht, vielfältig in schönen und reinen Strahlentönen, die die Farbe von allem aufnehmen und erhöhen, worauf sie fallen.

Seine zweite Frage ist die: Wie muß die Vorbereitung zu einer solchen Pflicht sein?

Die erste besteht in guter körperlicher Ausbildung, die die Frau nicht nur schön, sondern auch kräftig und gesund macht.

Doch muß diese Ausbildung von „einem lebendigen Gefühl der Freude" getragen sein. Dieses verleiht dem Weibe jene anziehende „Friedlichkeit".

„Die vollkommene Lieblichkeit eines weiblichen Antlitzes kann nur in dem majestätischen Frieden bestehen, der auf der Erinnerung an glückliche und nützliche Jahre beruht, — voll süßer Erinnerungen; und dieser muß vereint sein mit jener noch majestätischeren Kindlichkeit, die noch voll Abwechslung und

Erwartung ist, — und immer bescheiden und fröhlich auf bessere Dinge hofft, die errungen und verliehen werden können. Es gibt kein wirkliches Alter, wo noch diese Erwartung gehegt wird." Ist sie gekräftigt genug, so muß ihr soviel Wissen verliehen werden, daß sie „imstande ist, das Werk der Männer zu verstehen und selbst dabei zu helfen; und doch sollte es ihr nicht eigentlich wie eine Wissenschaft gegeben werden, — als ob es ein Gegenstand für sie wäre, oder je sein könnte, den sie wissen müsse; sondern nur um nachzufühlen und zu beurteilen." Er dringt auf Vertiefung beim Lesen, die die Vorstufe zu einer Vertiefung der Persönlichkeit ist; aber er warnt sie vor zu großer Beschäftigung mit der Religion, die die Frauen leicht zu stolzer und selbstgefälliger Bigotterie treibt. Sie muß soweit gebildet sein, daß das Wissen ihres Mannes ihr nicht wie so vielen modernen gleichgültigen und trägen, putzsüchtigen und eiteln, habgierigen und herrischen Egoistinnen ein Buch mit sieben Siegeln ist. Das vereinsamt den Mann in seinen besten Stunden und läßt einen tieferen als erotischen Anteil an dem andern Teil der Ehe nicht aufkommen. Aber sie muß, so wenig sie weiß, das gründlich wissen. Denn: „Eine Frau vermag ihrem Gatten durch das, was sie weiß, und mag es auch noch so wenig sein, immer zu helfen; aber durch das, was sie nur halb versteht oder nicht versteht, kann sie ihn nur quälen."

Lesen soll sie, aber nur keine Romane. „Denn in

Beziehung auf die schlimme Versuchung des Romanlesens ist es nicht so sehr die Schlechtigkeit eines Romans, die wir zu fürchten haben, als das überreizte Interesse daran. Der schwächste Roman ist nicht so verwirrend wie die niedrigere Art aufregender religiöser Schriften und der schlechteste Roman nicht so verderblich wie falsche Geschichte, falsche Philosophie oder falsche politische Essays. Aber, der beste Roman wird gefährlich durch seine Aufregung, er macht den gewöhnlichen Lauf des Lebens uninteressant und erhöht den krankhaften Durst nach unnützer Bekanntschaft mit Szenen, in denen wir vielleicht niemals Gelegenheit haben, mitzuspielen." Ich selbst muß sagen, daß ich den Roman von ganz wenigen großen Werken wie „Don Quichote, Manzonis Verlobten, „Yoriks empfindsamer Reise", Emile von Rousseau, Werther und den Wahlverwandtschaften, einigen von Dickens und Fritz Reuter abgesehen, für eine durchaus niedrigstehende und wertlose, eher schädliche als nützliche Abart der Dichtung halte. Eine Art Dichtung, die dem Tage dient, um mit dem Tage zu sterben, die meist nichts höheres erreicht, als zu verflachen und zu zerstreuen, die vielleicht an ein Krankenlager, nicht aber in das Bereich gesunder menschlicher Entwickelung gehört. Das Drama veredelt uns entweder oder läßt uns, wenn es nicht auf einer niedrigen Stufe steht, Probleme der Zeit in kräftigen Strichen leibhaftig

sehen, die Lyrik, die auch nur für die Jugend als die schwärmerische Zeit im Leben Interesse hat, hat in ihren besten Produktionen schöne, unverfälschte Selbstbeichten gegeben und uns das interessante Gefühlsleben manches persönlich gearteten ernsten Geistes kennen lernen lassen. Der Roman aber ist meist ein Spiel mit der Lüge, oder wenn er moralisieren will eine solche Häufung tendenziös gefärbter Puppen, wie sie sich im Leben nie vorfanden.

Wie berechtigt ist sein Vorwurf: „Sie ziehen Ihre Mädchen auf, als ob sie zu Nippesfiguren auf Wandbrettern bestimmt wären und beklagen sich dann über ihre Leichtfertigkeit. Geben Sie ihnen dieselben günstigen Gelegenheiten wie ihren Brüdern — appellieren Sie an dieselben angeborenen großen Tugenden in ihnen; lehren Sie auch sie, daß Mut und Wahrheit die Grundpfeiler ihres Wesens sind."

Er plaidoyiert dann für freie Tummelplätze für die Kinder, daß sie dort fröhlich und ungehindert spielen können.

Für den Staat schließlich teilt er der Frau die königliche Pflicht des Wohltuns zu, die ja heute reichlich aber oft in einer wenig schönen Weise geübt wird. Solche Damen, die in der Stille einigen ihnen bekannten Armen geben, sind wenige, aber solche, die ihren Namen als Patroninnen eines nichtssagenden Wohltätigkeitsfestes oder Bazars drucken lassen, sind viele. Es muß feinere Seelen verletzen, daß die Menschen, um eine Anzahl Witwen und Waisen, die

ihre Ernährer bei irgend einem furchtbaren Unglück auf entsetzliche Weise verloren haben, zu unterstützen, keinen besseren Modus finden, als sich für ihre Gabe wenigstens kräftig zu amüsieren und zu tanzen. Angesichts der Tatsache, daß die Engländerin den Titel „Lady" verlangt, der Brotspenderin bedeutet, macht Ruskin folgenden schönen utopistischen Vorschlag: „Ich wollte, es wäre ein richtiger Ritterorden eingerichtet für unsere englische Jugend gewisser Rangklassen, in dem sowohl Knaben wie Mädchen in bestimmtem Alter ihre Ritterschaft und Ladyschaft als Titel verliehen bekämen, auf eine gewisse Prüfung- und Probezeit hin in bezug auf ihren Charakter und ihre Ausbildung; und dieses Titels gingen sie, auf Verurteilung durch ihren Gefährten, verlustig durch irgend eine unehrenhafte Handlung". „Eure Phantasie gefällt sich in dem Gedanken, Edelmann zu sein, mit einem Gefolge von Vasallen. Sei es so; ihr könnt nie zu edel sein und euer Gefolge nie zu groß; aber seht zu, daß euer Gefolge aus Vasallen besteht, die ihr nährt und denen ihr dient, und nicht nur aus Sklaven, die euch dienen und euch ernähren; und daß die Menge, die euch gehorcht, aus solchen besteht, die ihr getröstet, aber nicht bedrückt, — die ihr erlöst, aber nicht in Gefangenschaft geführt habt." Helfen, stützen, erheben, trösten soll das Beste in der Frau, denn so viele Tausend unter ihnen auch bewußt oder unbewußt durch ihre Pflanzenhaftigkeit herniederziehen, aussaugen, klein machen, wahr bleibt doch im Besten

von den Besten: Das ewig-Weibliche zieht uns hinan.

Ich weiß und will davon hier nicht mehr sprechen, daß die großen Damen von heut, die sich sklavisch bewundern lassen und für die ihre Männer bloß bessere Kammerzofen und Dienstmänner sind, von diesem Ideal ihres Geschlechts himmelweit entfernt sind und ich kann zeitgeschichtlich die tiefe Verachtung Schopenhauers und Nietzsches den Frauen gegenüber völlig begreifen. Aber es ist ein mächtiger Drang heut in der Frau, den Rosa Mayreder-Wien in einem ganz famosen Aufsatz in der Zukunft als die Zerstörung des Ideals der indolenten, trägen und dummstolzen „Dame" bezeichnet. Ein Drang, der momentan zu weit vom Manne abführt, der aber bald der wahnsinnigen Emanzipationslust einiger neurotischen und hysterischen Megären ohngeachtet zu einer vollmenschlichen Entwicklung der Ehe und der Liebe zu starkem Freundschaftsbunde führen wird. Schöne Worte hat der treffliche Lienhard in einem Aufsatz: „Die Gemütsmacht der deutschen Frau" gefunden und dabei auch das mir über alles teure Bild der Colonna nicht vergessen, das uns Graf Gobineau im Schluß seiner prächtigen „Renaissance" gezeichnet hat. Da heißt es: „Der greise Michel Angelo nimmt Abschied von seiner ebenso betagten Freundin Vittoria Colonna, Abschied vielleicht für dieses Leben. „Ihr seid Michel Angelo", spricht die verwitwete Marchesa mit leiser Klage, „ich bin nur

ein begreifendes Weib, genug begreifend, um den Abstand zu ermessen, der mein Mitfühlen von Eurer unbezähmbaren Tätigkeit trennt. Ihr habt viel für die Welt getan, und während ihr den Ton Eurer Statuen zu kneten glaubtet, habt Ihr in der Tat der allgemeinen Erkenntnis neue Formen und Ausdrucksweisen, die sie niemals gehabt hatte, vorgeschrieben. Ich, was habe ich getan? Ich habe viel geliebt, den, der nicht mehr ist! Ich habe Euch selbst viel geliebt, und das ist alles." Aber der große Künstler und Mensch wehrt ab: „So habt Ihr denn ebensoviel als ich, genau ebensoviel gewirkt . . . So lang uns der Himmel Euren edlen Gatten gelassen hat, habt Ihr ihn geliebt und seid in seiner Liebe so glorreich beglückt gewesen, als es einem Weibe, vom Weibe geboren, gegeben ist, sich beglückt zu fühlen. Glaubt mir: es war das ein edles Tun, und die Tugenden, die sich durch die Wonneschauer solcher Liebe allmählich in Euch entwickelten, wurden gewißlich zum Meisterwerke menschlichen Wertes!" Fein und richtig wendet sie ein, daß sie durch den dauernden Besitz des Glückes an sich nicht ganz so gereist wäre, daß sie vielmehr erst durch die rückschauende und überschauende Einsamkeit, bei andauernder Liebe, durch diese nötig gewordene Kräfte-Anspannung der treubleibenden Witwe zu dem geworden ist, was ein wolkenloses Glück niemals aus ihr gemacht hätte. Und Meister Michel Angelo bringt ihre beiderseitige Lebensarbeit in den schönen Ausdruck, beide hätten sie ihren Mitmenschen hohe

Beispiele hingestellt, er, indem er ihnen Werke schuf, sie, indem sie sich ihnen selbst zum Kunstwerk machte. „Wenn also mir der Weltgeist einige Errungenschaften verdankt, so weigert mir, Marchesa, den Ruhm nicht, mich mit euch zu vergleichen, und laßt mich hoffen, daß wir im Leben der Ewigkeit ebenbürtigen Fluges zu vollkommen gleichen Bestrebungen uns werden emporschwingen können."

Ich glaube, daß es nicht mehr nötig ist, den dritten Vortrag Ruskins, der in Kürze zeigt, daß uns alles Grübeln über die letzten Fragen nichts nützt und daß uns der Arbeiter lehrt, die Aufgabe des Lebens in treuer Erfüllung aller menschlichen und sozialen Pflichten zu sehen, genauer zu analysieren. Wenn wir erst wieder würdige und hoheitsvolle Männer und Frauen geworden sein werden, denen die Ehe mehr ist als ein Kopulierungsakt, so wird sich ein besseres, freieres und weniger nebeldrückendes Alltagsleben auch einstellen. Solang aber der Kern nicht besser ist, taugen alle täuschenden und gleißenden Hüllen und gesellschaftlichen Schalen auch nichts. Und ehe wir zum Schlusse unserer Betrachtung kommen, müssen wir noch einmal, wenn auch nur kurz in die Misere des allzu „realen" Lebens unserer Zeit hinuntertauchen.

XVII.

Berlin als Hauptstadt. Architektur. Renaissance des Kunstgewerbes. Musik. Verkehr. Nervosität. Ueberreizung. Gesellschaft. Sinnenkunst. Lex Heinze. Ueberbrettl.

Deutschland teilt sich heut in eine Unzahl von Mittel- und Kleinstädten und tausende von Dörfern und in die wenigen größeren Städte, von denen z. B. Nürnberg, Hamburg, München, Leipzig u. a. eine reiche künstlerische oder industrielle und kommerzielle Vergangenheit haben. Die Millionenstadt Berlin aber kann dies nicht von sich behaupten. Das elende wendische Fischerdorf in der Sandwüste an den kahlen und flachen Ufern der Spree hat höchstens als Sitzpunkt einer von hier ausgehenden Kolonisation des Ostens untergeordnete Bedeutung. Was diese Doppelstadt Berlin-Cölln so groß, so überwältigend groß gemacht hat, ist nicht ihr Handels- oder Unternehmungs-, nicht ihr Bürger- oder Junkergeist, sondern allein die hervorragende Tüchtigkeit einer sparsamen und kriegs-

geübten Dynastie. Nicht einmal die spezifische, französische Rokoko-Imitation des friedericianischen Zeitalters hat Berlin einen Stempel aufgedrückt. Das kleine, heut wie ein verwunschnes Städtchen aus frühen Zeiten noch durch seine Lage im Charakter sich gleichgebliebene Potsdam, mit dem weiten, traurig stimmenden Park von Sanssouci, hat alles allein abbekommen. Berlin hat eine eigentliche Rolle erst seit den Tagen der napoleonischen Fremdherrschaft gespielt. Damals zog der durch die Not und seine eigene Bescheidenheit so einfache Hof der unvergeßlichen Königin Luise, beraten von Männern wie dem herrlichen Volksmann v. Stein, alle besten Kräfte der Nation hierher und es wurde die Zentrale nationalen Widerstandes gegen den Eroberer und die Seele der großen Wiedergeburt des Vaterlandes. Männer wie Fichte, der 1807—1808 seine gewaltigen Reden an die deutsche Nation umringt von französischen Spionen hielt, wie der Turnvater Jahn, wie Boyen, Grolman, Schleiermacher u. a. sind so spezifische Geister einer Zeit der schweren Not, daß man eine solche Unmasse idealer, volkserhebender Geisteskraft nicht in den Zeiten der Ruhe und der Wohlfahrt verlangen kann, ohne ungerecht zu werden. In den vierziger Jahren war es ein geistig angeregtes Städtchen, das vorübergehend durch die hier gestaute Hochflut der Romantik erst ein geniales Aussehen, bald aber mehr ein gesittet-ästhetisch-konventionelles bekam. Es war die Hochburg des Goethekults, der

von jüdischen Damen wie der Rahel u. a. gemacht wurde, hier lebte Bettina v. Arnim, die zugleich „Kind“ Goethes sein wollte und doch schon die soziale Not der Neuzeit heraufdämmern sah; hier war Humboldt der gefeierte Freund eines schwärmerischen, aber haltlosen Königs. Diese rein geistige Epoche, die sehr bald verging, hat nur in dem stillen Viertel um die Matthäi-Kirche in den vornehmen Geheimratsvillen ein äußeres Denkmal hinterlassen und von Nachgeborenen nur noch einmal in Hermann Grimm eine späte, sogar noch vor kurzem allgemein gefeierte Nachblüte erlebt. Grimm ist der genialste Reproduzent einer ästhetischen Welt, die nur in einem so beschaulichen und genußreichen Gelehrtenleben so von allem Zeitniederschlag gereinigt und zu der eigentlich wahren Vollmenschenwelt der „Wenigen“ kristallisiert werden konnte. Für Grimm gibt es keine soziale Macht, nur eine Art nötigen Dünger, um auf ihm die herrlichen Früchte der paar großen Geister zu ziehen.

So hat er uns in seinem Michel Angelo und neuerdings noch kurz vor seinem Tod in dem zweibändigen Werk über Homer die große Kulturwelt der Renaissance und des griechischen Heroenalters im weitesten Sinn wieder lebendig gemacht. Mir ist die wundervolle Gruppierung der Renaissance um die eine, alle an künstlerischer und menschlicher Größe überragende Gestalt des Moses-Schöpfers stets anziehender gewesen als die unübersichtliche Schemati-

sierung in Burkhardts berühmtem Buch, das als erstes Vorzeichen der Neugeburt der Renaissance von so fundamentaler Bedeutung vor allem für Nietzsche geworden ist. Die Vorlesungen Grimms über Goethe dagegen, die er hier in der Berliner Universität hielt und die die Berliner alma mater durch Scherer, Erich Schmidt, Richard M. Meyer zur Hochburg einer absoluten Goetheverhimmelung mit all ihren Auswüchsen gemacht haben, kann ich nicht anerkennen. Wenn Goethe, worauf wir am Schluß dieser Arbeit noch näher eingehen, auch als Künstler neben Shakespeare vielleicht der universalste Geist aller Zeiten ist, so ist doch Goethe als Repräsentant der weimarischen, ästhetischen Kultur ohne den heut so oft von unmaßgeblicher Seite mißschätzten Schiller garnicht zu fassen, der nun einmal für immer als deutscher Genius ebenbürtig neben dem Olympier steht. Was er als Künstler weniger hat, hat er als nationaler und sittlich mustergiltiger Mensch im höchsten Sinne mehr als sein Dioskure und die uns von einem herrlichen Geschick geschenkte Ergänzung zu Goethes intuitiverer Weiblichkeit des Empfindens einfach ganz mit Absicht auszulassen ist eine Sünde Grimms, die durch nichts zu entschuldigen ist. — Aber Grimm, der Schilderer der wenigen großen Künstlergenies, blieb eine vereinzelte Erscheinung. Und nach der Gründung des neuen Reichs wurde Berlin von einem plötzlich herzuströmenden Zuzug sondergleichen aus allen Ständen eine tonangebende Stätte der Industrie und der

Spekulation. Die Folge des übermäßig raschen aus dem Boden schießens ganzer Stadtviertel war der Mangel an friedlicher und organischer Gliederung. Das Proletariat suchte sich im Norden düstere Schlupfwinkel, die Brutstätten der Not und des Verbrechens, die herzuströmende, namentlich jüdische Plutokratie schuf sich die Paläste des Tiergartenviertels und brachte einen vom Materialismus und Goldgötzen ins Leben gerufenen äußerlichen Luxus oft ekelhafter Art hoch. Die Halbbildung der Geschäftswelt wurde tonangebend. Daß damit der gute Geschmack zunächst völlig ausgeschaltet wurde, ist selbstverständlich. Kitsch und lüstern-graziöse Bildhauerarbeit, Plüsch- und Samtmöbel füllten die Salons der Banquiers mit ihrem obszönen Schund und die brutale Geldgier zeigt sich noch am deutlichsten in den elenden und nüchternen Mietskasernen, die sich nun die Potsdamer- und Lützowstraße hinaus nach Westen schoben. Das Vorderhaus wurde in den siebziger bis achtziger Jahren mit geschmacklosem und wie aufgeklext erscheinendem Stuck überladen, das Hinterhaus war umso dunkler und lichtloser. Viele Wohnungen waren feucht oder aus schlechtem Material. Aber die Mietspreise stiegen in schrecklicher, rapider Weise. Auf eine kurze geschmacklose Imitierung des Renaissancestils folgte in dem Jahrzehnt von 1880—1890 in der Architektur erst eine Verpfuschung der Straßenprofile durch Rokokoschnörkelei, bis jetzt endlich der englische Baustil die Ueberhand gewinnt, der wenigstens das Hauptge-

wicht auf gesunde Wohnräume, große, lichtreiche Schlafzimmer, anständige Bade- und Dienstbotenräume legt. Die schönsten Bauten der jüngsten Zeit, so die Kaiser-Wilhelmsgedächtniskirche und ihre vis-à-vis sind in romanischem Stil gebaut. Man hat hie und da, vor allem in den Villenkolonieen, versucht einen neuen „altdeutschen Stil" in moderner Form zu schaffen, doch ist dies Sammelsurium von Ecktürmchen, Loggien, Vorbauten u. a., noch dazu überdacht mit den wie bunte Hähne glitzernden Glanzziegeln, noch häßlicher als die gänzliche Stillosigkeit der Innenstadt. Es mag möglich sein, daß die Architektur noch einen reinen, vernünftigen „modernen Stil" findet, der tolle Sezessionsstil der grünen und violetten Häuser der Darmstädter Künstlerkolonie ist eine Mißgeburt sondergleichen. Bei einer solchen Launenhaftigkeit in der Architektur konnte ein stilvolles, geschmackvolles Stadtbild nicht erreicht werden. Aber auch in der Innendekoration begann allmählich eine Umwandlung, Nietzsche, Burkhardt, Gobineau, Conr. Ferd. Meyer sind die Erwecker der Renaissance im geistigen Sinn gewesen. Die einen verfälschend, die andern historisch-kritisch. Vor allem durch Nietzsches Borgia-Ideal verfielen die Menschen nun anch wieder auf eine Revolution im Kunstgewerbe. Hier kamen Ruskins Anregungen und die Einflüsse des linienweichen Präraffaelitismus zusammen und so begann das Suchen nach einer neuen Schönheit. Auch die Stühle, auf denen man saß, die Tapeten, die Vasen

alles sollte mit einem male „schön“ sein. Ein müder, schwindsüchtiger Sezessionsstil: lange Linien, Schnörkel, mystische Unverständlichkeiten, die oft den einfachsten Gesetzen der praktischen Notwendigkeit widersprachen, waren und sind bis heut die Ausbeute. Von der großen schmiedeeisernen Männlichkeit des Renaissancekunsthandwerks, wie z. B. Benvenuto Cellinis war nichts zu finden. Feminine Stühle auf langen, sehr langen „Dreifüßen“, auf die man sich kaum zu setzen traut, Tapeten mit blauen Linienbändern oder endlosen „geknickten Lilien“ oder Schwänen mit Giraffenhälsen, in verschwommenen Tönen, Vasen und Krüge, bei denen man an die Fabel vom Storch und dem Fuchs, die sich zu Gaste laden, denken muß, entweder zu dick und unförmig wie Klöße, oder spitz wie Zylinder mit breiter Röhre, starren uns all die unglücklichen, noch dazu oft unerschwinglichen Mißgeburten dieser unsrer ohne alle Naivität ins Werk gesetzten „Renaissance“ entgegen. Man hält sie für schön, weil sie „Mode“ sind! Die Gläser hat Köpping erfunden, die Schränke van der Velde, den Buchschmuck Otto Eckmann. Dieser famose Tulpenmustermensch hat sogar auch die Ehre, eine Schrift erfunden zu haben, die man ebensowenig lesen kann wie das vor zehn Jahren vorübergehend ins Scheinleben gerufene Volapük der Kosmopoliten. Ueberall kriechts, schlängelt sich's, bänderts, flatterts, flimmerts, violette Tische, grüngelbe Oefen, ziegelrote Schränke führen Farbensymphonien auf, bei denen

jedem nüchternen Menschen die Augen tränen müssen. Und dann sich immer noch das ganze „glänzende Elend“ anpreisen lassen! Jeder Ladenschwengel schwelgt in Fortschritt und Aufschwung. Die Narren des Mittelalters waren doch noch etwas mehr wert als diese Narren einer „Renaissance“, die nichts als blühenden Blödsinn zu Wege bringt. Hoffnungen mögen hier von Fachleuten gehegt werden, daß das Kunsthandwerk wieder geachtet wird ist schön und anerkennenswert, aber über den sezessionistischen Stephan-George-Nippeskünsteleien, denen jede Notwendigkeit, Brauchbarkeit und gesunde Lebenstüchtigkeit mangelt, aus dem Häuschen zu sein, das ist selbst gemachte Narkose, die sich an einem Nichts berauscht, um sich über das eigentliche „Nichts“ hinwegzutäuschen. Und noch mehr Trauer wird in uns eine kurze Betrachtung der modernen Musik hervorrufen. Man wird schreien: Wir haben den genialen Strauß, wir haben Gustav Mahler. Liszt, dieser eminente Virtuos und feinsinnigste Künstlerreproduzent mit der Feder, hatte das Unglück, ein gewisses brüchiges und absolut zu kleines, nervöses Kompositionstalent zu haben, das sich mit zum Teil echt ungarischer Verve, zum Teil aber auch mit äußerlichster Effektmache in endlosen „Symphonien“ ausgab, ja daneben sogar noch den Versuch machte, die alte Oratorienform in einem „Christus“ zu überwinden. Das größte, was die Welt an Problemen kennt: Manfred, Tasso, Faust, Dante, Christus: Alles wurde mit gewaltigen, ge-

steigerten äußeren Mitteln, aber gänzlich fehlender innerer Verarbeitung herausgeschleudert. Manches war, technisch selbstverständlich, oft ungeheuer fesselnd, genial, blitzend, blendend, neu, aber von dem Fehlen der Hauptsache sahen seine Schüler ab. Hat er uns als Virtuos eine Meisterschule geschaffen, von der hier zunächst D'Albert genannt sein möge, für die es erstens „keine Schwierigkeit“ gibt, die aber zweitens daneben auch das tiefste künstlerische Durchempfinden der großen Meister, vor allem Beethovens besitzt, so hat er als Komponist wahres Unheil angerichtet. Denn seine Schüler suchen ihn nur noch im äußerlichen Naturalismus blendender, geistreicher Modulationen und neuen Dissonanzenbildungen zu übertreffen, um damit eine Programmsymphonie zu schaffen, bei der man alles sieht, was man hört. Dazu kommt dann noch der für die große Oper so glückliche, oft aber auch von Wagner schon allzuübertriebene Leitmotivgedanke, der für ihre Erfindungslosigkeit in thematischer Beziehung zum Furor wird, der immerzu auf dem einen, möglichst unmelodischen, gequälten Thema des Satzes herumrast und da es innerlich nicht allzu variabel ist, durch Benutzung unglaublicher Massen von Instrumenten bis zum chaotischsten Durcheinandertosen die Wirkung zu steigern sucht. Verfeinerung der Technik und Vergröberung der Klangwirkungen bilden mit einer völligen Verflachung des künstlerischen Gefühlswertes das Charakteristikum der Straußschen und Mahlerschen Sym-

phonie. Mahlers erste c-moll Symphonie, in der auch nach berühmtem Muster in einer Tour, aber nur noch dazu alles mögliche bunt durcheinander gesungen wird, so ein Volkslied, in das im „Waldweben" die Vögel flöten, die Hähne krähen und „Auferstehen, ja Auferstehen" mit weiter erfundenem Text unter endlichem Akkompagnement von Kirchenglocken Tuben, Pauken und Posaunen — schade, daß nicht zuletzt noch Kanonen abgeschossen werden — mag als Beispiel für die äußere „Nervenanregung" eines übersättigten Zeitalters hier genannt sein, allerdings eine Nervenanregung bei der in der Berliner Philharmonie die Damen wie die Fliegen fielen, während man sich oben auf dem Podium im „Schweiße seines Angesichts" durch das Chaos durchwühlte. In der Oper versuchte Strauß eine Fortführung der germanischen Oper Wagners, machte aber ebenso wie Max Schillings Fiasko. Da kam Bungert auf den herrlichen Gedanken, eine Tetralogie der hellenischen Welt zu fabrizieren. Aber der süße Komponist von Carmen Sylva-Liedern versagte gänzlich. Das Textbuch strotzte von unfreiwilliger Komik, die Musik war Schlagsahne mit Wagnerschem Leitmotivaufguß. Auch Max Schillings' Ingwelde ging den Weg aller neudeutschen Zukunftsmusik. Im Lied hat sich bis heut noch der süße Dilettantismus entsetzlich breit gemacht, denn jedes junge Göhr kräht heutzutage, wie sie in Oel pinselt und was weniger harmlos ist, Klavier übt, eins von den Mitteln, die

die Nervenheilanstalten zu vielbegehrten Aufenthaltsorten unsrer Zeit machen. Erst Hermann Behn hat auf dem Gebiet der Ballade schöne Neuerungsversuche gemacht, die zwar noch etwas baireuthisch-absolut klingen, aber doch weitergeführt zu werden verdienten. Auch Richard Strauß hat lyrisch einige gefühlvolle Werke geschaffen, die seinen Don Juan, Eulenspiegel und Zarathustra überleben werden. Wagners Verdienst ist nächst seinem Werk, das er cyklopisch in eine Zeit des jüdischen Materialismus hineinbaute, die Schaffung einer Dirigentenschule, deren größter und genialster Bülow gewesen ist und bleiben wird. Sein Fluch ist der Ruhm, den er erwarb. Von dem sich heute ein großenteils unfähiges Chor ernährt, das mit unverschämter Frechheit in Wagner das A und O aller Kunst erblickt. Schon wegen dieser schlechtesten Diener des „Germanentums“ ist es nötig, auf viele Züge an diesen Männern hinzuweisen, die zwar zeitlich notwendig, menschlich oder künstlerisch aber keineswegs hervorragend sind. Obgleich ich selbst kein „Brahmine“ bin, kann ich doch verstehen, daß für all die feineren, weniger metallenen Musikliebhaber der einsam aus der Zeit der großen Lieder- und Kammermusik herüberragende Brahms einen notwendigen und heilsamen Gegensatz zu dem Jupiter tonans in Baireuth bildete. Ein trauriges Schicksal war dem ganz alleinstehenden, an der Nervosität und Ueberreizung unsrer jagenden Zeit geistig zu-

grunde gegangenen Hugo Wolf beschieden, dessen Lieder bedeutend, aber für einen Dauerwert zu gesucht sind. Aber das ist noch nicht halb so schlimm, als der moderne Konzert- und Virtuosenunfug. Fast täglich treten im Winter in den Metropolen zugleich an verschiedenen Orten 5—6 Klavierspieler, Geigenfeeen, Sänger, Sängerinnen, Quartette auf, von den Militärkonzerten, Philharmonischen Konzerten, Nikisch-Konzerten, Joachim-Quartetten, Opernhaus-Konzerten und den diversen Opernbühnen abgesehen. Darunter $^{3}/_{4}$ mit ungenügendem Talent, die ihr Publikum mit endlosem Programm, in dem klassisches und modernes, Gutes und Scheußliches bunt gemischt ist, aufs entsetzlichste malträtieren. Aber auch die besten Orchester sind in der Quantität des Gebotenen weit über das Ziel hinausgeschossen. Man muß doch denken, daß drei Symphonien auf einmal nicht mit gleicher Ruhe genossen werden können. Und noch dazu die oft so widersinnige Zusammenstellung im Programm beispielsweise Mendelssohn, Brahms und Sinding! Hier muß noch unendlich beschränkt werden. Mir persönlich ist ein bescheidenes Zimmer mit ein paar sehr guten Bildern, dem Porträt irgend eines bedeutenden Mannes und einer ausdrucksvollen Büste geziert bedeutend lieber, als ein vollgestopfter Raum, in dem Teures und Schönes, Kitsch und Ewiges bunt durcheinander steht. So sagt mir auch in stiller Dämmerstunde wenn „die Schatten sinken“ ein Schumannsches Kinderlied oder in erreg-

terer Stimmung ein Chopinsches Nokturne mehr als ein ganzer Chor von trillernden, flötenden, dirigierenden, spielenden Kapazitäten. „Das Publikum" d. h. die „gute (? ? ?)" Gesellschaft sieht natürlich auch in dieser Art Genuß einen Zwang, wie in dem Geld, das sie heiratet, in den acht Gängen, die sie verdaut oder nicht verdaut u. s. w. Daß auf diese Weise ein musikalisches Verständnis höchstens nach der kritisch-vergleichenden, also technischen Seite hin geweckt wird, ist klar. Ein Mensch, der heut sich für Mahler begeistern muß und morgen für Händel oder Bach kann nie zu einer festen Anschauung in der „Erscheinungen Flucht" kommen. So fad also die Musik geworden ist, so erfreulich ist die Tatsache, daß sich allmählich ein dégoût an dieser ultramodernen Unnatur herausgebildet hat. Es ist ein großer Drang von den halb zu Tode geleierten und gesungenen Wagnereien zu einer weniger selbstbewußt tyrannischen, deutschen Musik erwacht. Wagnermüde hat man den alten, prächtigen, naiven und innigen Albert Lortzing, den Schöpfer der besten deutschen Spieloper wie „Zar und Zimmermann", „Undine" u. a., der 1850 in Berlin am Hungertuche nagend starb, wieder entdeckt. Und Richards Sohn, der junge Siegfried Wagner selbst ist bei aller Pietät gegen das Erbe seines Vaters zur Spieloper übergegangen und hat allerdings noch wenig, aber doch frisches und ungeklügeltes geleistet. Vielleicht bringt uns die

nächste Zukunft auch statt „Kinderoper“ und Mascagnischem „italienischem Salat“, statt französischer Süßlichkeit à la Gounod und Saint Saëns auf dem Gebiet der Kirchenmusik neue Meister, die nicht ästhetische Kunststücke wie Liszt, sondern aus inniger deutscher Vertiefung heraus religiöse Werke großen Stils schaffen. Ja Stil! Stillos ist unsre ganze Musik. So lange sie nicht an der Stelle wieder anknüpft, wo der Faden der organischen Entwickelung unserer großen deutschen Musik riß, wird sie in einem revolutionären Ausnahmezustand bleiben, der heut seine Berechtigung verloren hat.

Was diese Künste an den Menschen unserer Großstädte verschuldet haben, ist viel, aber nicht im mindesten alles.

Ein weiterer Faktor ist der: Der Verkehr, den die Millionen benötigen zur Erleichterung der Geschäfte und zur möglichst raschen Zurücklegung der Entfernungen, hat Dimensionen angenommen, die uns über den Kopf wachsen. Die Geister, die wir erst gerufen, werden wir nicht mehr los. Und die Bahnen, Automobils, Droschken, Omnibusse, Fahrräder werden allmählich zu lebenden Ungeheuern, unter denen nicht nur eine ganze Reihe von Menschenleben, sondern vor allem unsre besten Gefühle, unser Nervensystem und damit unser Frieden, unser Glück, die nur durch gewisse Ruhemomente bestehen können, zermalmt werden. Ich bin obgleich Kind einer Kleinstadt, die aus Philistrosität und gesunder Tradition ruhig lebt, doch nicht so borniert, daß ich die alte gute Zeit

wieder zurückrufen möchte, wo die Mütterchen mit dem Strickstrumpf abends auf der Straße saßen und über ihre Mitmenschen klatschten. Aber so nötig und segensreich die Dampfkraft und die Elektrizität, der Telegraph, das Telephon und der Kabel sind und so viel Bewunderung wir Männern wie Morse oder Edinson oder Stephenson zollen müssen (das junge Amerika ist hier in allem tonangebend), so müssen doch Grenzen gezogen werden. Das Sausen, Pfeifen und Quieken, Rasseln, Jagen, Brummen ist zu Dimensionen angewachsen, die als Höllenlärm bezeichnet werden müssen. Zu der Pferdebahn kamen Dampfbahnen, an ihre Stelle traten elektrische Wagen, hinzu kam die Stadtbahn, jetzt die Oberbahnen und bald noch Untergrundbahnen. Durch die Häuser, über die Straßen, durch die Straßen, unter den Straßen, ja unter dem Wasser und vielleicht auch bald auf dem Wasser saufts, stöhnts, stampfts und klingelts. Die Erde wird schwanken wie bei Erdbeben. Paris und London haben wenigstens in den Straßen außer den Droschken, Rädern, Automobilen nur noch Omnibusse, bei uns aber ist alles auf einmal und das genügt noch nicht: es ist „als wollte das Meer noch ein Meer gebären". Ein weiterer Faktor: Mit der Leichtigkeit des Verkehrs hat er selbst überhand genommen. Durch den rasenden Konkurrenzkampf, der den Kleinhandel zugrunde richtet und nur noch unter sich konkurrierende Warenhäuser hervorbringt, ist der Mann fast ganz auf den

Erwerb außer dem Hause angewiesen. Er muß Verbindung mit der ganzen Welt schaffen, er muß jeden Moment suchen zu übervorteilen, Neues zu bringen, zu verblüffen, anzulocken, um geschäftlich existieren zu können. Er erschöpft seine beste Kraft in Zahlen und Spekulationen, in Rechnungen und Schachern. So wird er für ein ruhiges Innenleben unfähig. Die gesteigerten Instinkte, die überreizten Nerven brauchen starke Aufreizung, um sich immer wieder für Monate hochzuschnellen. Die Ueberkultur hat Ueberfeinerung, die Ueberfeinerung Perversität und Ausschweifung, und diese den Ruin zur Folge. So bewahrheitet sich „die Klugheit empfängt die Sünde, die Sünde aber wenn sie vollendet ist, gebiert den Tod". Aber auch von den durch die überzuckerte Gemeinheit hervorgerufenen widernatürlichen Lastern abgesehn, denen die „gute Gesellschaft" an stillen Oertern nachgeht, ich erinnere nur an den Banquier Sternberg, an den Klub der Harmlosen u. a. öffentlich gewordene Skandale, abgesehn davon, daß dank der fehlenden Gemütsgrundlage Ehebruch zur Tagesordnung gehört und Liebschaften für den verheirateten Mann „selbstverständlich" sind, ist auch der Verkehr selbst zur Unnatur geworden. Nicht Freundschafts- oder Verehrungsmomente geben den Ausschlag, sondern Drang nach Zerstreuung, Flucht vor Langeweile, innere Leere. Dazu aber kommt auch noch der Zwang der Verpflichtungen. Aus Geschäftsrücksichten u. a. Gründen muß man mit tausenden verkehren, die man

nicht liebt und nicht versteht. Man muß sie bewillkommen und unterhalten. Womit? Mit Essen und Trinken und wenn man nicht mehr kann mit tanzen. — Wieviele Junggesellen werden da bei dem Heiratsangeln gefangen, wieviele Künstler verplampern wegen der Gunst, Teilhaber dieser „großen Welt“ zu sein, ihr Talent in Hanswurstiaden.

Hat das Judentum schon die ganze Industrie in Händen und 3/4 vom Kapital und das erst seit 30 Jahren — wo es als Staatsbürgerfähig gleichgestellt wurde, so hat es auch die tonangebende Großstadtkunst in seiner Hand. Die armen Bohémiens müssen ihren gemeinen Gesinnungen schmeicheln, dafür werden sie bezahlt. So sind nahezu alle unsre Theater in jüdischen Händen. Hier handelt es sich nicht mehr um wertvoll oder wertlos, sondern um „Kassenerfolge“. Was den verspricht wird als Kunst geduldet, die andre kann verhungern. Und noch mehr: die Presse. Auch sie ist von wenigen Zeitungen abgesehn total in jüdischen Händen. Nun mögen darunter noch so viel anständige Ausnahmen sein, aber im Juden liegt neben der grandiosen Schlauheit der „kleinen Mittel“ auch ein kritischer, zersetzender Geist, der alles Edle zerreißt, verhöhnt, um dafür geistreichen unnationalen Materialismus und Cynismus großzuziehn. Hier ist die Stätte, wo unsre letzten Ideale zertrümmert und zerstichelt werden! So kam es zu dem erhebenden Radau der Lex Heinze an der Wende des Jahrhunderts. Die

verrohte und vermaterialisierte Kunstboheme wurde nota bene nur in ihren Auswüchsen vom Zentrum angegriffen. So gefährlich auch ein Sieg des Zentrums gewesen wäre, so abstoßend war doch der Erfolg der Opposition. Volksversammlungen wurden berufen, wo den Nichtsahnenden von der Freiheit der Kunst, dem Raub „heiliger Güter" u. a. schöne Phrasen aufgetischt wurden. Und das Volk versteht. Für die bessere Kunst, für die eine wirkliche Einschränkung nur wenig in Frage kam, interessierte es sich nicht. Aber „Das kleine Witzblatt", das „Album" und die verklebten Photographien in den Läden, die wollte man sich nicht rauben lassen!!! Da wäre ja ein Unrecht an der Persönlichkeitsentwickelung des Protestanten. Ha, ein Protestantismus kam hier zu Tage!! Menschen, die aus dem Volk und für das Volk zu empfinden nicht imstande sind, riefen den Instinkt der Masse auf. Ja, ein Goethebund mußte von Sudermann gegründet werden zur Rettung der bedrohten „Ideale". Nun, sie wurden gerettet und die Folge war, daß die Künstler, die des Geldes bedurften, den Tingeltangel zu heben sich vornahmen und Ueberbrettls gründeten, auf denen bis vor kurzem unter der Aegide eines Mannes wie Liliencron die dekolletierte Impotenz, die Obszönität und der frechste Dilettantismus Groß-Berlin ihren Dank abzahlten! Olet! Olet! — — Wo bleibt da der Mensch, das Volk und die Nation?

XVIII.

Politik der Gegenwart. Vom neuen Menschen. Quintessenz.

Die Politik der letzten Jahre ist wenig bedeutend gewesen: vielleicht noch weniger als wenig. Die russisch-französischen Demonstrationen in Toulon und Kronstadt gegen den Dreibund waren wegen Rußlands vorwiegend nach Osten und Süden gegen Persien, China und die Türkei gerichteten Interessen nichts weiter, als eine Scheinehe Rußlands mit dem noch immer Revanche-lustigen Frankreich. Im Norden Deutschlands versucht das kleine Dänemark nach wie vor in Nordschleswig Unruhen zu stiften und im Osten des Reichs hält das von der Kurie aus fortwährend geschürte Polen eine empfindliche Wunde am Reichskörper offen. Wir haben, trotzdem diese Konstellationen für uns augenblicklich noch nicht besorgniserregend sind, doch keinen besondern Grund, so fröhlich zu sein, wie man es in den Erinnerungstagen von 1895 und noch die ganzen nächsten Jahre war. Aus dem starken Patrio-

tismus von 1870 ist leider, je mehr sich die leitenden Kreise von der sozialen Frage ab- und nur noch dem Ausbau einer Militärmacht zur See und zu Lande zuwandten, nach und nach ein wahrer Radauchauvinismus geworden. Da man nichts besseres tun konnte, wurden feurige Reden von Deutschlands Größe gehalten, Denkmäler enthüllt, deren künstlerischer Wert oft nicht gerade zum Schmuck des Landes groß genug war, kurz, Deutschland wurde zugleich festlich und realpolitisch. In solchen Festen liegt eine Gefahr. Schöne Phrasen täuschen zu leicht über den Ernst des Lebens und der Gegenwart hinweg. Daß Rußland keineswegs so friedlich ist, wie es nach dem von Bertha von Suttner bejubelten Possenspiel des „Haager Friedenskonzertes“ scheint, ist für den Sehenden 1. in der Vergewaltigung der noch bis vor kurzem germanisch gewesenen Ostseeprovinzen, 2. in der noch viel roheren Knechtung des seiner Vorrechte jetzt gänzlich beraubten Finnland und schließlich 3. in der zu denken gebenden, neuerdings recht deutlichen, panslavistischen Annäherung an Polen zu erkennen. Aber auch im Elsaß wühlt es nach wie vor und es erscheint daher nicht rätlich, die Wacht am Rhein und an der Weichsel mit chauvinistischen Banalitäten zu berauschen. Und dann muß Deutschland stets sich bewußt sein, daß es an dem seinem Verfall völlig entgegengehenden habsburgischen Reiche keinen starken Bundesgenossen hat, daß es vielmehr dort, wo jetzt Germanen und Czechen auf Tod und Leben ringen, höchstens noch ein gefährliches

Kampfgebiet über kurz oder lang übernehmen muß. Und Italien, das vor 7 Jahren bei Abba Garima dem Ras Makonnen so völlig unterlag, dürfte sowohl viel zu schwach sein, um uns zu stützen, als es auch im Grunde durch keine allzunahe liegenden Gründe mit Deutschland verbunden ist. Erst neuerdings hat es bedenkliche Sympathien für Frankreich gezeigt. Statt des Dreibundes war in der letzten Zeit seitens Deutschlands ein Bund mit der Türkei recht interessant. Hat doch sogar Wilhelm II., dem immer noch etwas Romantik der alten Staufer im Blute steckt, sonderbarerweise als „Kreuzritter" eine Fahrt nach dem „Gelobten Lande" des kranken Moslemin angetreten. Als Griechenland sich durch das unverschämte Aussaugesystem des christenfeindlichen Türken, der aufs barbarischste die Armenier ausrotten läßt, in die Enge gedrückt sah, und zu den Waffen griff, um Kreta von der Raubwirtschaft der Paschas zu befrein, da war von Philhellenismus keine Spur, als aber unsre lieben, in der „Realpolitik" so treulich nachgeäfften Vettern jenseits des Kanals in geldgieriger, als „Imperialismus" bemäntelter Habsucht das kulturell allerdings gänzlich lebensunfähige Burenvolk in Südafrika in den erst jüngst beendeten Raubkrieg rissen, da hatten alle die Hände in den Hosentaschen oder auf dem Portemonnaie. Und trotz allem ist es für uns eine politische Notwendigkeit, mit England die Sache nicht zu verderben, denn haben wir England, so haben wir einen Rückhalt, den uns

sonst keine Macht der Erde bieten kann: die realpolitische Losung, die heute ausgegeben wird und beweisen soll, daß Deutschland eigentlich nur zum Volk der Tat bestimmt sei, ist nicht nur eine Acquisition aus England, sondern auch das Erbteil des für den Augenblick als auswärtiger Politiker so großen, sonst aber weit überschätzten Bismarck. Wohin wir kommen, wenn wir uns nur noch zum chauvinistischen, festefeiernden und gelderwerbenden Pöbel machen, zeigt politisch der „Kartoffelkrieg in China", wie ihn Bebel so richtig genannt hat. Kulturell aber beweist dies die gänzliche Gemütsverrohung, das feige Aufgeben jeden Glaubens als bloß noch des Glaubens an die eigne Macht der Vollkommenheit. Aber der Mensch ist abhängig von einem Schicksal, „das ihn erhebt, weils ihn zermalmen kann, das ihn zermalmen wird, weils ihn erhob". Dies Schicksal hat in letzter Zeit Unmengen von größtenteils jüdischen Banquiers zum Bankerott und ins Zuchthaus oder in den Tod getrieben, und diese Bankkrache wiederum haben tausende an den Bettelstab gebracht. Eine fürchterliche Ernüchterung ist über uns gekommen. Die Geschäfte stocken, die elektrische Industrie ist stecken geblieben, tausende von intelligenten Arbeitern, besonders in der Metallbranche, sind brotlos. Wer freut sich darüber wohl mehr als die Sozialdemokratie, die jetzt auch den einzig unverbrauchten Kräften Deutschlands, seinem von der vergifteten Großstadtkultur noch ganz unberührten Bauerntum und der Landwirtschaft den Lebens-

boden entziehen will. Hier muß nun die große Lehre einsetzen: Eine innere Reformation ist heut unbedingt zu einer Notwendigkeit für die oberen Klassen geworden. Man hat geglaubt, sozial in dem Sinne versöhnen zu können, daß man hie und da wie bei der Karl Zeißstiftung in Jena den Fabrikarbeitern Anteil am Kapital gegeben hat. Das ist an sich sehr schön, genügt aber noch lange nicht. Andrerseits hat man geglaubt, durch ästhetische Kinderbildung, wie sie Lichtwark betreibt, oder durch ästhetische Volksbildungskurse die heraufsteigende Masse zu versöhnen. Das ist vorläufig noch verfrüht. Sondern die Hauptsache muß folgender Gedanke sein. Wie ein Baum nicht von oben, sondern von unten nachwächst, so auch ein Volk. Solang die Wurzel des Baums gesund ist, können ruhig die Wipfeläste verdorren oder brechen. Es ist noch ein Ueberschuß an gesunder Kraft da.

So kann auch der Adel sich in seinem Kastenstolz erstarrend von allem Fortschritt in einem petrefakten Konservativismus einkapseln, es ist noch genug Lebenskraft im Volk. Schlimmer aber ist es, wenn von oben herunter ein Verfaulungsprozeß nach unten sinkt. Hat diese faule Gärung erst die Tiefe ergriffen, so ist das wieder da, was wir überwinden zu können hofften: die Revolution. Es ist ein gewaltiger Drang im Volk. Ein Drang nach materieller Gleichstellung zunächst. In den besseren aber lebt auch eine große Ehrfurcht vor den Geistesschätzen, die die Besten aus dem Bürgerstande aufgehäuft haben. Aber es ist nicht

zu verlangen, daß die ganze, so lange in tiefer geistiger Unkundigkeit erhaltene Proletariermasse schon reif zur richtigen Wertschätzung geistiger Werte ist. Das erste muß für sie Brot sein. Gutes nahrhaftes Brot. Erst dann kann auch der Geist nach Nahrung verlangen. Gebt Ihr ihnen, Ihr Besitzenden, also statt Brot, Bücher oder Bilder, so werden nur wenige Euch danken. Aber noch ehe Ihr würdig seid, der Zukunft des Vaterlands Brot zu spenden, müßt Ihr euch selbst reformiert haben und „klug genug sein, um edel zu sein" wie Grabbe sagt. Ihr, die Ihr dem Bürgerstande angehört, sollt eingedenkt sein Eurer Tradition, da Ihr nun einmal Kaste seid. Ihr selbst habt Euch einst in wilden sozialen- und Glaubenskämpfen eine Berechtigung, licht- und luftteilhaftig zu sein, errungen. Durch geistiges und materielles Streben und treuen Fleiß habt Ihr im Verein mit der sparsamen Tugend Eurer einfachen Vorfahren allmählich im 19. Jahrhundert Euch die prädominierende Stellung in der Gesellschaft erworben. Aber Ihr seid Euren guten Traditionen untreu geworden. Ihr habt den Kalk des Egoismus und der Indifferenz angesetzt. Stets nach oben schielend, seid Ihr Schmeichler und Byzantiner, und nach unten herrisch und unduldsam, seid Ihr Tyrannen geworden. Ihr habt Persönlichkeitsideale gehabt und habt Euch statt zu Persönlichkeiten zu Fratzen gemacht. Ihr seid im materiellen Genuß verfettet und indolent und stolz geworden. So seid Ihr als Stand impotent. Eure Mission ist erfüllt;

es ist der Zeitpunkt da, wo Ihr Euer Zepter dem noch unverbrauchten Stande abtreten müßt. Es fragt sich nur, ob gutwillig oder nicht. Wenn gutwillig, so wird Versöhnung durch Verschmelzung aller noch lebensfähigen Keime des Bürgertums mit den besten Kräften der Arbeitsintelligenz möglich sein. Wenn nicht, so wundert Euch nicht, wenn die schlechtesten Säfte der Tiefe an die Oberfläche kommen und das Chaos zuletzt in Eruptionen sich entläd. Um aber zu versöhnen, nutzt es nichts, wenn eine neuste Künstlergruppe „Heimatskunst" proklamiert und sich in landschaftlichen Partikularismus mit Schlafrock und Zipfelmütze versenkt — das ist Reaktion, die nichts bedeutet. Wohl aber nützt es etwas, wenn Männer, in denen noch die alten Volksideale und Menschenrechte lebendig sind, wie in dem tapferen Pädagogen Oskar Weissenfels (Bildungswirren der Gegenwart) oder in dem nationalen Elsässer, dem schon oft zitierten Fritz Lienhard (Neue Ideale 1901), zu einer harmonischen Persönlichkeitsvertiefung und Gemütserweckung aufrufen, die wesentlich moralische Besinnung zu nennen sind. Selbstzucht, Glaubensentfaltung, Demut vor dem Schicksal oder Gott, Liebe zur Nation, freiheitliches Selbstbewußtsein des Einzelgeistes, Wille zum Leben als Höherbildung in moralischer und intellektueller Beziehung, das sind die Grundaufgaben, die uns Gebildeten, die wir noch die Macht des Standes

haben, das 20. Jahrhundert auferlegt. Schwere Pflichten, die aber ernst genommen zu einer Vereinfachung der materiellen Lebensführung, zum liebevollen Sich-niederneigen zu dem erlösungshungrigen Volke, zum Gefühl des national-menschlichen Zusammenhangs und schließlich zur — großen, aus tiefen Wirren herausgeborenen Lutherfreude führen und zu dem männlich vollmenschlichen Ideal leiten, das wegen der Stärke der von ihm in Wirklichkeit umgesetzten Zukunftsideen den Sieg an seine Fahnen heften muß. Werdet Menschen, Menschen, die sich bewußt sind, daß trotz aller winzigen Standes- und Berufsvorrechte Freiheit und Brüderlichkeit keine leeren Phrasen sind, und daß Gleichheit der Rechte in menschlicher Beziehung mit Ungleichheit der Pflichten Hand in Hand gehen müssen. Dann wird auch das Dumpfe, Schwächliche, Weibische, Chaotische weichen und einem schöneren Tage, einer Epoche des sittlichen Wachstums des mit so großen Gaben ausgestatteten Germanentums Platz machen. Erst so wird wieder wahre vaterländische Gesinnung möglich und zugleich das, was uns am meisten fehlte: Optimismus.

Aber nicht der Optimismus des Leichtsinns und der naiven Oberfläche, der in Wahrheit, wie Schopenhauer ihn nennt: „verrucht" ist, sondern der Optimismus, der nur die Blüte der Selbstbesinnung

und was beides die Frucht der starken Selbst- und Weltüberwindung ist.

Und einen Lehrmeister haben wir, der nicht umsonst gelebt hat und den die Goethephilologen, die jeden Hosenknopf des zugeknöpften Herrn Geheimrats registrieren, für überlebt gehalten haben. Ich meine Schiller! Man wird sich fragen, warum ich nicht Goethe nenne, den doch unbedingt so viel größeren Dichter, der uns im Faust das größte Lebensideal geschenkt hat. Noch dazu, wo doch jetzt ein „Goethebund"(!!) gegründet und ein vielgelesenes Buch „Mehr Goethe" von Rudolf Huch geschrieben ist? Gewiß: Goethes Faust ist für uns Deutsche das Größte, wie Goethe neben Shakespeare der größte Dichter aller Zeiten ist. Aber Goethe, der Vollmensch, der Sohn eines beispiellosen Glücks, ist doch zugleich zu vielseitig, um für ein bestimmtes Lebensideal vorbildlich zu sein und dann war er doch auch gerade in nationaler und menschlicher Beziehung oft zu egoistisch, zu sehr „für sich", als daß ich ihn nenne. Schiller dagegen, der Frühvollendete, der Unermüdliche, der Sohn armer Eltern, der sich nur durch die Reinheit seiner Gesinnungen und den beispiellosen Adel seines leuchtenden Charakters, „hinter dem alles Gemeine im wesenlosen Scheine lag", aus trüben Verhältnissen zum männlichen Herrscher über seine Leiden und die Welt emporgearbeitet hat, ohne seiner Brüder je zu vergessen, Schiller, der größte Deutsche nächst Luther, ist uns in Wahrheit der Wegweiser in

unsrer Zeit. Er hat uns gelehrt, wie man auch bei kleinerer Begabung als Goethe, doch ein größerer Mensch werden kann. Er hat uns gezeigt, was Fleiß und Selbstzucht zu gestalten vermögen.

So phrasenhaft vieles von ihm auf den ersten Blick erscheinen mag, so viel tiefer und größer ist es bei aller Bewußtheit seiner Reflexion als alles, was nach ihm bis auf diese Stunde an Kunst geschaffen ist; Dichter wie Ludwig und Hebbel sind an ihm zusammengebrochen; vor Männern wie Ibsen, die nur nörgeln und anklagen, hat er die positive Lichtstärke voraus, die im Kampfe errungene, absolute Sicherheit. Vor allen modernen Dichtern, so sehr sie ihn an technischer Feinheit überragen, das Einzige, was not tut, den genialen Blick für die Ideen der Zeit und den Inhalt, der, wenn bedeutend, alle schöne aber leere Form überlebt. Seine Balladen, die die Goethes durch dramatischen Akzent übertreffen, sind viel zu tief, als daß sie verdienten, in Schulen zu Tode geleiert zu werden. Gedichte wie „das Ideal und das Leben" werden so leicht nicht geschrieben. Sind auch manche seiner Dramen — Wallenstein natürlich nicht — allmählich verblaßt, so sind sie bessere Dramen gewesen, als alle nach ihm zusammen. Und was will das sagen gegen eine Kunst von hundert Jahren, die wegen der fehlenden Persönlichkeiten schon jetzt für uns ingoutabel ist. Er zeigt, daß nur Unmaniertheit, Glauben und Liebe die Schlüssel zu dem Herzen des Volkes sind, dem wir nun einmal angehören. Er hat

den Künstlern die Würde des durch eigne Gesetze freien Menschen gepredigt, die sie natürlich in ihrem Dünkel verlachten:

Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben,
Bewahret sie,
Sie sinkt mit Euch, mit Euch wird sie sich heben.

Und in den „Briefen über ästhetische Erziehung" hat er für alle Gebildeten ein wundervolles Bekenntnis davon abgelegt, daß wahre Schönheit zugleich wahre Sittlichkeit ist. Das große Menschenideal des Revolutionszeitalters, wie es Schiller und Beethoven, diese beiden Großen, gepredigt haben in Worten und Tönen, ist noch nicht überwunden. Wir müssen zu ihm zurück, wenn wir vorwärts wollen, wie wir zu den nachdrängenden Massen der Tiefe eine Stufe herunterschreiten müssen, wenn wir aufwärts steigen wollen. Erst dann wird für uns alle wahr werden das Schlußbekenntnis der neunten Symphonie: Lasset uns andere Töne anstimmen, höhere und freudevollere!



Date Due

APR 8 1972			
OCT 29 1974			

Demco 38-297